Die

Erde und ihre Bewohner

nach

den neuesten Entdeckungen.

Ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde
Produktenlehre und den Handel

von

E. A. W. von Zimmermann.

Zweiter Theil.

Westindien.

Neue verbesserte Auflage.

Stuttgart,
bei August Friedrich Macklot. 1824.

Vorrede
zur zweiten Ausgabe.

So wie bei dem ersten Theile dieses Lesebuchs, habe ich mich bemüht, diesen zweiten in gedoppelter Hinsicht zu vervollkommnen.

Einmal habe ich eine allgemeine Uebersicht der hier dargestellten Länder Westindiens vorangeschickt, und sodann das Wichtigste von dem hinzugefügt, wovon wir in dieser Zeit durch neuere Reisende mehr oder besser belehrt worden sind.

Ebenfalls glaube ich bei Beendigung der kurzen Darstellung des Negerhandels, durch die neuern Angaben der Summe der ausgeführten Neger gezeigt zu haben, daß die im ersten Theile angenommene Anzahl nicht übertrieben sey. Durch Beibringung einiger neuen lehrreichen Beispiele ist daneben dasjenige bestätigt, was sowohl über die Fähigkeiten als über den Charakter der Neger vorhin gesagt war. Die neuern Werke eines von Humbolds, Robins, Desponts, Rainsfords, Gregoire's u. A. waren hiebei hauptsächlich meine Führer.

Zu den, uns jetzt so schmerzhaft vorenthaltenen Produkten Westindiens, wird man auch dasjenige nicht ungern hinzugesetzt finden, was über den dortigen Anbau des Zuckerrohrs Australiens neuerlich bekannt

worden ist. Ueberhaupt glaube ich durch die Auseinandersetzung des Werths und des Anbaues der Colonialwaaren dem gebildeten Kaufmanne keine ihm uninteressante Unterhaltung verschafft zu haben.

Auch wird es hoffentlich nicht unangenehm seyn, zuletzt über den weitern Zustand des jetzt anarchischen Kaiserthums Haiti (St. Domingo) hier das Neuere zu lesen; schwerlich wird sich das Ganze wieder in einer bessern Lage vor dem Frieden oder der wirklichen Ruhe von Europa finden.

Zu dem, was im ersten Theil S. 111. von der Art, die Sklaven aus dem innern Afrika zum Verkauf an die Küsten zu führen, beigebracht ist, muß ich noch die gewöhnlichere hinzufügen. Man legt den Sklaven ein Halsband an, welches vermittelst eines Ringes an einer langen hölzernen Stange befestiget ist; auch endigt sich diese Stange nun in eine Gabel, welche durch einen starken Nagel verhindert, daß der Kopf sich durchzwängen kann. Bei einer Reihe von Sklaven muß der Nachfolgende das Ende der Stange seines Vormanns tragen, und die letzte Stange trägt der Sklavenhändler selbst. Zur Nacht bindet man dem Sklaven die Arme an diese lange, schwere Gabel fest.

Braunschweig, den 30. April 1810.

E. A. W. v. Zimmermann.

Inhalts-Anzeige.

	Seite
Einleitung	1
Reizender Anblick der westindischen Inseln	2
Die unterirdischen Gärten auf dem Meeresgrunde	3
Quellen süßen Wassers mitten im Meere	4
Westindien. Benennung, Eintheilung und Bildung	4 u. f.
Klima, Jahreszeiten und allgemeine Uebersicht der Produkte	7 u. f.
Die westindischen Inseln genießen eines gemäßigtern Klima's als die unter gleicher Breite gelegenen afrikanischen Länder	7
Die trockene und die nasse Jahrszeit	7—9
Beispiele der Furchtbarkeit dortiger Orkane und Erdbeben	10 u. f.
Die großen Antillen. Cuba	12 u. f.
Die Havana, Hauptstadt von Cuba	13 u. f.
Erstaunliche Vermehrung der Bienen auf Cuba	15
Die Insel St. Domingo	—
Ueppige Fruchtbarkeit des Landes	16
Produkte. Große Menge des Hornviehs	16 u. f.
Gebirge und Bewässerung	17
Ehemalige Eintheilung in das französische und spanische Domingo	17 u. f.
Cap Français, vormals Hauptstadt des französischen Antheils	18
St. Domingo, Hauptstadt des spanischen Antheils	18 u. f.
Die Insel Portorico	19 u. f.
Indolenz ihrer Bewohner	—
Kaffee und Hornvieh beinahe die einzigen Ausfuhrartikel	20
Der Mancanillenbaum, eine der furchtbarsten Giftarten	20—21
Die Insel Jamaica	21 u. f.
Hohe Gebirgsketten	21—22
Reichthum an Produkten	22—23

Seite

Die Lucaien oder Bahama-Inseln 25
Die Bermuden oder Sommers-Inseln . . . 25—26
Die Jungfern-Inseln 26
Die Caraibischen Inseln oder kleinen Antiklen.
Guadeloupe 27
Martinique . . . . —
St. Pierre, Hauptstadt der Insel, und dortige Lebensart . 28
Die übrigen kleinen Antillen . . . . 29—31
Trinidad, die südlichste derselben . . . . . . 31—32
Der Mensch, der Bewohner Westindiens.
Der Original-Bewohner . . . . 32 u. f.
Bei der Entdeckung Westindiens fanden sich zwei sehr von einander verschiedene Menschenracen 33
Blos die eine davon, der Caraibe, hat sich bis in die neuern Zeiten erhalten 36
Das Aeußere des Caraiben . . . . 37—38
Lebensart, Sitten und Charakter . . . . . . 38—40
Der Manioc oder Manihot, das Hauptnahrungsmittel in Westindien . . . . 40—41
Religion und Sprache der Caraiben . . . . . 41—42
Allmählige Verminderung auch dieses Stammes der Original-Bewohner 42
Der in Westindien Angesiedelte, der Fremde . . . . 43 u. f.
Der Creole oder von europäischen Aeltern dort Erzeugte . 43—45
Seine äußere Verschiedenheit vom Europäer . . . . 43—44
Das creolische Frauenzimmer . . . . 44—45
Edelsinn, Großmuth und Milde sind dem Creolen eigen . 45
Frühe Reife und eben so schnelles Dahinwelken des creolischen Menschen . . . . —
Der Neger in Westindien . . . . —
Durch Vermischung des Europäers mit dem Neger und Amerikaner erzeugen sich vielfache Mittelschlachten, die sogenannten farbigen Menschen . . . . 45—46
Der Mulatte . . . . 46—47
Gefleckte Neger 47
Der Terceron, Quarteron und Quinteron 48
Der Sambo . . . . —
Der Mestize . . . . —
Die schwarzen Caraiben 49
Zustand der farbigen Menschen in Westindien . . . 51—53
Schönheit der Mulattinnen 51

Seite
Die reizende Johanna, Geliebte des Capitäns Stedmann . 53—55
Große Ueberzahl der Neger gegen die Weißen in Westindien . 55 u. f.
Behandlung des Negersklaven . . . . 58—72
Art des Ankaufs der Schwarzen . . . . 58—60
Die Sklavenwohnungen 62
Verdienste der Mährischen Brüder um die Neger der dänischen Inseln . . . . 63—64
Eintheilung in Haus-Neger, Handwerks-Neger und Feld-Neger 64
Arbeiten der letztern . . . . 65—66
Gesetze zum Schutze der Neger in den verschiedenen Colonien 66—68
Beispiele von Mißhandlung der Neger . . . . . 68—72
Besonders das schöne Geschlecht zeichnet sich hierbei durch Grausamkeit aus . . . . 69 u. f.
Häufige Selbstmorde unter den Negern 73
Die Maron-Neger . . . . 74—86
Ihre Kriege mit den Europäern . . . . 76—86
Merkwürdige Art der Holländer in Surinam, Frieden mit ihnen zu schließen . . . . 82 u. f.
Neger-Aufstand auf St. Domingo . . . . . . 87—90
Die Stapelwaaren Westindiens . . . . . 92 u. f.
Vorläufige Betrachtungen über die Nahrungsmittel des Menschen 92-100
Der Zucker der Colonien und sein Anbau 100-109
Die Baumwolle 109-112
Der Indigo 112-114
Der Kaffee 114-119
Der Cacao 119
Der Pimento oder Jamaica-Pfeffer . . . . . . —
Der Ingwer . . . . —
Der Roucou 120
Die Aloe 121
Totalwerth der Exporten Westindiens . . . . . 123 u. f.
Ist die Aufhebung der Sklaverei in den Colonien möglich und zuläßig? 127-131
Ueber den neuern Zustand von Hayti (St. Domingo) und über die Neger überhaupt, nach Rainsford und Gregoire, ein Zusatz zu der Darstellung der Neger 131-134
Toussaint l'Ouvertüre; seine Charakteristik . . . . 132 u. f.
Einige naturhistorische Merkwürdigkeiten Westindiens . . . . 134 u. f.

Seite

Die wandernden Krabben; der Turlurur 134-139
Der Soldat oder Diogenes 139-141
Der weißköpfige Adler und der Fischaar 141-142
Die Jagd a) des Diablotins, b) des Leguans, und c) der Schildkrötenfang durch die Remora 142-148
Condamine, Biographie 149-166

Westindien.

Einleitung.

Ein Reisender, welcher im stürmischen December Europens öde Küsten verläßt, und nach einer kaum monatlichen Fahrt sich unter dem schönsten Himmel durch zahlreiche Inselgruppen von der üppigsten Vegetation eingeschlossen findet, muß sich gleichsam bezaubert fühlen.

Freilich bereitete ihn die Reise selbst schon zu einer völlig neuen Schöpfung vor. Statt jener Schaaren von Zugvögeln, welche kurz vor seiner Abfahrt den Winter seines Vaterlandes flohen, sieht er jetzt plötzlich die Bewohner des Meeres (Trigla und Exocoetus volitans L.) geflügelt sich in großen Zügen aus der Tiefe erheben. Oft fallen einige auf das Schiff selbst nieder; viele werden den Seevögeln zur Beute; der größern Zahl aber, denen das Trockenwerden der Brustflossen die Kraft zum weitern Fluge benimmt, lauern die Dorade (Coryphaena Hippurus L), der Bonite (Scomber Pelamis L.) und andere Raubfische bei ihrer Rückkehr zur Heimath mit offnem Rachen auf.

Das Meer, das Wasser selbst zeigt eine erstaunliche Vegetationskraft. Würden die großen Waldungen auf der Erde, aus einem Aerostat von oben herab gesehen gleich einer grünen Decke erscheinen, so zeigen sich hier meilenweite Flächen des atlantischen Oceans beschattet von der Zostera oceanica und marina, und andern Algen und Seegräsern. Oftmals sind sie in einander verschlungen, und bilden ein Kettenwerk, das selbst von den Fahrzeugen nur mühsam durchbrochen wird, einen grünen, dicken, schwer zu zerreißenden Teppich. Ihre vielfach in einander gewebten Zweige und ihre elastischen Blasen, diese merkwürdigen Werkzeuge zu ihrer Erhebung aus den Tiefen des Meeres, alle sind sie von unzählbaren Insekten und Meereswürmern belebt, und dicht mit dem Laiche der Fische und Schalthiere übertüncht. Auch wohnt in ihnen die junge Brut der Seeschnecken und Muscheln. Schon hat der aufmerksame Beobachter Robin hierauf die Embryonen jener bis jetzt aus der lebenden Natur ausgemerzt geglaubten Ammonshörner

entdeckt, die, versteinert, bis zur Größe fast von einem Wagenrade die Naturalien-Cabinette zieren. So mag dereinst auf ähnliche Weise ein genaues Beobachten noch manche bis dahin für antediluviana gehaltene Petrefakten aus den tiefen Meeresschlünden wieder ins Leben zurückrufen.

Bald zeigen sich neue Naturphänomene andrer Art.

Die Elektricität bildet ungeheure Wassersäulen (Wasserhosen). Theils hangen sie trompetenförmig mit einer sehr breiten Grundfläche vom Himmel zum Meere hinab, und reißen Alles, was sich ihrem Berührungskreise nähert, wirbelnd gegen die Wolke. Theils steigen sie wie Säulen vom Meere aus in die Luft. Voll Besorgniß gegen den Himmel geschleudert zu werden, richtet der Seemann sein Geschütz gegen das furchtbare Meteor, um es zu vernichten; aber hier macht ihm bald ein unerwarteter Blitz das Ende, dort stürzt es mit einem mächtigen Regengusse unschädlich neben dem Schiffe in die Flut.

Beim weiteren Fortrücken nähert sich der unkundigere Seemann dem mächtigen Golphstrom an Floridas Küsten. Von dort aus streckt dieser, bei einer Breite von ein Paar Seemeilen, seinen ungeheuern Bogen von mehr als 400 Meilen nördlich bis zum 40sten Grade gen Europa hin, und täuscht die Rechnung des Schiffers. Er mindert die Fahrt oft um 15 deutsche Meilen in einem Tage. Nur der besser unterrichtete Seekapitain versteht, durch Franklin belehrt, den Strom mit dem Thermometer in der Hand zu entdecken und zu vermeiden; denn selbst seine Gränzen zeigen sich schon um mehrere Grade wärmer als die übrige Flut.

So mannigfaltig in Bewundrung gesetzt, nähert sich endlich der Reisende den zahlreichen Bahama-Inseln (Lucaien). Der erste Eindruck ihres reizenden Anblicks war es, der Colons Reisegefährten zwang, den seltnen Mann, welchen sie kurz vor der Entdeckung des Landes als einen verhaßten Betrüger ins Meer zu werfen drohten, plötzlich als ein überirdisches Wesen anbetend zu verehren.

Er selbst fühlte sich von der Schönheit dieses Theils der neuen Welt ganz durchdrungen, und benannte beim weitern Vordringen die zahllosen Inseln, welche das von ihm vermeinte feste Land von Cuba einschließen,

die Gärten des Königs und
die Gärten der Königin.

Aber so wie jene der Hesperiden werden auch diese von Ungeheuern unablässig bewacht. Wehe dem unkundigen Schiffer, der das Labyrinth der Tausende von Klippen (Kayen), Untiefen, Korallenriefen und Felsen nicht genau kennt, durch welche die Antillen in jeder Richtung gleichsam verschanzt stehen!

Hat er sie aber glücklich besiegt, dann eilt er zu unaussprechlichem Genuß. Die hohen Gebirgsrücken der großen Antillen

gewähren einen erhabnen Anblick. Die schönsten Waldungen bedecken sie; ihren Fuß schmückt die treffliche Palme nebst dem majestätischen Ceiba (Baumwollenbaum). „Nein,“ sagte Colon in dem Briefe, den er von Cuba aus an seine königlichen Beschützer, Ferdinand und Isabella schrieb: „meine „Feder ist zu schwach, Ew. Hoheit ein Bild von der Trefflichkeit dieser Länder zu entwerfen. Die Schönheit der Flüsse, „die Klarheit der Gewässer, das herrliche Grün der von ihnen „bewässerten Wiesen, die Menge und die Majestät der sie beschattenden Bäume, das Farbenspiel der Vögel, welche sie „bewohnen, dieß zusammen genommen übertrifft Alles, was „mir bis jetzt vorgekommen ist, so sehr, daß mir durchaus „Ausdrücke mangeln, hievon eine Beschreibung zu geben, die „sich nur von weitem der Wahrheit näherte.“

Wie viel größer und pittoresker wird aber nicht dieser Anblick, wenn man sein Auge zugleich auf jene zahllosen Kays richtet, die, obgleich nur Kalkfelsen, dennoch mit der schönsten Vegetation geziert, über dem Wasser einzeln hervorragen.

Zwischen den vielen kleinen Inseln, die ihren Namen nach den eilftausend Jungfern führen (Virgin Islands), schwimmt man, dem Labat zufolge, wie durch eine große Wiese, welche von den schönsten Bächen und Gebüschen durchschnitten wird.

Den genauern Beobachter erwartet indeß ein noch weit merkwürdigerer Genuß. Ihm zeigen sich Scenen, die er vergeblich auf der übrigen weiten Erde aufsuchen würde.

Nicht genug an den über dem Wasser liegenden Gärten, entdeckt sein gegen die Fluten gerichtetes Auge unter dem Meere liegende Gärten von höchstem Interesse. „Zwischen den eng „zusammenliegenden und nächst um die größern Eylande her„um, sagt Schöpf als Augenzeuge, finden sich unterirdi„sche Gärten. Das Wasser ist hier bis auf den Boden, bei „mehr als 60 Fuß, von der reinsten Klarheit. Das Boot „schwimmt auf einer kristallnen Flüssigkeit, in welcher es wie „in der Luft zu hangen scheint. Wer hieran nicht gewöhnt „ist, dem schwindelt leicht bei diesem Anblicke. Auf dem rein„sten Sande sieht man unter sich tausenderlei Gewürme, See„igel, Seesterne, Seeschnecken und vielartige Fische von so „schönen Farben, die man bei diesen Thieren in Europa kaum „denkbar findet. Das brennendste Roth, das reinste Blau, „Grün und Gelb, spielt hier neben einander. Man schwebt „über ganzen Waldungen von herrlichen Seepflanzen, von „Gorgonien, Korallen, Alcyonen, Flabellen und mancherlei „Schwammgewächsen hinweg, die durch vielerlei Farben das „Auge nicht minder ergötzen, und von den Wellen so sanft „hin und her bewegt werden, als die schönste Vegetation eines „der blumenreichsten Gefilde über der Erde. Das Auge täuscht „sich in Beurtheilung der Tiefe. Man glaubt mit der Hand

„Pflanzen pflücken zu können, welche bei genauer Untersuchung „mit einem Ruder von 10 Fuß Länge kaum erreichbar sind."

Doch nicht genug. Diese Meere zeigen noch ein anderes, wenn gleich nicht einziges, dennoch sehr seltenes Phänomen.

„An der südlichen Küste von Cuba, sagt Herr v. Humboldt *), südwestlich von dem Hafen Batabano in dem „Meerbusen von Xagua, jedoch 2 bis 3 Seemeilen von dem „festen Lande, brechen mitten im salzigen Wasser, wahrscheinlich durch hydrostatischen Druck, Quellen süßen Wassers her„vor. Der Ausbruch geschieht mit solcher Kraft, daß kleine „Fahrzeuge sich fast mit Gefahr diesem, wegen des hohen Wel„lenschlags berühmten Orte nahen. Die Küstenschiffe besuchen „bisweilen diese Quellen, um sich mitten im Meere einen Vor„rath süßen Wassers zu verschaffen. Je tiefer man schöpft, „desto süßer ist das Wasser. Dort wird auch häufig die Fluß„kuh (Trichecus Manati) erlegt, ein Thier, welches sich nicht „im salzigen Wasser aufhält."

Jetzt zur genaueren Ansicht dieser merkwürdigen Weltgegend.

Benennung, Eintheilung und Bildung.

In diesen schönen Gewässern hat sich nun die große Inselmasse, welche wir mit dem Namen Westindien (the West-indies) belegen, gebildet. Und dieser Name gebührt ihr mit Recht.

Als Colon die kühne Reise unternahm, um zu den Gewürzen und übrigen Schätzen der Molucken durch einen neuen, westlichen Weg zu gelangen; als er sodann voll Zutrauen die am weitesten hervorragenden Arme jener Schatzkammer des Orients entdeckt zu haben glaubte, indem er auf die Lucaischen Inseln, und bald darauf auf die größern Antillen stieß, waren ihm diese Länder, dereinst eben wohl die großen Gewürzmärkte Europens, waren sie ihm nicht damals wirklich das in Westen gelegene Indien? Und jene zuerst entdeckten Inseln, hießen sie, da man Amerika selbst für eine sehr große Insel ansah, nicht mit Recht die vor diesem großen Eilande gelegenen Inseln (Ante majores Insulas sitae; Antilles) **)?

Hiernach gehören denn alle die Inseln unter diese Benennung, welche den ungeheuern Bogen bilden, der von Florida aus in Norden gegen den 28sten Breitengrad anhebt, und sich in Süden mit der Insel Trinidad gegen den 11ten Grad am festen Lande des spanischen Gujana endigt.

Gibt man auf das Meer selbst Acht, worin diese Inseln gelegen sind, dann finden sich drei ziemlich auffallende natürliche Abtheilungen. In Norden der große Meerbusen von Mexiko,

---

*) v. Humboldt's Ansichten der Natur. I. S. 331.

**) So erklärte es schon vormals Hofmann im Universal-Lexico, ebenfalls Martiniere u. A.

gebildet durch Florida und Cuba, der größten aller Antillen in Osten, und durch Yukatan, und ganz in Westen durch das feste Land von Mexiko selbst.

Die zweite Abtheilung hebt mit der Südseite von Yukatan und Cuba an, und würde in Süden durch das Cap Graciosa Dios in Honduras, ferner durch die Bänke Serranillas und Bivoras, endlich durch Jamaica und St. Domingo abgeschlossen. Sie führt vom Continent den Namen Honduras-Bay.

Die dritte Abtheilung ist diejenige, welche die gewöhnlich so genannten Antillen enthält. Sie fängt mit jenen großen Inseln und Porto Rico an, und schließt in Westen mit dem Continente; in Osten ist sie eingefaßt von den Antillen, die wir, wegen ihrer Bewohner, die Caraibischen Inseln nennen; daher dann dieß Meer auch das M e e r d e r C a r a i b e n benannt wird.

Die Anzahl der Inseln selbst ist, sobald man ihr nördliches Außenwerk die Lucaien und alle die kleinern, die oftmals nur aus nackten Felsen bestehen, aufrechnen wollte, kaum angeblich. Sicher zählte man mehrere Hundert.

Uebersieht man auf einer flachen (M e r c a t o r ' s) Weltkarte diese Inseln, und vergleicht zugleich ihre Lage mit solchen Archipelen, die sich ebenfalls unter der heißen Zone befinden, dann trifft die wahrscheinliche Entstehung aller dieser Archipele und ihrer Tausende von Inseln mit dem stärksten Umschwung, nämlich mit der größten Geschwindigkeit, also mit der größten Gewalt der Gewässer unsers Erdbodens genau zu. In Polynesien und in Ostindien sind die erstaunlichen Inselwelten um den Aequator gelegen, und zwar die größte Summe der größern Inseln an der nördlichen Seite desselben.

Es scheint daher nicht unbillig anzunehmen, daß jener mächtige Umschwung, da wo er bei noch nachgebendem Continente in den Urzeiten unsers Erdballs in Verbindung mit einer anderweitigen Revolutionsursache wirkte, eine der Hauptursachen der Bildung dieser unzählbaren Eilande gewesen seyn könnte.

Wahrscheinlich ließ auch hier, in dem heutigen Westindien, der mächtige Wasserstrom, welcher in den uns unbekannten grauesten Zeiten der Welt von Südost gegen Nordwest gewaltsam hervordrang, und viele Tausend Quadratmeilen des Continents theils überspülte, theils unwiderstehlich zertrümmerte, und dadurch der Erdrinde eine neue Gestalt gab, dieser mächtige Wasserstrom ließ sie wahrscheinlich als die wenigen Trümmern zurück, die im Stande waren, seiner Allgewalt Trotz zu bieten. Sie stehen mithin da, als die Ruinen einer vormals weit größern Erdfläche.

Hiemit stimmen die v. Humboldtschen Beobachtungen anjetzt überein. „Die Klippen-Inseln, Boracha, Caraccas und „Chimanas (unweit Cumana) ragen thurmähnlich aus dem

„Meere hervor, und bezeugen den furchtbaren Andrang der „eingebrochnen Fluten gegen die zertrümmerte Gebirgskette. „Vielleicht war das antillische Meer, wie das Mittelländische, „ein Binnensee, der plötzlich mit dem Ocean in Verbindung „trat *).“

Viele dieser Inseln haben unstreitig seit dieser Zeit neue und wichtige Revolutionen zu bestehen gehabt. „Die Inseln Cuba, „Hispaniola und Jamaica enthalten noch die Reste des hohen „Glimmerschiefer-Gebirges, welches jenen inländischen See „nördlich begränzte. Es ist auffallend, daß gerade da, wo „diese drei Inseln sich am meisten nähern, die höchsten Gipfel „liegen. Man mögte vermuthen, der Hauptgebirgsstock die„ser antillischen Kette habe zwischen Cap Tiburon (St. Do„mingo) und Morant Point (Jamaica) gelegen **).“ Auch sind vielen noch jetzt die lebendigen Spuren des volkanischen Feuers tief eingedruckt. Andere leiden dagegen gleichsam vor unsern Augen noch täglich auf einem langsamern ruhigern Wege bedeutende Veränderungen.

Es ist nämlich, nach dem was wir jetzt von dem bewundernswürdigen Anwachs der Corallen kennen, sehr glaublich, daß viele Antillen durch die stets fortzeugenden Meerpolypen, Tubularien, und andere ähnliche Erbauer der Madreporen, Milleporen, und sonstigen Korallen, welche dieß ungeheure Meeresbecken gleichsam austapezieren, sich beträchtlich vergrößern. Besteht doch eine sehr große Anzahl derselben fast gänzlich aus den kalkigen Wurmwohnungen ***).

Da mehrere dieser Inseln wiederum sprechende Beweise ihrer Volkanität an sich tragen, so wäre es dem Geologen vielleicht nicht unmöglich, eine Eintheilung nach ihrer verschiedenen Entstehungsart unter ihnen einzuführen. Allein man bedenke, da dergleichen Erdrevolutionen und Umstürzungen sicher mehrmal, zu verschiedenen Zeiten Platz gehabt haben, so können selbst solche Inseln, welche auch dem submarinen Feuer ihr Daseyn verdanken, nachmals wiederum bald durch große Fluten überspült, und mit neuen Erdschichten bedeckt seyn, theils von jenem zwar langsam, aber seit Jahrtausenden unaufhörlich fortarbeitenden Seegewürm mählig mit kalkartigen Schichten übertüncht worden seyn.

Schicklicher bleibt daher stets diejenige Eintheilung, welche die Natur der heutigen Lage und der Meteore dem Nautiker vor Augen legte.

Jenes nordliche Außenwerk des gesammten Archipels, die Bahama-Inseln, trennte die Natur selbst durch einen Kanal,

---

*) v. **Humboldts Ansichten der Natur** S. 50.
**) Ebend.
***) M. s. besonders *Robin* Voyages T. I. p. 184 u. f.

ein bedeutendes Fahrwasser, durch den Bahama-Kanal; dieß gäbe die erste Abtheilung.

Hierauf folgte dann die Kette der großen Antillen von Westen nach Osten gerechnet; Cuba führte die Reihe auf, das Mittel machte St. Domingo nebst Jamaika, und Porto Rico beschlösse den Zug.

Gleich nach letzterer Insel nähme sodann mit den sogenannten Jungfern-Inseln der nach Osten hinausliegende Bogen der eigentlichen kleinen Antillen seinen Anfang, diese laufen bis zu dem Orenoko hinab, und werden, jedoch mit Ausschluß jener kleinsten (Virgin Islands) die Caraibischen Eilande benannt.

Und hier paßt denn die Unterabtheilung derselben, welche der Seemann von dem Winde hernahm. Er nannte diejenigen die Inseln im Winde (Windward Isles, Iles du Vent), welche dem steten Ostwinde der heißen Zone am weitesten entgegen stehen, die ihn also früher erhalten; die übrigen hingegen, zu denen er wegen ihrer Lage später gelangt, die Inseln unter dem Winde (Leward Isles, Iles sous le Vent).

Die Spanier treten bei ihrer Eintheilung auf gewisse Weise der Wahrheit noch näher. Sie belegen nämlich alle hier genannte Caraibische Inseln mit dem Namen der Inseln im Winde (barlo Vento); dagegen aber diejenigen, welche völlig innerhalb jenes großen Inselbogens selbst, nahe an den Küsten des Continents von Amerika gelegen sind, z. B. Curassao, Buon Air, Blanca, Orchilla, Margarita u. a. Inseln unter dem Winde (sotto Vento) genannt werden; denn freilich sind diese gleichsam durch jene Caraiben vor dem Ostwinde geschützt.

Klima, Jahreszeiten, und allgemeine Uebersicht der Produkte.

Innerhalb des 32sten und des 10ten Grades der Breite eingeschlossen, stehen fast alle diese Inseln (die Bermuden hauptsächlich ausgenommen) unter dem Gebiete der heißen Zone. Das sie umgebende Meer mindert indeß die Macht des lothrechten Strahls. Der Morgenwind, welchen der Gang der Sonne (der Erde Umdrehung) selbst unter der heißen Zone hervorbringt, wird eben von dieser großen Wassermasse gekühlt. Größere Erfrischung über diese Inseln ergießen aber die Seewinde.

Wenn daher das Thermometer am Senegal bis zu der enormen Hitze von 116 Graden (Fahrenh.) hinan getrieben ist, in welcher der Sand die Eier siedet, und dem Neger die Fußsohle aufreißt, so steigt das Quecksilber auf unsern Inseln selten über 85 Grad.

Westindien hat, gleich den übrigen Ländern der heißen Zone, nur zwei Jahreszeiten. Die hohe, minder schiefe Sonne, und

die langen Tage, erzeugen bei uns die wärmste Jahrszeit, die schönsten Produkte der Natur, kurz, den Sommer. So wie aber in Europa der Strahl schiefer wird, die Sonne zu dem Zeichen des kalten Steinbocks hinabsteigt, so kürzt sich der Tag; Frost und Kälte bilden den Winter.

Auf den Antillen ist dieß alles gleichsam umgekehrt. Wenn die Sonne über den Scheitel der Antillen tritt, also im Sommer unserer gemeinschaftlichen nördl. Hemisphäre, so zieht ihr heftiger Strahl eine so erstaunliche Wassermasse aus dem Meere und den Sümpfen dunstförmig in die Höhe, daß diese sich sofort in Tropfen vereinigen, und in ununterbrochnem Regen herabströmen. Diese Jahrszeit vom April bis zum November, die nasse Jahrszeit, nennt man dort den Winter; denn diese höchst ungesunde Feuchtigkeit ist erkältend und erzeugt vielartige Krankheiten. Dennoch treiben aber darin alle Pflanzen; die Vegetation geht wie bei uns ihren großen Gang, und die trefflichsten Blüthen erfüllen die Luft mit balsamischen Gerüchen. Auch die Thiere fühlen diesen Trieb zum Verjüngen und Vermehren. Sie kommen von den Gebirgen herab. Die Schalfische ändern ihre Schalen. Das Gewürm bekömmt eine neue Haut; die Fische, welche wegen Trockniß zum Meere eilten, treten wieder in die Flüsse zurück.

Steigt aber die Sonne zum Wendekreise des Steinbocks hinab, dann vermag ihre, zwar stets ansehnliche, aber dennoch verminderte Stärke, nur eine reine Hitze hervorzubringen; das Land wird trocken und die Luft heiter.

Dieß ist indeß nur im Allgemeinen der Stand der Meteorologie von Westindien. Geht man nur einigermaßen darüber ins Detail, so bieten sich dadurch eben so heilsame, als malerische Abwechselungen dar, die oftmals durch die Verschiedenheit des Lokals noch merkwürdiger werden.

Der Mai, obgleich schon der Anfang der nassen Jahrszeit, der periodischen Regen, hat dennoch in seiner letzten Hälfte ziemlich trocknes Wetter. Sodann zeigt sich die ganze Herrlichkeit des tropischen Sommers. Die gesammte Natur entfaltet ihre jugendliche Schönheit. Keine Wolke trübt den Himmel, und ehe die Seewinde die Luft kühlen, ist freilich der Strahl oftmals angreifend; aber die neue Vegetation pranget im herrlichsten Gewande, und die zuvor traurigen Savannen (Wiesen) schmückt nun ein sammetartiges Grün. Alsdann sind die Nächte von unbeschreiblicher Schönheit. Die Helle und Klarheit des Himmels, die ruhige Heiterkeit der Luft, theilt der Seele selbst eine gleiche Stimmung mit. Der Mond leuchtet weit stärker als bei uns. Schon bei seinen Vierteln liest man sogar kleine Schrift; seinen Lichtmangel im Neumonde ersetzt aber der Glanz der Milchstraße. Die Venus

strahlt hier wie ein zweiter Mond; Bäume und andere Gegenstände werfen bei ihrem Glanze einen deutlichen Schatten.

Aber eben diese Nächte sind dennoch empfindlich kalt, und die durch die Tageshitze weit geöffneten Poren werden gezwungen, sich plötzlich zu verschließen. Diese Kälte bringt die in ungeheurer Menge in der Luft schwimmenden Wasserdünste näher zusammen. Sie fallen sodann reichlich in Gestalt des Reifes herab; auch durchdringt die so fein aufgelöste Feuchtigkeit alle Körper mit bewundernswürdiger Thätigkeit. Die Degenklingen rosten in der Scheide, und das Räderwerk genau verschlossener Uhren wird selbst in der Tasche davon angegriffen. Daher saufen die Thiere auf einigen Antillen wenig, und der kürzlich angekommene Europäer vergießt vielen Schweiß, der ihn indeß nicht sehr ermattet; er ist mehrere Monate hindurch gleichsam mit einem Dunstbade umflossen.

Die gebirgigen inneren Gegenden der großen Antillen erleuchtet noch ein Sternheer von anderer Natur, große Schaaren Feuerfliegen von zweierlei Art; die größeren, die Candelarien (Fulgora Laternaria? L) lassen ihr Licht aus sphärischen Erhabenheiten an den Seiten des Kopfs herausströmen, die kleineren hingegen aus den Seitenöffnungen der Respiration.

Die hier beschriebene herrliche Periode dauert indeß unter geringen Abweichungen nur bis gegen die Mitte des Augusts. Denn nun wird die Hitze drückend; sie treibt das Quecksilber über 90 Grad (Fahr.) und die erquickenden Seewinde schwinden hinweg.

Dieß sind die Vorzeichen des Herbstes. Wolken steigen empor, ziehen sich zusammen, und thürmen sich in ungeheure Massen auf. Die Gipfel der Berge bleiben indeß noch unbedeckt; die Gegenstände zeigen einen bläulichen Schein, und erscheinen dem Auge näher als gewöhnlich. Endlich verbirgt jene stets wachsende Dunstmasse auch das höhere Gebirge, und kündigt jeden ihrer weiteren Schritte durch dumpfrollenden Donner an. Sie hallen in dem Gebirge wieder, und selbst das Meer gibt sie mit lautem Echo zurück. Die ganze Größe der furchtbar-schönen Natur zeigt sich aber zu Nachts in den tausendfach-kreuzenden Wetterstrahlen.

Nun entladen sich jene Wasserbehälter in monat-langen Strömen. Mehr als 65 Zoll hohes Gewässer stürzen sie auf das Land herab; ja auf Barbadoes rechnet man sogar 80 Zoll hohes Regenwasser.

Wie weise paßt indeß eine so erstaunliche Quantität für dieses Klima! Diese Wassermasse, fast das Dreifache von der, welche jährlich im Durchschnitt auf Europa herabfällt, würde unsern Erdtheil ersäufen, hier aber, wo die Ausdünstung durch die Hitze unermeßlich ist, wo die steten und die periodischen Winde schnell alles austrocknen, hier versiegten

ohne sie alle Quellen und Teiche; Thiere und Pflanzen, die ganze organisirte Natur wurde verschmachten.

In dieser Jahreszeit äußern sich denn aber auch jene schrecklichen Phänomene, wodurch dort die so heftig bearbeitete Atmosphäre alles auf das wohlthätigste wiederum in das nothwendige Gleichgewicht stellet, nämlich die Orkane. Sie wüthen am häufigsten in den drei eigentlichen Sommermonaten, und werden nur zu oft mit Erdbeben begleitet. Ein Paar Beispiele mögen die Größe ihrer Verheerungen versinnlichen.

Am 14ten August 1766 erhob sich auf Martinique ein furchtbarer Sturm. Mit schweren Wettern und mit Erderschütterungen vergesellschaftet, stürzte er binnen kaum 4 Stunden Wohnhäuser, Zuckermühlen und Kirchen um; riß die Bäume aus und vernichtete fast alle Pflanzungen. Eine große Zahl Frauen und Kinder von beiderlei Farbe, welche nicht schnell genug auf der Flucht waren, wurden unter den einstürzenden Gebäuden erschlagen; kleine und große Fahrzeuge, damals auf der Rhede, sahe man bald theils auf das Land schleudern, theils an dem Ufer zerschmettern.

Die während dem Orkane aus den Wolken herabstürzenden Wasser rissen alle Pflanzen und Kräuter mit sich ins Meer, und brachten den traurigsten Mangel an Lebensmitteln hervor.

Größer und schrecklicher wüthete im Junius des Jahrs 1692 das Erdbeben des Orkans auf Jamaika. Der Himmel war bis gegen Mittag blau und heiter. Plötzlich nahm er eine düstere, röthliche Farbe an; er glich einem glühenden Ofen. Ein fürchterliches Getöse im Innern der Gebirge und unter der Erde, begleitet mit dem heftigsten Sturm von der See her, war das Signal der großen Katastrophe.

Der Sand auf den Straßen stieg wie die Wellen des Meeres in die Luft, hob die Menschen empor und versenkte sie beim Zurückfallen in die Erde. Zu gleicher Zeit brach eine Wasserflut herein, und rollete über diese Unglücklichen her, die sich zu ihrer Rettung an den Balken und Trümmern der Häuser festhielten.

An andern Orten that sich plötzlich der Boden von einander. Ein Augenzeuge sahe über dreihundert solcher Oeffnungen, in welche mehrere Menschen hinab sanken. Einige ragten bis zur Mitte des Körpers hervor, und die Erdspalten zerquetschten sie; andere wurden hingegen gänzlich verschlungen, aber oftmals durch mächtige Wasserstrahlen wieder hervorgespieen. Größere Erdfälle verschlangen Häuser und andere Gebäude. Besonders furchtbar und groß zeigte sich der Orkan in den blauen Bergen, welche die Insel durchschneiden. Unter lautem Krachen stürzten einzelne Berge zusammen; zwei derselben wurden plötzlich mit einander vereinigt; nicht weit von Yellows zersplitterte ein ansehnliches Gebirge; einer seiner

Theile hüpfete gleichsam fort, und bedeckte eine ganze Pflanzung, die eine (engl.) Meile davon entfernt lag, nebst neunzehn Menschen.

Auf der Nordseite der Insel wurden ebenfalls sehr große Strecken Landes verschluckt. Ein Anbau von 10 Tausend Morgen Landes verschwand plötzlich; ein Teich trat an dessen Stelle, und obgleich dieser bald darauf versiegte, so fanden sich dennoch keine Spuren jener versunkenen Gebäude oder Bäume.

Das Meer wetteiferte gleichsam in Wuth mit dem Lande. Nicht nur kleine Fahrzeuge, sondern selbst ein Kriegsschiff ward über die Gipfel der Häuser hinweg geschleudert; dennoch stürzte es hiebei nicht um, und es fanden sich die Menschen darin auf das Sonderbarste erhalten.

Dieser schreckliche Orkan gab der Insel gleichsam eine andere Gestalt; Berge waren verschwunden und Quellen versiegt; ja Sachkundige behaupten, daß das Klima selbst sich seitdem verändert habe. Das treffliche Klima hat indeß den ungeheuern Schaden, den die Pflanzer erlitten, nachher völlig wieder gut gemacht, und der Flor von Jamaika ist zu dem höchsten Gipfel gestiegen.

Die Orkane und weniger bedeutende Stürme reinigen hier die Luft, heben alle Stockungen der ungeheuern Dunstmasse, und erhalten die Gesundheit der Atmosphäre. So vereinigt sich hier denn alles um jene erstaunliche Produktionskraft für alle organische Wesen der milden und der heißen Zone hervorzubringen. Reichthum der Arten findet sich hier mit Nutzbarkeit und Schönheit gepaart. Nur der vierfüßigen Thiere sind dort wenige. Sie machen kaum acht verschiedene Arten aus, worunter das Moschusschwein (S. Pecari) und der Raton (Ursus Lotor) die ansehnlichsten sind. Die größern Quadrupeden, nämlich die eigentlichen Hausthiere, führten die Europäer dort ein. Dagegen belebt eine kaum zählbare Menge des schönsten Gefieders die Waldungen. Von dem größten Aras (Psittacus Macao L.) herab bis zu dem kleinen Sperlings-Papagei (Psittacus passerinus L.), welch eine Abwechselung! Und diese übertreffen dennoch an Schönheit jene Geschöpfe, welche gleichsam die Mittelstufe zwischen dem Vogel und dem Schmetterling einzunehmen scheinen, die von vielfarbigem Golde glühenden Colibris (Trochilus Linn.).

Selbst unter den Tauben ist hier, nach Catesby, ein großer Reichthum von Farbenspiel. Längs dem Gestade tritt der 4 Fuß hohe Flamingo (Phoenicopterus ruber L.), im schönsten Scharlach gekleidet, majestätisch einher, die Tropikvögel, Fregatten, Albatrosse, Seeraben und Meven kreuzen ununterbrochen über dem mit den nahrhaftesten Schildkröten reichlich versehenen Meere; und die schöngespiegelten Entenarten durchplätschern die Gewässer.

Die Wälder wimmeln von den schönfarbigsten Schlangen, welche fast alle, wie Edwards behauptet, unschädlich sind; die Wandelplätze werden aber durch die vielen Arten bunter, harmloser Eidechsen geziert. Nur der Alligator schreckt zuweilen den Wanderer; doch ist dieser leicht wegen seiner Größe zu vermeiden.

In diesem Lande der Fülle und der Macht der Plastik war es dem mit dem Klima selbst wuchernden Menschen nicht schwer, die Produkte des Orients mit denen des Occidents zu vereinigen. Pflanzen *), Thiere und Menschen führte der europäische Spekulationsgeist aus der alten Welt nach Ostindien hinüber. Er vermischte den Europäer mit dem Neger, und diesen ebenfalls mit dem Amerikaner, er pfropfte die Menschen für seinen Gewinn in einander; bildete hierdurch sogar neue Menschenracen, und opferte alle diese von ihm der Natur gleichsam abgezwungenen Racen seiner niedrigen Gewinnsucht.

Alles dieß verdient nun näher bekannt zu werden.

Es bedarf besonders einer genaueren Auseinandersetzung des vegetabilischen Reichthums jener uns anjetzt so nothwendig gewordenen Stapelwaaren dieser Inseln. Nicht minder müssen wir die Menschen darstellen, die hier einheimisch waren, oder die sich hier ansiedelten.

Um aber dieses Gemälde nicht zu unvollständig zu lassen, scheint es nothwendig, mit einigen der Hauptinseln, der Hauptmagazine jener dem Gaumen und dem übrigen Luxus fröhnenden Waaren, specieller bekannt zu werden.

Mag die größte aller Antillen den Anfang machen.

Cuba, von Columbus bei seiner ersten Reise (1492) entdeckt, und für ein Continent angesehen, ist zwischen dem 20sten und 13ten Grade nördlicher Breite gelegen. In dieser Richtung ist diese Insel indeß nur schmal, nur an einem einzigen Ort hält sie von Norden nach Süden einige 40 Seemeilen **). Bei den übrigen hingegen schmälert sie sich bald mehr bald minder, im Westen zu wenigen Meilen.

Der Länge nach, nämlich von Osten nach Westen, ist dagegen ihre Erstreckung sehr bedeutend. Sie nimmt nämlich volle 11 Längengrade ein.

Ihre Gestalt ist sonderbar. Aus einem ziemlich breiten Fuße steigt gleichsam ein bogenförmiger Ast von Südosten nach Nordwesten hervor, und endigt sich in Westen beim Cap St. Antonio in eine kaum anderthalb Seemeilen schmale Spitze.

Fast die ganze Insel ist mit einer Menge kaum aufzuzählender kleiner Inselchen und Riefe eingefaßt. Nur der südlichste Theil der Basis von Cuba ist davon frei. Sie liegen theils

---

*) M. s. hierüber weiterhin Jamaika und St. Vincent.

**) Zwanzig auf einen Aequatorgrad.

gruppenweise, theils einzeln um sie her. Nur eine derselben ist von einiger Bedeutung, nämlich die Fichten-Insel (Isla de Pinos) am südwestlichen Ende.

Die spanischen Nachrichten geben den ganzen Umfang von Cuba zu 600 spanischen Seemeilen an *). Sie hat mehrere bedeutende Gebirgsketten. Eine derselben soll, den ältern Karten zufolge, der Länge der Insel nach darüber hinlaufen; auch findet sich eine Reihe von Gebirgen unweit des südlichsten Endes des hier als Fuß angenommenen Theils der Insel unfern der Küste unter dem Namen Sierras del Cobre. Aehnliche Bergreihen zeigen sich an der westlichsten Spitze. Indeß wird die Orographie von Cuba, so wie überhaupt seine physische Geographie, der Erdkunde ziemlich verborgen gehalten, wie dieß bisher bei den meisten Colonien Spaniens der Fall war. Was wir noch am sichersten von der Insel wissen, hat uns ein Aufsatz in dem Viager Universal **) gelehrt.

Diese Gebirge sind nicht arm an Mineralen. In den ältern Zeiten soll man 2000 Centner Kupfer daraus erzielt haben, und alle Kanonen des Hauptforts der Havana, El Morro, wurden davon gegossen.

Auch rühmte man damals das Gold von Cuba, und zog es selbst dem von St. Domingo vor. In unsern Zeiten ist indeß von allen diesen Minen nicht mehr die Rede; wahrscheinlich hatte der einträglichere Anbau der Stapelwaaren Westindiens diese Gruben verschüttet.

Cuba hat zwar keine bedeutende Flüsse, wenigstens keine schiffbare; an sonstigen Gewässern zählt man dagegen 148, hierin sind dann gleichfalls die Teiche mit eingeschlossen.

Ohne uns hier in die politische Geographie weiter einzulassen, verdient dennoch die Havana, der Hauptort der Insel, als einer der ersten Stapelplätze von Amerika, ja der ganzen Erde, eine Erwähnung.

Alle Waaren der alten und neuen Welt, sowohl die, welche von Europa nach dem spanischen Amerika, oder von dort aus nach Europa verschifft werden sollen, müssen hier verpackt, niedergelegt und registrirt werden. Welch ein ungeheurer Verkehr, und wie muß nicht hierdurch der Wohlstand der Stadt und ihre Bevölkerung zunehmen!

Der Hafen ist einer der sichersten und größten, er kann gegen 1000 Fahrzeuge aller Art aufnehmen, nur sind die Kriegsschiffe wegen der Untiefen genöthigt durch einen engeren Kanal ein- und auszulaufen. Obgleich von einer Kette von Hügeln eingefaßt, ist er indeß nicht gänzlich gegen sehr heftige Orkane geschützt.

---

*) 11 1/2 auf den Aequatorgrad.

**) Den dortigen Aufsatz über Cuba hat uns des Barons von Zach schätzbare monatliche Correspondenz geliefert. Jan. 1801. S. 1 u. f.

Zur Vertheidigung dieses wichtigsten Handelsplatzes des spanischen Amerika dienen besonders zwei Forts: das Castel El Morro, (man sieht dieß zuerst bei der Ankunft), und das nur erst nach der Einnahme der Havana durch die Engländer (1763) erbauete Fort Don Carlos de la Cavana. Diesen folgt noch eine bedeutende Anzahl kleinerer festen Schlösser, womit die Hügel, welche die Stadt umgeben, besetzt sind. Dieß gibt der Havana für den ankommenden Reisenden einen reizenden Anblick.

Die Stadt liegt an der Westseite des Hafens, und berührt hinterwärts die beiden Arme des Flusses Lagida. Die Häuser selbst sind übrigens größtentheils nur niedrig, die Straßen anjetzt bis auf die Vorstadt gepflastert. Sie hält außer einer Menge Klöster und prächtiger Kirchen, den Palast des General-Capitains, ein großes Hospital, welches 12,000 Stück von Achten Einnahme hat, das See-Arsenal, und viele große zum Schiffbau gehörende Magazine. Vorzüglich ist die Faktorei oder Fabrik des so berühmten Tabaks zu bemerken; ihre Erbauung und ganze Einrichtung kostete dem König 200,000 Piaster.

Ein Hauptmangel der Stadt ist gutes Trinkwasser. Man hilft ihm durch Cisternen einigermaßen ab.

Die Anzahl der Einwohner muß wahrscheinlich über 30,000 betragen, da bereits für Baracoa, die älteste, aber jetzt nur, dem Range nach, die zweite Stadt, diese Summe angegeben ist.

So wie überhaupt die bedeutenden Städte Westindiens, setzt die sonderbare Mischung der Neger, Mulatten und Weißen auf den Straßen den Ankommenden in Verwunderung. Die Weißen zeigen sich indeß selten zu Fuß. Zum Kirchgange oder bei vorkommenden Gelegenheiten sind sie verhüllt. Die Neger und Mulatten tragen Strohhüte, grobe Hemden und weite Beinkleider.

Noch seltener sieht man bei Tage Frauenzimmer von Stande.

Die Kultur ist hier noch weit zurück. Die Universität und viele der Erziehungsanstalten sind in den Händen der Dominikaner; indeß haben auch einige andere Orden Lehranstalten errichtet. Hier besteht doch anjetzt eine patriotische Gesellschaft, welche zugleich wöchentlich zweimal eine Volksschrift bekannt macht.

Auch die Vergnügungen der Einwohner verdienen kein großes Lob. Sie bestehen in Stier- und Hahnengefechten, und herumziehenden Comödianten und Gauklern; denn das stehende Theater ist von hier nach Mexico gewandert.

Seit der gänzlichen Abtretung von St. Domingo an Frankreich ist gleichfalls der oberste Gerichtshof oder vielmehr das Apellationsgericht hierher verlegt.

Das Innere der Insel Cuba hat große Strecken Wal-

dung, ist wenig bekannt, und wird wenig besucht. Man findet daher keine Gasthöfe, und hängt lediglich von der Gastfreundschaft der wirklich gutmüthigen Bewohner ab.

Außer der Havana und Baraçoa ist St. Jago, die vormalige Hauptstadt, zugleich der Sitz des Bischofs, noch jetzt die wichtigste. Sie soll auf 20,000 Menschen enthalten. Puerto del Principe wird auf 30,000 angegeben.

So wenig vortheilhaft dieß Bild von dieser großen in sich fruchtbaren Insel auch wirklich ist, so zeigt sich dennoch auch hier das Fortschreiten zum Besseren. Sowohl der Anbau als der Handel und die Künste, freilich dann auch der Luxus sind im Steigen, und die Exporten haben sich, so wie die Population, besonders in den letzteren Zeiten sehr gehoben.

Raynal gab vormals die gesammte Volkszahl nur zu 276,000 Köpfe an; jetzt soll sie 500,000 betragen. Sind hierunter indeß wirklich nur 28766 Neger, so scheint diese Angabe deßhalb übertrieben, weil die Zahl der Schwarzen gewöhnlich in Westindiens Kolonien bei weitem die der Weißen und der Mulatten übersteigt.

Der Werth der auf Cuba angebauten Stapelwaaren, wovon wir das Detail, so weit es uns bekannt ist, nachmals sehen werden, hat sich besonders in den letztern Jahren des verflossenen Jahrhunderts beträchtlich vermehrt.

Merkwürdig ist es, daß die nur erst 1764 von einigen Ansiedlern aus Florida herüber geführten Bienen sich so erstaunlich vermehrt haben, daß bereits 1794 auf 20,000 Aroben Wachs (zu 25 ℔.) ausgeführt wurden.

Der Lage sowohl als der Größe nach folgt unter den großen Antillen das jetzt so unglückliche St. Domingo, ursprünglich Hayti genannt. Columbus, der diese Insel 1593 entdeckte, nannte sie Espannola, woraus man nachmals Hispaniola gemacht hat.

St. Domingo hält von Norden nach Süden auf 140 englische Meilen, von Osten nach Westen hingegen fast 300 (290).

Der östlichste Punkt ist unter 18° 20′ n. Br. bei 68° 40′ westl. Länge von Greenwich gelegen. In Westen ragt bei ihm ein sehr langer schmaler Arm, eine Erdzunge von mehreren solcher Meilen, gleichsam wie ein Stiel hervor; aber der übrige Körper hat eine regelmäßigere, fast parallelogrammenartige Bildung. In Osten findet sich die Insel, oder den neueren Karten zufolge, die Halbinsel Samana (bei 70° 30′ Gr. L.); sie hängt nur vermittelst einer äußerst geringen Landenge mit der Insel zusammen *).

---

*) So zeigt es die neuere Karte von *la Rochelle*, General Chart of the Westindian Islands. London 1796. — Die ältern, selbst die von Edwards, geben noch Samana als eine Insel an.

Viele kleine Inseln umgeben die Hauptinsel, so wie ebenfalls viele Korallenriefen und Felsen.

In den ältern Zeiten waren die Gebirge von St. Domingo viel bekannter. Die von Cibao enthielten, außer andern Metallen, reiche Goldadern; man rechnete ihre jährliche Ausbeute auf 100,000 Pf. Sterling. Da sich in diesen Gebirgen gleichfalls Bimstein zeigte, so läßt sich auch auf dieser Antille das volkanische Feuer nicht leugnen.

Kühngethürmte Felsenmassen mit unersteiglichen Bergwänden und Vorgebirgen, die sich weit in das Meer hinausdehnen, zeichnen an vielen Stellen die spanische Küste aus; an andern ist sie unaussprechlich schön, und entzückt das Auge mit Hügeln, Thälern, Wäldern und Flüssen, die auf das lieblichste mit einander abwechseln. Das im Allgemeinen üppige Ansehen des Landes findet fast durchgängig Statt; selbst an der öden Nordostküste zeigen sich nur wenig Spuren von Unfruchtbarkeit. Am Abhange der Gebirge erblickt man die reichsten Wälder mit dem herrlichsten Grün; und mit der Fruchtbarkeit des bebauten Landes, es sey, in welcher Gegend es wolle, ist nichts zu vergleichen. In der unermeßlichen Ebene der Los Llanos *), die sich längs des südöstlichen Theiles der Insel hinstreckt, gedeihen alle tropische Produkte, und da sie einen Vorrath von Flüssen hat, so kann sie zu jeder Zeit bewässert werden. Dieß gilt auch von der weiter nördlich liegenden Vega Real, durch welche die Yuna und der Kotuy über einen Strich von funfzig bis zu hundert Meilen fließen, bis sie in geringer Entfernung von der Küste ihre Fluten vereinigen, und sich dann in die Samanabai ergießen. Auf der Nordküste, an welcher Columbus zuerst auf der Insel landete, ist ebenfalls ein großer Strich Landes, der, ob er gleich ungeheuern Heerden wilden Viehes aller Art zum Aufenthalt eingeräumt wurde, doch seine Fruchtbarkeit dadurch bewies, daß er nicht nur die Fortdauer dieses Handelsartikels hinlänglich sicherte, sondern auch verschiedenen Meierhöfen, die sich ausschließend mit den Grasungen beschäftigen, und im Norden der Demarkationslinie liegen, ihr Entstehen gab.

Die Produkte sind gegenwärtig Zucker, Ingwer, Kakao, Tabak, Baumwolle, Indigo, Mais und Kassavewurzeln; was von diesen entbehrt werden konnte, wurde zugleich mit dem gewonnenen Färbeholze an das Mutterland überlassen. Die vornehmsten Ausfuhrartikel blieben aber doch die Häute des Hornviehs, das wild in den Ebenen umherirrte, und keine andere Hüter hatte, als die Namen oder die Zeichen derer, welchen es zugehörte. In spätern Zeiten fing man auch an, auf das Fleisch Werth zu legen; denn da die Nachbarn dieß den

*) Man spreche Ljanos.

Spaniern mit Vergnügen abnahmen, so wurde es eine sehr schätzbare Quelle von Gewinn. Sie beschränkten sich dann nicht mehr bloß auf Hornvieh, sondern lieferten auch Pferde und Maulesel in großen Zahlen, weil die Zucht derselben mit wenig Mühe verbunden war, und sie gleichwohl der Französischen Kolonie, wenn sie ihr Thiere dieser Art ablassen konnten, einen wahren Gefallen erwiesen.

Ob es gleich unmöglich ist, die Volkszahl genau zu bestimmen, so hat doch die Angabe des Herrn von Charmilly, der sie zu 60,000 anschlägt, viel Wahrscheinlichkeit für sich. Die Zahl der Weißen betrug aber gewiß mehr, als 2000, und die der Neger weniger, als die Hälfte der Totalsumme; das Uebrige bestand aus freien Leuten von gemischter Abkunft, und zwar von einem jeden Grade derselben. (Rainsford.)

Der Spanische Antheil an Hispaniola bringt alle Arten tropischer Gewächse und Thiere hervor.

Die Gebirge des vormals französischen Antheils zeigen sich besonders an der gegen das Cap Tiburon hervorragenden Erdzunge. Hier bilden sie, den neueren Karten zufolge, eine Kette, welche, nachdem sie in Norden in einen spitzen Winkel gebrochen, sodann mehrere Meilen der Küste parallel nach Osten bis zum Cap Mongon hinabläuft.

Diese Gebirge senden dann eine sehr große Anzahl von Flüssen fast nach allen Richtungen herab; und wenn gleich keiner darunter sehr ansehnlich ist, so bringen sie dennoch eine so treffliche Bewässerung über diese herrlich gelegene fruchtbare Strecke, daß man mit Recht St. Domingo das Paradies von Westindien nannte. Diese Fruchtbarkeit ist so ausgezeichnet, daß vormals die Franzosen ihre Kolonialwaaren, besonders den Zucker, über 15 pro Cent wohlfeiler geben konnten als die Engländer.

Die genauere Anzeige ihres (ehemaligen) Werths wird bei der Auseinandersetzung der Stapelwaaren Westindiens vorkommen.

Vor der unglücklichen Revolution hielt der geringe französische Antheil etwas mehr als $\frac{1}{3}$ der ganzen Insel, nämlich nur 1700 Quadr. Lieues, da das Ganze beinahe 5000 (4900) ausmachte.

Die Demarkationslinie zwischen dem spanischen und französischen Antheil nahm in Norden ihren Anfang bei der Mündung des ominös genug genannten Flusses Massacre in der Bay von Manzanilla, folgte anfangs diesem Flusse, wandte sich sodann gegen Westen, durchschnitt den Punkt, woselbst die Flüsse la Trouble und Plaisance zusammenströmen, nahm ihre Richtung nach Süden, lief durch die Flüsse la petite rivière, Arbour und de Fer, durchschnitt den kleinen See von Cul de Sac, wandte sich nach Südost und endigte an der Südküste mit dem kleineren Fluß à Pitre, etwa gegen 72° 34'

westlicher Länge von Greenwich, und 18° 11′ nördlicher Breite.

Von diesem kleinen französischen Theil machten die unkultivirten Gebirgsgegenden 1134 Quadr. Lieues unbenutzbar. Dennoch war die Ausbeute des kleinen Ueberrests von 378 Q. Lieues im Jahre 1789 über 135½ Million Livres.

Es lebten dort 405,528 Neger, 21,808 Freigelassene, und 27,717 Weiße. Und jetzt! Nur allein 300,000 Neger sollen umgekommen seyn; um diese zu ersetzen, wird ein Capital von mehr als 6 Millionen Pf. Sterling *) erfordert.

Da die, durch Frankreichs blutigen Wahnsinn, St. Domingo und das Mutterland selbst zu Grunde richtenden Unglücksfälle nicht zu unserm Zweck gehören, so bringen wir nur noch einiges über die dortigen vormals beträchtlichen Städte und Ortschaften bei.

Der wichtigste Ort war vormals Cap Français. Er hielt 8000 Weiße und freie Leute überhaupt, außer den Truppen und Matrosen, nebst 12,000 Hausfklaven. Zwar war die Stadt an einen hohen Berg, le Morne du Cap gelehnt, hierdurch ward der Landwind zurückgehalten, und die Hitze prallete vom Gebirge gegen die Stadt. Dafür genoß sie aber der frischesten schönsten, von oben herabströmenden Gewässer, und der trefflichsten Gartenfrüchte. Der bequeme, große Hafen machte sie opulent, und dieß ward erhöhet durch die große Fruchtbarkeit der Fläche, welche in Osten an der Stadt gelegen war. Ein Theil derselben von zwölf deutschen Meilen in die Länge, und drittehalb in die Breite, war nur allein dem Anbau des Zuckerrohrs gewidmet. Die Befriedigung der einzelnen Pflanzungen waren Hecken von Orangen, Citronen und Limonen, und selbst der Engländer gesteht, daß vielleicht die ganze bewohnte Erde keine reichere Ausbeute aufzuweisen vermogte **).

Cap Français zeichnete sich daneben durch Schönheit und Regelmäßigkeit besonders aus. Die Stadt hielt über 30 gerade Straßen, die einander in rechten Winkeln schnitten, gegen 900 bequeme steinerne Häuser außer den großen Waarenlagern, und hatte zwei treffliche Carrées, beide durch Springbrunnen erfrischt, ferner lange Reihen von Niederlagen und öffentlichen Kaufläden; eine prächtige Barake für die Garnison; ein königliches Arsenal; ein Schauspielhaus; zwei Hospitäler, und ein Gefängniß; kurz sie konnte mit vielen europäischen Städten vom ersten Range wetteifern.

In dem großen, ehemals spanischen Antheil ist dann die Stadt St. Domingo die wichtigste; jetzt ist auch dieser letzte Sitz wahrscheinlich den Franzosen von den Negern entrissen.

---

*) Den Neger nur zu 20 Pf. Sterling.

**) Bryan Edwards III. 140.

Der große Colon legte sie an; er gab ihr den Namen zu Ehren seines Vaters.

Sie ist auf der Südküste der Insel amphitheatralisch, am Hafen, den der Fluß Ozama bildet, und der von beiden Seiten durch Felsengründe geschützt wird, gelegen. Neben ihr hin dehnt sich eine fruchtbare, herrliche Ebene aus, die fast neunzig Meilen lang und 30 breit ist, und vorzugsweise die Llanos (Lianos oder Ebene) genannt wird. Die Stadt liegt sehr malerisch auf einem Theil dieser Felsbank erhoben, auf welchem ewig grüne Lianen tapetenförmig herabhangen. Am andern Ufer des Flusses, gerade der Stadt gegenüber, dehnt sich ein weites Thal aus, beschattet von hohen Palmen und reichen Pisangs.

Diese treffliche Lage wählte der Entdecker (1494) selbst, und sie macht seinem Genie Ehre. Denn bei dem sichern Hafen und dem schönen Flusse genießt sie durch ihre Erhabenheit stets der kühlenden Winde. Dabei sind die Umgebungen der Stadt von höchster Fruchtbarkeit. Reiche Weiden nähren das trefflichste Hornvieh, und der Mahagonybaum, der Cacao, die schönsten Palmen, die Orangen- und Caffeebäume bilden große Waldungen; was könnte diese Insel für Frankreich, ja für Europa werden, wenn der Genius der Vernunft und ruhigen Kultur endlich wieder seine Rechte behauptete!

Außer der Hauptstadt fanden sich in diesem großen spanischen Antheil noch 8 Städte, hierunter la Vega, St. Jago, Zeibo, St. Thomas, Azua und Isabella. Die übrigen Orte waren nur elende Dörfer. (Rainsford.)

Porto Rico, die östlichste der großen Antillen, hat fast die Form eines Parallelograms, dessen längste Seite gegen 100, die kleinste etwa 40 englische Meilen geschätzt wird. So trefflich das Land ist, so schlecht ward es bisher von den Spaniern benutzt.

Der Hauptort, mit der Insel gleiches Namens, liegt im Norden auf einer kleinen Insel, und von dieser Insel wird ein sehr starker Schleichhandel mit den Engländern getrieben, wenn gleich keine europäische Macht so viel aufwendet, diesen zu verhindern, als Spanien.

Man schätzt die gesammte Bevölkerung etwa auf 80,000 Menschen, hierunter nur 6½ Tausend Sklaven; also fast gänzlich in umgekehrtem Verhältniß gegen die Anzahl der Neger und der Weißen in den englischen Inseln.

Die Wohnungen sind dort nur isolirt, und größtentheils ohne Verbindung unter einander. Die Natur begabte die Insel nicht mit schiffbaren Strömen, aber die Indolenz ihrer Einwohner vernachlässigte sogar die so leicht zu bewerkstelligende Anlegung guter Landwege. Fast alle Kolonialwaaren müssen auf Lastthieren fortgeschafft werden.

Beinahe alle Ländereien haben dort Herren; aber nur wenige lassen sie bearbeiten. Der Caffee ist fast die einzige Kolonialwaare, welche exportirt wird.

Der Hauptreichthum der Kolonisten besteht in Hornvieh. Jeder ist gebunden, eine Quantität für die Hauptstadt zu liefern; da dieß aber zu einem sehr niedrigen Preis geschehen muß, so verkaufen sie das beste Vieh heimlich an die Amerikaner, oder an sonstige, dort landende Schiffe als Contrebande.

Der schlammige Boden von Porto Rico hatte dann aber auch eine der furchtbarsten Giftarten des Pflanzenreichs am meisten begünstigt. Ganze Wälder des schädlichen Mankanillenbaums mußten hier die Europäer längs der Küste ausrotten, bevor sie einen Anbau unternehmen konnten. Dieser Baum, Hippomane Mancanilla foliis ovatis serratis (Monoecia Adelphia L.), ist ansehnlich stark, unserm Birnbaum oder Apfelbaum an Gestalt ähnlich. Die Aeste entspringen meistens drei und drei beisammen, und sind mit zahlreichen, wechselsweise stehenden Blättern besetzt, welche eirund und sägenartig gezackt, spitz und glatt, an ihrer Basis oder oben an den Stielen eine rundliche bräunliche Drüse tragen. Die Blumen wachsen in lockern, grünen Aehren, welche aufrecht an den Zweigen stehen. Jede Aehre besteht aus etwa 30 männlichen Blumen, die weiblichen sitzen dagegen einzeln, bald an den männlichen Blumenähren, bald auf besondern Zweigen. Sie geben eine, unsern Goldpippins ähnliche, dem Auge angenehme Frucht. Sie ist inwendig mit vielem milchigen Safte angefüllt, und enthält eine siebeneckige, mit spitzen Fortsätzen versehene Frucht.

Wenn es gleich, wie der berühmte Jacquin aus eigener Erfahrung bezeugt, übertrieben ist, daß selbst der Schatten dieses Baums bereits tödtlich sey, so stehet es dennoch nicht zu läugnen, daß der Milchsaft, der sich in allen Theilen des Baums verbreitet findet, eine der höchsten Giftarten ist. Dieser Saft ist so kaustisch, daß ein einziger Tropfen davon auf der Haut des Menschen sofort, wie Feuer, Blasen zieht, und daher die Frucht zu genießen schon deshalb tödtlich wäre, weil das Innere des Mundes und des Schlundes auf das schrecklichste entzündet würde. Wenn die Indier diesen Baum wegen seines schönen, harten, zu den feinsten Tischlerarbeiten nutzbaren Holzes umhauen, umwinden sie Nase und Mund, und sichern, so viel es thunlich ist, durch Hinwegwenden oder augenblickliches Verschließen, die Augen. Catesby machte selbst die traurige Erfahrung, daß man durch den geringsten Tropfen des Safts auf mehrere Stunden blind wird.

Die Indier sollen dadurch ihre Pfeile vergiften, daß sie die Spitzen in den verdickten Saft eintauchen. Ja Bomare behauptet, er habe in Brüssel Proben mit angesehen, da Hunde, welche mit solchen Pfeilen verwundet wurden, eines schnellen

Todes starben, obgleich dieser Pfeil bereits 140 Jahr in Europa gewesen war. Vielleicht war dieser Pfeil aber auch in den stärksten Gift, den die Südamerikaner, nach Condaminens Versicherung, aus mehreren Pflanzen ziehen, getunkt. Tödtlich bleibt indeß der Saft des Mankanillenbaums jederzeit, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß daher mehrere Fisch- und Krabbenarten gefährlich werden, wenn sie von den herabgefallenen Früchten gefressen haben. Das Salz, und in soweit auch das Seewasser, soll ein Mittel dagegen seyn.

Umschlossen von den drei großen Inseln Cuba, St. Domingo und Porto Rico, den großen Antillen, liegt dann das englische Jamaica, ein redender Beweis des hohen Werths menschlicher Betriebsamkeit.

Zwar nur etwas größer als Porto Rico, und dabei nicht vom fruchtbarsten Erdreiche, ist der Ertrag der brittischen Insel ungleich größer als der des großen spanischen Cuba. Jamaica, unter 18° 12′ n. Br. und 77° 45′ westl. Länge von London gelegen, hält auf 4,080,000 engl. Morgen (Acres). Hiervon 240,000 für gebirgiges Land. Im Jahre 1789 waren hiervon 1,907,589 von der Krone zum Anbau vertheilt; allein wirklich angebauet waren damals nur 1,740,000. Besonders lagen in Nordosten der Grafschaft Middlesex, in Trelawny noch sehr fruchtbare Ländereien zu benutzen übrig.

Der Boden dieser Insel besteht hauptsächlich aus Kalk, der mit Mergel *) gemischt ist. Schwerlich ist dieß indeß wohl die Natur der hohen Gebirgsketten, die der Richtung der Insel selbst folgen, von Osten nach Westen die Insel schneiden, und unter welchen die sogenannten blauen Berge die ansehnlichsten sind. Sie haben fast eine Höhe von 8000 Fuß. Schon in der Höhe von 4000 Fuß hört das Gedeihen der tropischen Früchte auf. Dagegen kommen dort unsere europäischen Gewächse vollkommen fort. Das Thermometer, welches sich gewöhnlich in Westindien über 80 Grad Fahr. erhebt, sinkt hier auf 44 hinab, und ein Caminfeuer ist in so hoch gelegenen Landsitzen nicht bloß angenehm, sondern wirklich nothwendig; dafür athmet man dann auch eine reine gesunde Luft.

So hat die Natur hier eine treffliche Stufenfolge von Klimaten, und daher von Produkten hervorgebracht.

Diese Gebirge tragen, besonders von Süden her, ganz das Gepräge der Zerstörung und großer Revolutionen.

Unter den ländlichen Merkwürdigkeiten von Jamaica verdient vorzüglich eine hochgelegene Savanne, Peters Ebene (Pedro Plains) in S. W. von St. Elizabets Kirchspiel (Cornwallis), unsere Erwähnung. Sie erstreckt sich auf 20 engl. Meilen in die Länge, und über 5 Meilen in die Breite. Ihr

*) Edwards I. 239.

Boden ist zwar ein dunkelrother, wahrscheinlich eisenhaltiger Letten, der dabei von der Sonne wie gebacken, dennoch aber so schwammig ist, daß er den stärksten Regen sofort verschluckt.

Ueberall sieht man die schönsten Gruppen von Bäumen, und unter den hohen Gewächsen zeichnen sich besonders die Aloe und die großen Fackeldisteln aus. Sie nehmen oft auf das üppigste ganze Morgen Landes ein.

Auf diesen, mit kurzem Grase überdeckten Fluren leben große Heerden von vielen Tausend Stücken des schönsten Hornviehs und vorzüglicher Pferde. Vielleicht in keinem Lande der Erde *) findet man wie hier das Pferd im wilden Zustande. Da es dieser ganzen Gegend an Quellen und selbst an Teichen mangelt, so sind diese wilden (wildgewordenen) Pferde gezwungen, zu den künstlich gegrabenen Brunnen herabzusteigen; und sodann finden die Jäger Gelegenheit, sie einzufangen. Dieß scheint aber der Anführer, der Leithengst, voraus zu befürchten, denn er führt sein Rudel oder seine Familie mit bewundernswürdiger Vorsicht in die Befriedigung, und kaum hat er seinen Durst gestillt, so sucht er die Seinigen so schnell als möglich ins Freie vor sich hin zu treiben. Er vergönnt keinem fremden Pferde den Zutritt; auch erlaubt er keinem von seinem Zuge oder seiner Familie seitwärts abzuschweifen. Diese Race ist außerordentlich dauerhaft, aber oftmals wegen ihrer Wildheit sehr störrisch.

Auf dieser erhabenen Ebene ist die Luft bewundernswürdig gesund. Man sahe hier freigelassene Neger im höchsten Alter neben trottirenden Pferden an der Hand, über zwei deutsche Meilen laufen. Hier kann der Jäger den ganzen Tag hindurch das Wildpret ohne Ermattung verfolgen, und die große Menge der Perlhühner gibt ihm eine reiche Jagd.

Hier gedeihen die Schaafe auf das trefflichste; das Hammelfleisch ist dem besten in England an Güte gleich, und alle Früchte erreichen den höchsten Grad der Güte. Besonders trefflich sind die Melonen.

Das Land, welches 1791 wirklich zu Pflanzungen benutzt war, producirte an Kolonialwaaren (wir werden nachmals die einzelnen Artikel davon beizubringen Gelegenheit haben) zum Exportiren für 2,136,440 L. St. **), also für mehr als 12 Mill. Thaler. Kaffee und Zucker machen hiervon die bedeutendsten Artikel; von ersterm wurden 1802 achtzehn Millionen Pfund, an Zucker, ohne den Syrup, 840,548 Centner, und Baumwolle 2 Mill. Pfund ausgeführt.

---

*) Br. Edwards kannte wohl die Tatarei nicht.

**) Man rechnet übrigens auf Jamaica nach dortigen Pfunden. Diese verhalten sich zu den englischen wie 10 : 14 oder 5/7. Größtentheils sieht man dort nur spanische Piaster. Die kleinste Münze heißt ein Bits, und ist etwa nur 5 d. engl.

Die Anzahl der Schiffe, welche dieser Handel jährlich beschäftigt, betrug 400, zusammen von 78,863 Tonnen mit 8,849 Matrosen. Da die unglückliche Revolution Frankreichs St. Domingo gleichsam für Europa vernichtet hat, so ist begreiflich die Exportation dieser und der übrigen brittischen Inseln Westindiens bedeutend gestiegen.

Die zuvor bemerkten Abstufungen der Klimate haben dem rastlosen Fleiße der Britten die schönste Gelegenheit dargeboten, nicht bloß unsere schäzbarsten Früchte und Gartengewächse auf Jamaica zu bauen; sie haben zugleich die vorzüglichsten Produkte der heißen Zone der übrigen Welttheile mit dem glücklichsten Erfolg hinüber geführt. 1773 ward bereits ein botanischer Garten unter öffentlicher Aufsicht errichtet, und man erstaunt über die Menge dadurch auf Jamaica zum Theil auf das glücklichste einheimisch gewordener nutzbarer Vegetabilien, wenn man in dieser Rücksicht den Catalogus des vormals Castenschen, jezt öffentlichen Gartens durchgeht *).

Hierunter finden sich der treffliche Mango, der Sago und die Dattelpalme, und besonders die Gewürze Ostindiens. Admiral Rodney führte davon bereits 1782 den Zimmtbaum ein, und er hat sich jezt über viele Theile der Insel verbreitet.

Sir J. Banks, stets bemühet, das Wohl der menschlichen Gesellschaft zu befördern, vermogte die heutige, väterlich sorgende Regierung Englands, den unschäzbaren Brodfruchtbaum aus dem Südmeere dahin zu verpflanzen.

Doch nicht genug. Sogar die hier einheimischen Stapelwaaren **) hat man durch neue zu erhöhen gesucht. Das ostindische Zuckerrohr hielt man für ergiebiger, als das westindische. Noch entschiedener ist dieß aber der Fall bei dem Zuckerrohr der Südsee-Inseln, besonders dem von Tahiti. Daher ist dieß durch den englischen Admiral Laforey zuerst nach der Insel Antigua und sodann nach Jamaica gebracht; auch hat sich dieses Rohr anjezt über mehrere Inseln Westindiens verbreitet. Hier beweiset dann abermals Ostindien sein Uebergewicht über die neue Welt; denn sein Zuckerrohr gibt über $\frac{1}{5}$ mehr als das gewöhnliche von Westindien.

Gleichfalls sind bedeutende Medicinalwaaren beider Continente dort glücklich angebauet, z. B. die Quassia, der Campherbaum und andere.

Denkt man sich nun hierzu die reiche Flora Westindiens selbst, ferner alle Abwechselungen der Citronen und Orangen, die prächtige Pompelmueß mit einbegriffen, wie auch das Steinobst und den Küchengarten von Europa (denn unsere Früchte und Kräuter gedeihen innerhalb der kühleren Gebirge),

*) Hortus Eastensis im 3ten Bde. von Bryan Edwards Hist. of the West. p. 366 u. f.

**) M. s. hiervon mehr weiter unten über die Stapelwaaren.

was bleibt sodann dem Bewohner von Jamaica zu wünschen übrig?

Die Bevölkerung der ganzen Insel betrug 1791 fast 317,000 Menschen *). Hiervon waren nur 28,000 Weiße; 9000 Frei-Neger und Mulatten; und 280,000 Negersklaven; die Maron-Neger **) sind hierin nicht begriffen. Im Jahre 1797 waren sie bis auf 300,000 vermehrt worden ***). Man darf daher die gesammte Population anjetzt vielleicht über viertehalb hundert Tausend annehmen.

Die Regierungsform ist der des glücklichen Mutterlandes ähnlich. Ein General-Gouverneur (sein Gehalt beträgt über 6000 Pf. Sterling) präsidirt im Justizcollegio, das aus zwölf der angesehensten, durch Wahl bestimmten Männern besteht; diese machen den hohen Rath, gleichsam das Oberhaus, da wiederum die Assembly aus 43 Mitgliedern für das Unterhaus gelten kann. Die Einnahmen der Regierung werden durch selbst aufgelegte Taxen erhoben. Die vorzüglichsten darunter sind: 20 Sh. von jedem eingeführten Neger; ferner eine Abgabe von dort consumirtem Rum und andern geistigen Getränken, sodann eine Kopfsteuer und eine Abgabe auf alle Reiter und alle Fuhrwerke. Der General-Gouverneur ist zugleich Commandeur aller dortigen Truppen. Begreiflich liegt dem Mutterlande sehr viel an der Erhaltung dieser reichen Colonie; daher ist hier eine stehende Miliz von mehr als 8000 Mann; hierunter drei Regimenter Cavallerie. Dabei sind alle Mannspersonen vom 15ten bis zum 60sten Jahre aufgeschrieben, um im Fall der Noth, z. B. bei einem bedeutenden fremden Angriff, oder einem Aufstande der Neger, unter die Waffen zu treten.

Der Sitz des Gouverneurs und der Regierung ist anjetzt zu Kingston, als der Hauptstadt der ganzen Insel, und zugleich der Hauptort der Grafschaft oder des Cantons Surry, da die ganze Insel in 3 Cantone: Surry in Osten, Middlesex in der Mitte, und Cornwallis in Westen, getheilt ist.

Kingston hielt 1788, in 1600 gut gebaueten Häusern (außer den Negerhütten und Magazinen), über 26,000 Einwohner. Mehrere Häuser im obern Theile der Stadt sind prächtig, und die Marktplätze vorzüglich. Der Handel ist sehr beträchtlich, und der Hafen trefflich; auch genießt Kingston, seitdem man die Waldungen um die Stadt stark ausgehauen hat, ein völlig so gesundes Klima, als nur irgend eine Stadt in Europa.

Der Luxus ist hier bedeutend, sowohl in Kleidern als in Meublen und Equipagen. Verhältnißmäßig ist aber die wis-

*) *Sir Will. Young's* West-India Common Place Book. London 1807.
**) M. s. hiervon umständlicher weiter unten.
***) *Edwards*, p. 284.

senschaftliche Kultur noch geringe; unstreitig weil die Hauptabsicht der Pflanzer fast ausschließlich auf Gewinn und sinnlichen Genuß gerichtet ist.

Diese großen Antillen sind (von 22° nordl. Breite bis 27°) in Nordwesten durch die Lucaien oder Bahama-Inseln gleichsam eingefaßt; eine Reihe kleiner Inseln, hervorragende Bruchstücke des antiken Landes, von welchem sie jetzt durch den Bahama-Kanal, berühmt wegen jenes Golphstroms *), getrennt sind.

Von diesen submarinen Gebirgsspitzen hub dann zuerst unsere Kenntniß der neuen Welt an. Colon entdeckte am 10. Oct. 1492 hiervon zuerst die Insel Guanahani oder Cat Island, und nannte sie St. Salvador.

Die gesammte Gruppe bestehet aus einigen hundert Inseln. Sie fangen an mit den kleinen Inseln Gallapagas, wovon die Hurrican-Insel bis auf 27½ Grad nach Florida hinauf liegt, und endigen mit den Caiguar- und Turks-Inseln, die auf 21° 3′ hinablaufen.

Alle finden sich von Corallenriefen und Untiefen gleichsam in eigene Distrikte oder Bänke getheilt. Hierunter sind besonders berühmt: die nordlichste, die kleine Bahama-Bank, hierin die Insel Groß-Bahama; und die große Bahama-Bank.

Die ganze Bevölkerung dieser Inseln bestand 1791 nur aus 2000 Weißen und 2241 Negern.

Auf der Hauptinsel Neu-Providence (New Providence) 25° n. Br. ist Nassau die wichtigste Stadt und der Sitz der Regierung; letztere ist der in Jamaica ähnlich.

Die Produkte kommen mit denen der übrigen Inseln West-Indiens überein. Catesby hat uns von der Schönheit des dortigen Gefieders überzeugt. Quadrupeden gab es nur originell zwei, den Waschbären, und das (amerik.) Murmelthier.

Der Hauptwerth der Ausfuhr bestand in 1500 Säcken Baumwolle.

Nur allein um keine Station zwischen uns und der Neuen Welt in dieser Richtung fehlen zu lassen, mögen die isolirten, noch weiter gegen die Alte Welt hin gelegenen Bermuden oder Sommers-Inseln hier einen Platz finden.

Sie sind auf einer großen Entfernung von beiden Continenten unter dem 32sten Breitengrade und 65 westl. von London gelegen. Vom äußersten Punkte Englands, Landsend, rechnet man 1500 Seemeilen; von Madera 1200; und von der Neuen Welt, von Carolina, 300.

Ein Spanier Bermudez soll sie 1593 entdeckt haben, und von einem englischen Seemann Georg Sommer, der

---

*) M. s. oben S. 2.

1669 daran Schiffbruch gelitten, erhielten sie ihren zweiten Namen.

Die gesammte, in einer Krümmung gelegene, Gruppe soll einige hundert kleine größtentheils unbewohnte Inseln enthalten. Auch sie sind mit Felsenriefen verpallisadirt, daher wird denn die Landung dort schwierig: walled with rocks, sagt Waller, der Poet, welcher unter Carl I. dahin flüchtete, in dem Gedicht, worin er ihre Schönheiten, so wie die Gesundheit und Heiterkeit ihrer Bewohner besang.

Die ganze Summe des anbaufähigen Landes steigt, dem Bericht des eignen Gouverneurs Brown zufolge, auf 12 bis 13,000 Morgen; indeß ist der Boden den eigentlichen Stapelwaaren Westindiens nicht sehr günstig. Daher denn die Einwohner das meiste Land zum Maiz und zu Gartenfrüchten benutzen, hauptsächlich aber um Cedern zum Schiffbau für den Wallfischfang zu ziehen.

Die Hauptinsel St. Georg besteht fast gänzlich aus einer an einander hangenden Ortschaft, mit etwa 500 Einwohnern. Hier hat auch der englische Gouverneur seinen Sitz.

Unter den übrigen Inseln verdienen noch St. Davis, Sommerset, Ireland, Long und Coopers Island benannt zu werden. Die gesammte Bevölkerung belief sich im Jahre 1791 auf etwas über 10,000, die Summe der Neger war fast der der Weißen gleich. Wir kehren nach dieser nicht unnützen Abschweifung zu den eigentlichen Antillen zurück.

Jene großen Antillen sind durch eine zahlreiche Gruppe sehr kleiner Inseln mit den sogenannten Caraibischen Eilanden verbunden. Columbus entdeckte sie 1493, und benannte sie den 11 tausend Jungfrauen zu Ehren, die Jungfern-Inseln (Virgin Islands). Ein zweiter Besuch, den sie ein Jahrhundert nachher (1596) von dem Herzog von Cumberland bei seinem Angriff auf Porto Rico erhielten, erklärte sie nur für einen Klumpen kleiner, unfruchtbarer, sandiger Inseln. Indeß haben sie in unsern Tagen diesen Vorwurf von sich abgelehnt. Unter den 40 Inseln, woraus diese Gruppe hauptsächlich besteht, zeigen viele eine höchst einträgliche Fruchtbarkeit. Sie sind unter drei Herren getheilt. England besitzt davon über 15, worunter Tortola und Pennistan (fälschlich spanish town) auch Virgin Gorda genannt, die wichtigsten sind.

Spanien eignet sich besonders viere davon zu; die Krabben-Insel, und noch etwa vier minder bedeutende.

Die Dänen haben dagegen das beste Loos erhalten durch die sehr einträglichen Inseln St. Thomas, St. Croix und St. John. Ihren Werth versparen wir, so wie die Behandlung ihrer Neger, zu einer folgenden Gelegenheit.

Von hier kommen nun die Caraibischen Inseln, deren bereits oben im Allgemeinen gedacht ist.

Die Anzahl der Caraiben mag gegen 70 betragen. Da hierunter aber viele sehr unbedeutend sind, (so zählt man z. B. 30 Grenadinen) so wählen wir nur die vorzüglichsten.

Sie gehören hauptsächlich drei Seemächten, England, Frankreich und Holland. Schweden erhielt nur erst durch den Traktat von Amiens (1801) die kleine, bis jetzt nur Baumwolle erzeugende, Insel St. Bartelemi.

Die wichtigsten und größten dieser Inseln sind die französischen. Guadeloupe, die größte von allen, unter $16\frac{1}{2}°$ n. Br. hält auf 45 engl. Meilen in die Länge, und ist 30 Meilen breit. Das Meer theilte sie in 2 Theile, vermittelst eines engen, nur von kleinen Fahrzeugen zu benutzenden Kanals; er ist etwa 15 bis 40 Toisen breit; der kleinere westliche Theil der Insel (Bas de Terre) mit dem Hauptorte gleiches Namens, ist fruchtbarer als der größere östliche Theil (Grande Terre), durch die starke Bewässerung von den hohen fürchterlichen Gebirgen.

Der berühmte Berg, la Soufrière genannt, wegen seines großen Schwefeldunstes, zeigt hinreichend den volkanischen Ursprung.

Die Exporten betrugen 1787 am Werthe 510,014 Pf. St. Die Mährischen Brüder hatten auch hier eine Mission.

Die einträglichste Insel für Frankreich ist indeß Martinique. Sie ist unter $14\frac{1}{2}°$ Breite gelegen, und hält bei einer von N. W. nach S. O. gestreckten ovalen Lage 16 Meilen (Lieues) in der Länge, und 45 Meilen im Umfange.

Auch bei dieser Insel zeigen die hohen und schroffen Gebirge die Volcanität. Besonders beweist dieß der höchste Berg, Montagne Pilée genannt, im nordlichsten Theile der Insel. So sehr ist diese Insel mit volcanischen Gebirgen besetzt, daß Robin sie einen Kern volkanischer Substanzen nennt. Indeß bringen diese Gebirge den wichtigen Vortheil, daß durch die daraus entspringenden Flüsse Martinique sehr bewässert und fruchtbar ist.

Die Küsten der Insel sind vom Meere hin und wieder sehr tief eingeschnitten. Hierdurch bilden sich vorzügliche Baien, Culs de Sac genannt, worunter die in Südwesten, Cul de Sac Royal, eine der vorzüglichsten ist, wegen des schönen Hafens des Fort Royal, welcher an der nördlichen Küste dieser weiten und sichern Bai liegt. Die Moräste ihrer Nachbarschaft haben freilich veranlaßt, daß man die Haupthandlung anjezt höher gegen Norden hinauf in St. Pierre betreibt; auch war ein anderer Grund hierzu der, daß die Handelsschiffe hier nicht wie in Fort Royal Königliche Garnison und Marine vorfanden.

Um nicht auf die Darstellung des Landes nochmals wieder zurückgehen zu müssen, so anticipiren wir hier wie bei Jamaica eine kurze Anzeige der hiesigen städtischen Einrichtungen, obgleich die specielle Beschreibung des Bewohners der Antillen nur erst weiterhin vorkommt. Robin, einer der neuesten und besten Beobachter, mag unser Führer seyn.

St. Pierre ist gleichsam unter überhangenden Felsen erbauet. Längs der Küste zwischen den Gebirgen und dem Meerufer liegt sie fast auf eine halbe Meile (Lieue) hingestreckt, auf einem so unebenen Boden, daß man sich deshalb nie einer Equipage bedienen kann. Daher sieht man hier nur Porte-Chaisen oder Hangematten (Hamaks), von Negern getragen.

Jene schwarzen Felsen, welche den Häusern gleichsam stets den Ueberstürz drohen, und wegen der Meeresnähe nur sehr kurze Quergassen erlauben, gewähren indeß dem Orte wichtige Vortheile. Sie schützen ihn vor der Sonne, und lassen die erfrischendsten Cascaden von sich herabsteigen, die nicht nur die Hitze mildern, sondern zugleich den Boden auf das fruchtbarste bewässern.

Schade daß die Gassen, wenn gleich ziemlich nach der Linie gebauet, für dieses Klima zu enge, und zugleich ohne Alleen, mithin ohne Schatten sind. Vorzüglich büßt der Fremdling hierfür durch tödtliche Sonnenstiche oder hitzige Krankheiten.

Die Häuser, von Stein erbauet, halten ein bis zwei Etagen; allein die Vertheilung der Zimmer ist bei weitem nicht so sorgfältig und so gesucht als in Frankreich.

Die Colonisten dichten und trachten nur auf Vergrößerung ihres Vermögens und auf sinnlichen Genuß; die Vergnügen des Geistes scheinen ihnen fast unbekannt. Deßhalb bestehen die meisten Wohnungen sowohl der Kaufleute als der Pflanzer großentheils aus hellen, mit Fenstern versehenen Vorraths- und Weinbehältern. Die eigentlichen Wohnzimmer, selbst der Reichen, welche oftmals Gold und Juwelen den Mädchen oder der Pharobank in Masse opfern, sind nur schlecht; einige opulente Familien haben sich freilich auf erhabneren und luftigern Plätzen stattlicher angebauet. Indeß sind außer dem Fußboden, der oftmals von Marmor ist, die Meublen einfach und schlecht; besonders sieht man nur wenige, und altmodige Spiegel, und von Gemälden höchstens die Portraits der Vorfahren, wobei dann nie die rothen Ordensbänder vergessen sind. Dennoch haben sie bei der Anlage der Häuser auf alles gesehen, was den Luftzug befördern kann; daher ansehnliche Säle, offne Galerien, offne Gänge und ähnliche Anlagen, um stets einer frischen, kühlen Luft zu genießen.

Aber auch selbst den schönsten Gebäuden fehlen schattenreiche, malerische Gärten; und wie ließen sich diese nicht hier, bei so

luxurirender und vielartiger Vegetation, bei dem ganzen Pomp der tropischen Flora, anlegen!

Martinique hielt 1788 überhaupt gegen 90,000 Menschen, hierunter 10,600 Weiße, 4850 Mulatten oder Freineger, und 73400 Sklaven. Der ganze Werth seiner Exportation nach Frankreich belief sich auf 24,640,000 Livres, also 6,160,000 Thaler. Die gesammte Anzahl der Pflanzungen (welche besonders wegen ihres trefflichen Caffees berühmt sind) ist 1515.

Dieß mag hinreichend seyn zur Kenntniß der häuslichen Einrichtung auf den französischen Inseln.

Von den übrigen französischen Inseln erwähnen wir nur noch mit wenigen Worten der Inseln St. Lucie und Tabago. Erstere, gleich unter Martinique gelegen, hat zwei vorzügliche Häfen, enthält über 20,000 Menschen, und liefert auf 4 Millionen Livres an Stapelwaaren.

Tabago, die südlichste der Antillen, war im Jahre 1788 von 14,000 Menschen bewohnt, und ihre Ausbeute belief sich auf etwas über 3 Millionen Livres.

Von den vielen der kleinen Antillen, die den Britten gehören, führen wir nur die nördlichen, z. B. Anguilla, Barbada, St. Christopher (gewöhnlich St. Kitts genannt), so wie Nevis und Montferrat den Namen nach an. Sie sind von geringerer Bedeutung, und ihre Produkte werden bei den Stapelwaaren Westindiens angezeigt werden.

Nur Antigua ist wichtiger, besonders weil sie der Sitz des Gouverneurs aller Inseln unter dem Winde ist. Die Regierung hat Aehnlichkeit mit der auf Jamaika; sie sowohl als der Gouverneur residiren in der Hauptstadt St. John. Auch befinden sich hier 2 Regimenter englischer Truppen. Die gesammte Population war im J. 1774, 2590 Weiße und 37,800 Neger. Die Arealfläche beträgt 59,838 Morgen Landes; die Produktion soll auf 600,000 Pf. Sterl. größtentheils an Zucker abwerfen. Auf dieser Insel haben die Mährischen Brüder mit großer Anstrengung und bestem Erfolg für die Neger gearbeitet. Young, ein dortiger angesehener Pflanzer, sagt von diesen Menschenfreunden: ihr Wandel ist untadelhaft, sie zeigen sich eben so vorzüglich in Rücksicht ihres Charakters, als ihrer feinen Sitten, und ihre Lehrer predigen Frieden und Rechtschaffenheit *).

Die südlichen Inseln Dominica, Barbadoes, St. Vincent und Grenada sind nicht bloß weit ansehnlicher, sondern es finden sich bei einigen noch besondere erwähnungswerthe Merkwürdigkeiten. Dominika, von Columbus (1493) so genannt, weil er sie am Sonntage entdeckte, ist unter 15° 27′ der Breite gelegen. Es hält 29 engl. Meilen

*) *Sir Youngs* Tour through the Windward Islands. p. 266.

in die Länge bei einer mittleren Breite von 16. Die ganze, in zehn Kirchspiele vertheilte Länderfläche von 186,436 Morgen (Acres) lieferte im Jahre 1787 an Stapelwaaren einen Werth von mehr als 300,000 Pf. Sterling. Der Zucker war hier der beträchtlichste Artikel.

Diese Insel scheint fast gänzlich volkanischen Ursprungs, denn mehrere Gebirge werfen noch Dampf und rauchenden Schwefel aus; neben ihnen finden sich heiße Bäder. Einer der höchsten Berge hält auf seinem Gipfel einen tiefen unergründlichen See vom süßem Wasser; wahrscheinlich der antike Crater.

Die Hauptstadt Roseau, von den Franzosen erbauet, da bekanntlich Dominika nur erst seit 1763 im Pariser Frieden an England abgetreten wurde, ist nicht schlecht, enthält aber anjetzt nur 500 Häuser.

Die bedeutende Insel Barbadoes ist unter 13° 10′ n. Br. und 59° w. Länge von London gelegen, sie ist daher die östlichste von allen, hält gegen 106470 Morgen Landes, und liefert an Stapelwaaren über 530,000 Pf. St. (539,605 im Jahre 1787). Hierunter aber ist kein Caffee; er wird dort nicht gebauet. Die Anzahl der Bewohner beträgt noch nicht 80,000 Köpfe, hiervon über 60,000 Neger. Bridgetown, die Hauptstadt, hat einen lebhaften Handel und den Sitz des Gouvernements.

Die fruchtbare Insel St. Vincent, fast unter eben demselben Parallelkreise mit der vorhergehenden, nur gegen 1½ Grad westlicher, hält eine Fläche von 84,000 Morgen Landes. Hiervon sind indeß nur 23,605 den Britten eigen, fast eben so viel den sogenannten schwarzen Karaiben, welche wir bald näher werden kennen lernen, und der Rest bleibt, als unfruchtbar, bis jetzt unbenutzt. Der Hauptcharakter dieser Insel besteht in tiefen Thälern, beschattet von plötzlichen Abgründen. Der Hauptort und Residenz des Gouverneurs ist Kingston. Die Menschenzahl der Insel besteht nur aus 1400 Weißen und gegen 9000 Negern. Auch diese Insel hat einen trefflichen botanischen Garten, der die schönsten Vegetabilien beider Indien enthält. Die Ausfuhrartikel betragen gegen 200,000 Pf. Sterling.

Die gleich in Süden von dieser Insel gelegenen Grenadinen (kleine Inseln, 30 an der Zahl) gehören bis einschlußweise der Insel Union Island noch unter die Gerichtsbarkeit von St. Vincent. Die Insel Cariacon und die übrigen hingegen schon zu Grenada. Bedeutend sind von ihnen überhaupt nur etwa sieben.

Grenada selbst ist gegen 24 engl. Meilen lang, aber nur halb so breit. Den Karten zufolge ist sie gebirgig; die Flüsse haben fast alle aus dem Mittelgebirge ihren Ursprung, und

auf diesem sieht man zu oberst einen sehr großen Teich, vermuthlich ebenfalls ein ausgebrannter Crater. An Höhe kommen indeß diese Gebirge bei weitem denen von St. Vincent nicht gleich. Die ganze Landesfläche soll 80,000 Morgen betragen, hiervon sind indeß nur 50,000 angebauet, und diese bringen über 600,000 Pf. Sterl. ein; man bauet hier zwar hauptsächlich Zucker und Caffee, doch ebenfalls alle übrigen Stapelwaaren.

Die Hauptstadt St. George (vormals Fort Royal) ist nach Youngs Bemerkung eine hübsche Stadt, fast ganz von Ziegeln erbauet.

Die letzte südlichste Insel Trinidad, welche nur erst seit dem J. 1801 im Besitz Englands ist, zeichnet sich sowohl durch ihre Größe als durch die Natur ihres Bodens von allen übrigen aus. Wir haben anjetzt eine eigne Beschreibung und Karte dieser bedeutenden Insel *).

Unter dem 10ten Grade der Breite gelegen, bildet sie mit dem festen Lande von Cumana den Busen von Paria, auf einigen Karten auch Golfo triste genannt. Dieser Busen, welcher nach Despons, 25 Stunden von Osten nach Westen, und 15 Stunden von Norden nach Süden misset, wird hauptsächlich durch drei kleine Inseln zwischen der Landspitze Punta Salina des Continents von Cumana, und der Insel Trinidad geschlossen. Die hierdurch entstandenen vier Oeffnungen führen den Namen der Drachenöffnungen (Bocas del Drago), und nur die vierte Oeffnung, nämlich die zwischen der letzten Insel und unserer Insel Trinidad ist so schmal, daß sie deßhalb den Schiffen gefährlich bleibt. Südlich dieser schnabelförmig hervorragenden Landenge von Trinidad ist dann der geräumige und sichere Hafen Chaguaran gelegen, und noch tiefer in dem Busen von Paria hinab der Hauptort der Insel, Puerto de Espanna. Diese sonst regelmäßige Stadt hat in einem Kessel von Bergen eine ungesunde Lage; daß die Gegend vulkanischen Ursprungs ist, beweist hauptsächlich ein in der Nähe befindlicher ausgebrannter noch offner Crater.

Höchst wahrscheinlich ist also diese ganze Insel vom Continente bei einer großen Katastrophe losgerissen. Auch spricht für die Vulkanität der Insel sehr entscheidend der große, am Cap la Brea gelegene Asphaltsee von drei engl. Meilen im Umfange, und 50 Fuß über der Meeresfläche, in einer von vulkanischer Asche und Schlacken gebildeten Gegend. Die Schiffer bedienen sich dieses mineralischen Harzes statt des Pechs zum

*) Mc. Callum Travels in Trinidad etc. London 1805. Die geographischen Ephemeriden haben einen guten (verkleinerten) Nachstich von der Karte, nebst einer lehrreichen Anzeige des Buchs gegeben. Bertuchs Allg. G. Ephem. 1806. Mon. Decbr.

Kalfatern. Ueberdieß findet sich noch an mehreren Orten Erdpech in flüssigem Zustande, wie auch einige heiße Quellen.

Trinidad selbst hat einen Umfang von 330 engl., also über 66 deutsche Meilen. Die Gebirge, die zum Theil mit Waldungen von gutem Schiffholze bedeckt sind, laufen in drei parallelen Reihen von Westen nach Osten über die Insel. In den hohen, sonst wenig bekannten Gebirgen des Innern der Insel zeigt sich eine ansehnliche Salz-Lagune. Von diesen Gebirgen strömen nach allen Seiten mehrere zum Theil gar nicht unbedeutende Flüsse. Hierunter zeichnen sich an der Westseite für den Busen von Paria aus: der Caroni in Norden, und der Guaracara in Süden. Beide sind auf 20 englische Meilen schiffbar. Von den Flüssen, die sich in Osten ins Atlantische Meer ergießen, sind der Guatura in Süden, und der Oropücha in Norden die ansehnlichsten. Man sucht den Caroni mit dem Guatura vermittelst eines Canals zu verbinden.

Trinidad ist fruchtbar. An westindischen Produkten lieferte sie im Jahre 1801: 69,551 Centner Zucker; 19,537 Gallonen Rum; 3327 Ctr. Caffee und 1,239,573 Pf. Baumwolle.

Die Bevölkerung belief sich im Jahre 1797 überhaupt nur auf 16,536 Köpfe. Hierunter waren 2081 Weiße, 10,000 Negersklaven und 4466 farbige Menschen.

Da die Population aber seit der Zeit der Besitznehmung von den Engländern bereits auf 38,000 gestiegen ist, da hierbei der Boden und die Lage trefflich sind, und man die Thätigkeit Englands kennt, so gewährt dieß zusammen die besten Aussichten für die Zukunft.

Durch die hier gegebene Uebersicht der Inseln von West-Indien vorbereitet, wollen wir nun suchen ihre vielartigen Bewohner genauer kennen zu lernen.

Der Mensch; der Bewohner Westindiens.

1) Der Originalbewohner.

Als Colon die neue Welt entdeckte, ward er auf den Bahama-Inseln und den nördlichen großen Antillen von einem gutmüthigen, ruhigen Volke aufs freundschaftlichste aufgenommen. Ueber das Mirakulöse der europäischen großen Schiffe, und über ihre bärtige Mannschaft erstaunt, zeigten sie freilich anfangs Furchtsamkeit gegen Wesen, welche sie als Halbgötter, wie vom Himmel gekommen, verehrten; allein sie wurden bald zutraulich. Sie kamen den Spaniern in allem zuvor, und mehrere von ihnen, welche Columbus von Sankt Salvador oder Guanahani, seinem ersten Entdeckungsorte,

nach den großen Antillen als Dolmetscher mit sich fortführte, sahen sogar diese Art von Gefangennehmung für eine ehrenvolle Auszeichnung an.

Allein sie gaben zugleich warnend den Spaniern Nachricht von einer kühnen, tapfern, rohen Menschenrace, welche mehrere dieser Inseln bewohnte, ihren natürlichen beständigen Gegnern, die das Blut ihrer Feinde tränken, und sich selbst von ihrem Fleische nährten. Sie nannten sie Caribis oder Charaibes, und schilderten sie als gänzlich von ihnen an Sitten und Gestalt verschieden.

Schon unter den Urbewohnern gab es also zwei verschiedene Menschenracen, oder wenigstens sehr von einander abweichende Stämme.

Jener ersten sanfteren Menschenrace, welche Cuba, St. Domingo, Portorico, wie auch mehrere der kleineren Antillen, bewohnte, ward das traurige Loos gutmüthiger schwacher Nachgiebigkeit zu Theil. Sie ward von dem stärkern, hochkultivirten boshaften Europäer völlig unterjochet und sogar vernichtet. Mit Entsetzen liest man die Gräuel, die sich die Christen unter dem Vorwande ihrer wohlthätigen, sanften Religion, gegen diese harmlosen Heiden zu Schulden kommen ließen.

Der edle Vertheidiger dieser unschuldigen Schlachtopfer des grausamsten Geizes und blindesten Fanatismus, der spanische Bischof Las Casas, lieferte als Augenzeuge ein schaudererregendes Gemälde der Unthaten seiner Landsleute.

Viele Tausend Indier kamen durch die härtesten Land- und Bergwerksarbeiten um; andere wurden ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter wie Wildpret erschossen. Viele Spanier thaten ein Gelübde, zur Ehre des Seligmachers der Welt und seiner heiligen Apostel, an jedem Morgen dreizehn dieser Ungläubigen zu erwürgen. Andere ließen sie durch große Doggen zerreißen, welche völlig wie die spanischen Soldaten regelmäßig ihre gesetzte Löhnung zu diesem Endzwecke erhielten.

Doch genug von diesen Schandthaten; es reicht hin, hier anzuzeigen, daß die Spanier von den anderthalb Millionen Eingebornen auf St. Domingo innerhalb 15 Jahren nur noch 60 Tausend übrig gelassen hatten; und daß von der ganzen Bevölkerung der westindischen Inseln, welche bei ihrer Entdeckung, Robertsons mäßiger Angabe zufolge, völlig drei Millionen Menschen enthielten, binnen kurzer Zeit kaum einige Spuren übrig waren.

Diese eine gutartige Hälfte der Originalbewohner der Antillen verdient aber hier eine Anzeige, da sie verschiedenen noch jetzt vorhandenen Völkern des festen Landes von Amerika, vorzüglich den Arrowauks oder Arwacks von Gujana, gleichen,

worüber wir bei anderer Gelegenheit weitere Auskunft geben werden. Auch wurden sie für Abkömmlinge dieser südlichen Landesbewohner gehalten.

Sie waren von gutem schlanken Wuchs, gewandt im Laufen, und besaßen große Leichtigkeit im Tanz, den sie leidenschaftlich liebten, und dabei eine bewundernswürdige Genauigkeit im Takt zeigten. Für schwerere Arbeit waren sie dagegen zu schwach. Ihr Körper hatte eine röthliche Kupferfarbe; das dunkelschwarze Haar war lang gestreckt und straff. Da sie den Kindern das Vorderhaupt zusammendrückten, so erhielt der Hinterkopf hierdurch eine sonderbare Erhöhung, und zugleich eine widernatürliche Dicke.

Einer der damaligen Scribenten bezeugt: daß die Säbel der Spanier oftmals auf diesen harten Schädeln zersprungen wären. Hätten sie doch dafür durch Rückwirkung die Schädel dieser europäischen Ungeheuer selbst gespalten!

Das Gesicht selbst war breit, die Nase etwas flach und die Züge im Ganzen grob. Dennoch bezeugt P. Martyr, nach den Angaben des Columbus, daß in der Physiognomie Gutherzigkeit und Redlichkeit geherrscht habe. Sie lebten friedlich und froh in der schönen Natur, und die Liebe war nicht vorübergehend, wie bei den rohen Caraiben, ihren Todfeinden. Diese Leidenschaft machte vielmehr eine dauernde Beschäftigung ihres Lebens, die Quelle ihrer ganzen Glückseligkeit aus. Sie fröhnten ihr so sehr, daß einige Schriftsteller darin den Ursprung jenes fürchterlichen Uebels suchen, welches seit dieser Zeit in der alten Welt oftmals den höchsten Genuß des Lebens so traurig verbittert. Denn man sey über das wahre Vaterland dieser Krankheit noch so sehr getheilter Meinung, so ist sie doch unläugbar seit der Entdeckung der neuen Welt unendlich stärker verbreitet worden, als zuvor.

In Rücksicht der civilen Kultur standen diese Indier weit über die Jägervölker von Nordamerika. Die derzeitigen gültigsten Schriftsteller bezeugen, daß sie den Acker sehr gut anbaueten. Maiz und Manioc erzielten sie in hinreichender Menge für eine solche Bevölkerung, wovon Las Casas sagt, daß sie der der Ameisenhaufen gleich gekommen; und hierbei verstanden sie, nach dem Oviedo, die Bewässerung der Aecker bei eintretender Trockniß aus weit entlegenen Flüssen. Aus selbst gezogener Baumwolle webten sie vorzügliche Zeuge, auch verstanden sie diese auf das trefflichste zu färben. Und obgleich ihnen, gerade wie den kürzlich entdeckten Bewohnern der Südseeinseln, das Eisen fehlte, so wußten sie diesen Mangel durch steinerne Werkzeuge hinreichend zu ersetzen und sehr große Bäume zu fällen. Aus denselben erbaueten sie achtrudrige Fahrzeuge, welche oftmals den Galeeren der Spanier an Länge nichts nach-

gaben, und die durch Matten von Palmblättern große Bedeckung gegen den Regen führten.

Auch bei der Verfertigung ihrer Hausgeräthe zeigten sie große Geschicklichkeit. Als der Bruder des Columbus die Prinzessin Anacoana auf St. Domingo besuchte, beschenkte ihn diese mit 14 Stühlen von Ebenholz; das Schnitzwerk daran stellte viele Thierarten sehr natürlich vor.

Ihre Regierungsform war monarchisch, und erblich. Gutmüthigkeit setzte hauptsächlich der Gewalt ihrer Oberherren (Caciquen), welchen die Völker auf das tiefste ergeben waren, billige Gränzen. Einige Inseln waren unter mehrere Caciquen vertheilt; auf andern gehorchten die kleinern Herren einem einzigen, mächtigen Oberherrn. Man verehrte sie nach dem Tode sogar; setzte ihre Körper als Mumien aufgetrocknet in eigene Höhlen; doch war die Gewohnheit, dem Verstorbenen eine Favoritin zu opfern, nur einzelnen Inseln eigen, und überhaupt sehr selten.

Wenn gleich der Aberglaube und die ihm angemessenen Gebräuche ihre Religion verunstalteten, so glaubten sie dennoch an ein höchstes Wesen; ja sie gaben Beweise von einer religiös-moralischen Denkart. Hierdurch zeichneten sie sich sehr weit vor den Bewohnern der Südsee Inseln aus, mit welchen sie im Uebrigen Manches gemein hatten.

Ein trefflicher Zug dieser Denkart verdient vorzüglich unsere Aufmerksamkeit. Er findet sich in der Anrede eines indischen Oberhaupts an den Columbus, als dieser bei seiner zweiten Reise in Cuba eindrang. Ein bei der ersten Reise nach Spanien geführter Indier, dem man dort den Namen Didacus gegeben hatte, diente hierbei zum Dolmetscher; ihre Authenticität wird aber von zweien der gültigsten Schriftsteller verbürgt.

Der Greis überreichte mit Anstand und Würde dem Entdecker Indiens einen Korb voll Früchte, uud redete ihn dann auf folgende Weise an:

„Ob ihr Götter oder Sterbliche seyd, dieß ist uns unbe„kannt. Ihr dringt in unsere Länder mit so übernatürlichen „Kräften, daß es Thorheit von uns wäre, ihnen widerstehen „zu wollen. Wir sind daher völlig in eurer Willkühr. Wenn „ihr aber sterblich seyd wie wir, so kann es euch nicht unbe„wußt seyn, daß es nach diesem Leben ein künftiges gibt, in „welchem dem Bösen ein ganz anderes Loos beschieden ist, „als dem Guten. Erwartet ihr daher so wie wir den Tod, „und glaubt ihr, daß Jedermann in jenem Zustand den Lohn „erhalten werde, den seine gegenwärtigen Thaten verdienen, „dann werdet ihr denen kein Uebels thun, welche euch nichts „anthaten.“

Und solche Menschen erwürgten die (sogenannten) Christen!

Diese Hauptrace des Menschen auf den Antillen, unstreitig die bessere, sanftere und regelmäßig constitutionirte, ist von ihren Eroberern fast ganz und gar aufgerieben; nur in dem gegenüberliegenden festen Lande zeigen sich ihnen ähnliche Völker.

Die zweite, die wildere Race, die der Caraiben, hat sich dagegen besser erhalten. Sie leisteten größern Widerstand, und ob sie gleich nach und nach den boshafteren, gescheidteren Europäern weichen, und auf kleine öde Inseln fliehen mußten, so zwingt dennoch ihre hartnäckige Tapferkeit den hoch kultivirten Räuber, den Europäer, ihnen noch jetzt auf einzelnen Flecken der von ihm usurpirten Inseln, eine Art von Unabhängigkeit zuzugestehen.

Aeltern Nachrichten zufolge wanderten die Caraiben aus dem Theile von Nordamerika aus, welcher nordwestlich von Florida gelegen ist. Sie sollen hierzu von einer mächtigern Nation, von den Apalachiten gezwungen worden seyn; sollen von dort zuerst einige der Lucaien, nachmals aber die südlicher liegenden Antillen eingenommen haben. Wahrscheinlicher ist es indeß, daß ihre Nation aus Südamerika abstamme. Die Galibis von Gujana (Terra Ferma) und andere Nationen dieses großen Landes, zeigen sehr viel Aehnlichkeit mit den Caraiben der Antillen, auch bilden sie dort selbst noch ein eigenes Volk.

Die Spanier suchten die Caraiben, welche sie auf den Inseln vorfanden, unter dem Vorwande ihrer Menschenfresserei zu vertilgen, oder sie als Sklaven in die Minen der großen Antillen zu schicken. Endlich sahen sie sich aber wegen des großen Verlustes, den sie bei diesen Kriegen erlitten, genöthiget, diesem tapfern Gegner den Frieden anzubieten. Allein außer den Caraiben auf Dominika und St. Vincent vergaß dieses höchst rachsüchtige Volk nie die alte Feindschaft.

Die Franzosen, Holländer und Engländer erhandelten von ihnen das Land zur Anlegung ihrer Etablissements, und der einfältige Caraibe fühlte es nicht früh genug, daß der gierige Europäer sie hierdurch nur auf eine geschliffnere Weise ihres väterlichen Bodens berauben würde.

Nachdem sie sich aber stets weiter und weiter fortgedrängt sahen, klagten sie oftmals sehr laut über diese Usurpation.

„Du Christ," sagte einer ihrer Anführer, „hast mich von „St. Christopher, von Antigoa, von Nevis, von Guadeloupe, „Barbados, St. Eustach u. s. w. verjagt. Diese Inseln ge„hörten dir alle nicht; du konntest auch nicht den mindesten „Anspruch darauf machen. Und du drohest, mir zuletzt die „kleine Strecke Landes zu rauben, die mir noch auf diesen In„seln übrig ist? Was soll denn zuletzt aus dem unglücklichen „Caraiben werden? Soll er wie der Fisch das Meer bewoh„nen? Fürwahr, dein Vaterland muß ein sehr schlechtes Land

„seyn, weil du es verläßst, um mir das meinige gewaltsam „zu nehmen! Oder du mußt sehr boshaft seyn, weil du mich „ohne alle Scham und Gewissen verfolgen kannst."

Der Caraibe, wegen der vormaligen Gewohnheit sich mit dem Fleische seiner Feinde zu nähren, auch Canibale genannt, ist gut gebildet, aber gewöhnlich von etwas kleinerm Wuchse als der Europäer. Dagegen äußert sein breitschultriger Bau hohe Schnellkraft und Stärke. Durch das Barfußgehen haben die muskulösen Beine einen sehr breiten Fuß. Die Weiber sind zwar beträchtlich kleiner, allein sie sind rund und fast zu sehr zum Fettwerden geneigt. Es ist eine sonderbare Gewohnheit dieses Geschlechts, das Bein vom Fuße bis gegen die Wade hin, gleich zu Anfange der Mannbarkeit (im 12ten Jahre) durch einen eigenen dazu verfertigten Viertelstrumpf einzuschließen. Unter dem Knie schnürt gleichfalls ein eigenes Band das Bein ein. Durch beides wird die Wade ungewöhnlich hervorgedrängt, und schwillt zu einer widernatürlichen Härte und Größe an. Da dieser untere Zierrath nachmals nicht wieder abgelegt wird, so bekommt hierdurch das Bein eine eigene Bildung; indeß bringen diese prallen Waden keinen Uebelstand hervor.

Das runde Gesicht des Caraiben ist nicht ohne Annehmlichkeit, wozu vorzüglich das schwarze funkelnde Auge, wenn es gleich nicht sehr groß ist, und der kleine mit sehr schönen weißen Zähnen besetzte Mund viel beiträgt. Vorzüglich ehemals, und noch jetzt bei den auf St. Vincent übriggebliebenen rothen Caraiben, drückten sie vermittelst zwei kleiner Bretter das Gesicht und den Hinterkopf des neugebornen Kindes etwas flach. Dadurch erhält der Kopf ein etwas cubisches widriges Ansehen.

Das lange straffe Haar ist von glänzender Schwärze. Die Caraiben, wenn sie sich gleich sonst alle Haare des Leibes, so wie auch selbst den Bart, ausreißen, halten sehr sorgfältig auf das Haupthaar. Die Männer tragen es oftmals vorn kürzer, aber sie schmücken es mit schönen Federn; den Weibern hängt es hingegen stets sehr lang herab; aber sie scheiteln es. Letztere tragen verschiedene Arten von Ohrringen. Die Männer zieren sich vorzüglich mit dem Caracoli. Dieß ist ein $2\frac{1}{2}$ Zoll langes halbmondförmig gebildetes Stück Tombak (oder ähnliche Composition), welches an einer kleinen Kette von den Ohren und selbst vom Munde herabhängt. In früheren Zeiten durchbohrten sie sogar das Nasenbein, und verunstalteten sich mit dadurch gesteckten Federn oder Fischknochen. Auch noch jetzt (1791) putzten sie sich, als sie den Engländer Young besuchten, mit großen Nadeln, welche durch die Lippen gesteckt waren.

Hierin sowohl als durch die Einschnitte auf der Haut, hatten sie viel Aehnlichkeit mit mehreren Völkern des großen Süd-

meers. Bis zu den Jahren der Mannbarkeit zeigen sich beide Geschlechter völlig im Stande der Natur. Alsdann wird aber dem Mädchen nebst jenen perennirenden Halb- oder Viertel-Stiefeln, das Camisa angelegt. Es besteht nur aus einem viereckigen Lappen Zeug, der um die Hüften gebunden, vorn ziemlich tief herab hängt. Die Männer tragen einen Strick um die Hüften, der ihnen dazu dient, ein Messer gleich einem Degengehenk zu halten, auch bedecken sie durch einen 6 Zoll breiten Cattunstreifen etwas ihre Blöße. Die Knaben gehen völlig nackend. Heutiges Tages kleiden sie sich auf einigen Inseln wie die Neger.

Die Farbe der Haut ist von Natur gelblich braun, olivenfarb; allein dieses natürliche Colorit wird nur sehr selten sichtbar. Die Caraiben überziehen nämlich den ganzen Körper mit der Farbe des mit Oel zubereiteten Roucou (Orleans, Orellana Linnaei), wodurch der Körper die Röthe eines gekochten Krebses erhält. Um ihre Schönheit zu erhöhen, setzen sie vielgestaltige Figuren von Weiß, Schwarz und Blau hinzu.

Dieser Anstrich ist indeß nicht ganz so thöricht, als er es anfänglich scheint. „Hierdurch," sagte ein Caraibe zu dem Cap. Stedman, welcher ihn deßhalb belachte, „erhalte ich „mir die Haut geschmeidig, schütze mich gegen die Stiche der „Maringoins, und vermindere die zu heftige Ausdünstung. „Sehet, dieß ist der Werth des Färbens, ohne einmal die Schönheit in Anschlag zu bringen. Jetzt sagt mir aber," indem er auf den Puder in den Haaren des Hauptmanns hinzeigte, „warum malt ihr euch so weiß? Ich finde doch nicht die „mindeste Ursache, Euer Mehl auf die Art zu verschwenden, „Eure Kleider zu beschmutzen, und in jungen Jahren als Greise „mit weißen Haaren zu erscheinen."

Sonst ist diese Nation in jeder Rücksicht sehr reinlich. Sie wäscht sich sehr häufig, und würde sogar einen Garten bei der geringsten Vermuthung verlassen, daß der Mensch ihn verunreinigt hätte.

War der Caraibe dem Aeußern nach bereits sehr von jener ersten Menschenrace der größern Antillen verschieden, so ist er es noch weit mehr in Rücksicht seines Charakters und seiner Sitten. Unabhängigkeit, Muth bis zur Tollkühnheit und dauernde Rachsucht zeichnen ihn besonders aus.

Gleich nach der Entdeckung von Amerika zeigten sie gegen die Spanier, wie weit sie von jenen friedfertigen Bewohnern von St. Domingo unterschieden wären. Ein Canoe, welches nur mit 4 Männern dieser Nation, zwei Weibern und einem Knaben besetzt war, fand sich von mehreren stark bemanneten Fahrzeugen der Spanier eingeschlossen. Unerschrocken griffen die Caraiben bei dieser übermäßigen Ungleichheit die Europäer an; und der großen spanischen Schilde ungeachtet verwunde-

ten sie viele derselben. Selbst da das Canoe umgestürzt ward, fochten sie schwimmend fort.

Krieg und Rache ist gleichsam dasjenige, worin der Caraibe lebt und webt. Ruhe und häusliches Glück scheint ihm verächtlich, und das Weib sogar ist nur wichtig als ein durch Kriegsthaten errungener Preis.

Selbst vor der Muttermilch sucht der Caraibe seinem neugebornen Kinde diesen wilden Instinkt einzuflößen. Kaum thut der Knabe den ersten Athemzug, so läßt sich der Vater, welcher statt der Wöchnerin in dem Hamak liegt und dort fastet (faire la couvade), mit scharfen Thierzähnen die Schultern zerreißen; mit dem herausfließenden Blute wird der Säugling bespritzt. Diese schmerzhafte Operation muß aber der Vater mit lachendem Muthe überstehen; im entgegengesetzten Falle würde jedes Zeichen des Schmerzes für den künftigen Muth des Kindes als ein böses Zeichen, dem Vater aber zur höchsten Schande dienen.

So wie der Knabe heranwächst, sind seine Hauptbeschäftigungen: mit Kühnheit zu schwimmen, Fische zu fangen, Carbets oder Häuser zu errichten, und besonders den Bogen zu spannen. Um ihn aber schon in den frühesten Jahren zum Treffen zu gewöhnen, hängt man ihm das Frühstück an einen Zweig. Diesen muß der Knabe zerschießen, um durch die dann herabfallende Kost seinen Hunger stillen zu können; mit zunehmenden Jahren wählt man stets höhere Zweige.

Treten die Jahre der Mannbarkeit ein, so wird der Jüngling härteren Proben ausgesetzt. Der Vater faßt einen großen Raubvogel, Manssenis genannt, lebendig bei den Beinen, und erschlägt ihn auf dem Jüngling, und dieser darf, wenn gleich von den Schlägen, dem Geschrei und dem Blute des Thiers ganz betäubt, dennoch keine Klagen von sich hören lassen. Sodann zerschneidet er dem Sohne den Rücken mit den Zähnen des Agouti (Cavia Agouti Linn.) und läßt ihn mehrere Tage hindurch fasten. Er wird hierauf mit einem neuen Namen unter die Tapfern, unter die Männer aufgenommen.

Am härtesten sind aber die Proben, welche ein Anführer der Caraiben bestehen muß. Er muß seine Nebenbuhler nicht nur im Schwimmen, Tragen und Heben übertreffen; er muß schon mehrere Feinde erlegt haben; er muß das Geißeln und Zerschneiden der Haut mit lachendem Muthe ertragen, und zuletzt sich dem langen Fasten aussetzen, während man unter dem Hamak, der ihm zum Lager dient, Feuer von den stinkendsten, erstickendsten Kräutern anzündet. Ehemals beliefen sich diese Proben auf 80, jetzt sind sie aber durch den Umgang mit den Europäern sehr vermindert.

Die Krieger haben ihre besondere Kriegssprache, welche den Weibern und den unmündigen Knaben unverständlich ist.

Die Caraiben führen vergiftete Pfeile, erschlagen ihre männlichen Gefangenen, essen ihr Fleisch und bestreichen ihre Kinder mit ihrem Blute. In dieser Rücksicht heißen sie mit Recht Cannibalen. Glücklicherweise sind doch diese Scheußlichkeiten einigermaßen gemildert.

Dagegen behauptet dieses Volk, daß ihr Charakter sich im Ganzen durch die Europäer sehr verschlimmert habe. Wir werden bald, sprechen sie, so schlecht werden, als ihr Christen. Und allerdings waren ihnen viele Laster ehemals völlig fremd. Ihrer Nacktheit ungeachtet, waren sie keusch; eine ungetreue Ehefrau war etwas höchst Seltenes; auch war ihre Strafe unerläßlich der Tod; sie ward gesteinigt. Noch unbekannter war bei den Caraiben der Diebstahl. Ihre Carbets (Häuser) standen und stehen noch beständig offen. Sicher ist ein Christ hier gewesen, ist ihr gewöhnlicher Ausdruck, sobald sie etwas in ihren Häusern vermissen.

Völlig unbegreiflich bleibt ihnen die Gier des Europäers nach dem Golde.

„Siehe da," sagte eines ihrer Oberhäupter zu den Spaniern, indem er ein Goldstück vor ihnen auf die Erde warf, „siehe da den Gott der Christen! Um seinetwillen kommt ihr „aus eurem entfernten Vaterlande, um uns unsere Freiheit zu „rauben, und die schrecklichste Barbarei gegen uns auszuüben. „Um seinetwillen lebt ihr stets in Sorgen, Zwietracht und „Streit; um seinetwillen ermordet ihr euch einer den andern: „kurz es ist kein Laster, keine Infamie zu groß, die ihr nicht „seinetwegen beginget." Wie wahr!

Viel zu sehr ist der Caraibe von seiner Ungebundenheit eingenommen, als daß er ein allgemeines Oberhaupt oder eine aristokratische oder monarchische Regierung anerkennen könnte; nur sobald die Nation angegriffen wird, bilden sie ein einziges Volk. Jeder Hausvater ist Herr in seiner Familie, und alle sind sich gleich. Nur gelten die Hauptleute (Caciquen) im Kriege als Obere. Selbst die väterliche Gewalt hört bei ihnen sehr früh auf. Die Kinder werden niemals gezüchtiget, doch wird das Alter sehr geehrt. Die Caraiben leben in Polygamie, und die Weiber gelten, so wie fast bei allen rohen Völkern, nicht viel besser als die Haussklaven; sie dürfen nicht einmal in Gesellschaft des Mannes essen, obgleich sie die Speisen bereiten, den Maiz stampfen, und die Cassave backen. Da letztere eben so sonderbar als für Westindien unentbehrlich ist, so verdient sie schon eine besondere Erwähnung.

Die Cassave oder Cassabi ist das allgemeine Brod der Neger, Indier und vieler Europäer, kurz die Hauptnahrung des dortigen Menschen. Dennoch stammt sie von einer von Natur höchst giftigen Pflanze.

Der Manioc oder Manihot (Jatropha Manihot Linn.)

gehört zu den Gesträuchen mit halb getrennten Geschlechtern (Monoecia), und erreicht Mannshöhe. Er wird bloß wegen seiner knolligen Wurzel gebauet, welche einen Fuß lang und gegen 6 Zoll dick ist. Die Anpflanzung ist sehr leicht, da jeder Zweig, sobald er in die Erde gesenkt wird, Wurzel gewinnt. Ein Acker solcher Wurzeln verschafft fast eben so viel Nahrung, als 6 Aecker Korn. Diese Wurzel enthält indeß einen weißen süßlichen, aber so giftigen Saft, daß er roh genossen sowohl den Menschen, als mehrere seiner Hausthiere, z. B. Schaafe, Schweine und Federvieh tödtet. Die sichersten Gegengifte sind, theils Oele, theils Milchrahm mit rohem Pfeffer. Um die Wurzel dieses Gifts zu berauben, wird sie nach abgeschabter braunen Rinde auf einem Reibeisen klein gerieben, und das Ganze sodann bald durch eigene Pressen, bald durch große Gewichte, scharf gepreßt, damit aller Saft in ein eigenes Gefäß abfließt. Der zurückbleibende Teig wird getrocknet und gesiebt, und als weißes Mehl zu dünnen Kuchen auf eisernen Platten gebacken. Sie sind nahrhaft, und schmecken, besonders frisch mit Butter gegessen, angenehm. Werden sie nachmals zu hart, so besprengt man sie mit Wasser oder Wein zum Erweichen.

Die Wurzel verliert den Gift durchs Backen, und selbst den giftigen Saft verwandelt das Kochen von mehreren Stunden in eine sehr gesunde, kräftige Brühe an Fische und andere Speisen, nur muß er stets dabei geschäumt werden. Es gibt fünf Varietäten dieser höchst nützlichen Pflanze; eine derselben ist ohne alles Gift, allein diese wird weniger gebauet, da sie bei weitem nicht so reichliches Mehl gibt, als die giftigen.

So weiß der Mensch die Natur zu seinem Nutzen zu zwingen.

Der Manioc ist denn auch die Pflanze, welche der Caraibe, so wenig er übrigens den Ackerbau liebt, aus Noth anpflanzt. Sonst ist sein Hausstand, so wie sein Ameublement, sehr einfach. Ein schlechter Stuhl, der Hamak, nebst einigen irdenen Töpfen, machen letzteres aus; indeß verstehet er saubere Körbe zu flechten, welche sogar wasserdicht sind.

Die Religion dieser Völker hat dennoch die beiden Hauptlehren, den Glauben an Gott und einen künftigen Zustand, zur Grundlage. Auch fürchten sie ein böses Wesen unter dem Namen Mabope, und haben, wie fast alle rohe Völker, Zauberer und Aberglauben.

Es bleibt eine für die Geschichte der Menschheit sehr bemerkungswerthe Erscheinung, daß die Sprache der Caraiben unwidersprechliche Aehnlichkeit mit den 4 Dialekten der orientalischen Sprache, dem Hebräischen, Chaldäischen, Samaritanischen und Syrischen enthält. Hiervon hat uns kürzlich ein englischer Sprachkundiger durch mehrere Beispiele überzeugt. Einige werden hier nicht am unrechten Orte stehen.

Rochefort lieferte im Jahre 1658 ein kleines, auf viel-

jährige Erfahrung gegründetes caraibisches Wörterbuch. Hierin finden sich folgende Namen und Redensarten, welchen man schwerlich die Aehnlichkeit mit den benannten absprechen wird.

Caraibisch.	Orientalisch.	Deutsch.
Liani	Li Hene	Seine Frau.
Yene-neri	Hene Herani	Meine Frau.
Hac yeté	Aca ati (Samar.)	Kommt her.
Karbet	Qir (od. Kra) Bit	Oeffentliches Haus.
Encka	Onq	Halsband.
Yena kali	E Onq ali	Mein Halsband.
Nane guaete	Nanecheti	Ich bin krank.
Halea tibou	Yeha lie tibou	Sey willkommen.
Phoubae	Phouhe	Blasen.
Bayou boukau	Boua Bouak	Geh hinweg.
Aika	Akl	Essen.
Nichiri	Ncheri	Die Nase.
Natoni boman	Natoni bamen	Gib mir Nahrung (zu Trinken.)

Mag dieß nun die Sprachforscher und besonders die Liebhaber der Abstammung und Wanderungen der Völker, so wie die strengen Vertheidiger der mosaischen Geschichte, beschäftigen, wie es will, stets bleibt diese Analogie (sie wird noch auffallender, sobald man die Worte nach englischer Mundart ausspricht) eine äußerst merkwürdige Thatsache.

Kaum scheint es möglich, daß der Zufall diese Summe von Worten einander so ähnlich sollte gebildet haben. Wenn daher nicht so viele natürliche Hindernisse in den Weg träten, unter welchen die weite Trennung durch das atlantische Meer nicht einmal die größte wäre, so deutete dieß vielleicht auf eine höchst merkwürdige, vormalige Verbindung der alten und neuen Welt, oder auf eine Wanderschaft der Völker, die noch unbegreiflicher wäre, als jener antediluvianische Zusammenhang.

Dieß ist im Ganzen das Bild dieser wichtigsten Race der Original-Einwohner Westindiens. Im Jahre 1763 waren von den echten rothen Caraiben nur noch 100 Familien auf St. Vincent; und auch diese vermindern sich beträchtlich durch eine von ihnen selbst zum Theil abstammende Menschenvarietät, durch die schwarzen Caraiben, von welchen sogleich die Rede seyn wird.

Auf Dominika, dem zweiten heutigen Hauptsitze der echten Caraiben der Antillen, fand Atwood 1790 nur etwa 30 Familien, und auch diese schienen sich zu vermindern. Auf Martinique fand Isert gleichfalls noch einige caraibische Familien, so wie Young auf Tabago, alle sind indessen im Abnehmen.

Nur das feste Land, Gujana, mag den folgenden Jahrhunderten noch die Trümmer eines ansehnlichen Volks, ehemals der Schrecken eines großen Theils der neuen Welt, eine Zeitlang aufbewahren. Aber der überhandnehmende, hochkultivirte Verheerer aller natürlicheren, minder lasterhaften Nationen, der Europäer, wird dann nach und nach jene jetzt noch undurchdrungenen Waldungen von Südamerika durchdringen; er wird wie ein gieriger Wucherer darin nach Gold oder Goldeswerthen Produkten umherwühlen; er wird die darin sich verborgen haltenden Kinder der Natur für seine Sklaverei gewaltsam daraus hervorschleppen, oder beim mindesten Widerstande diese Harmlosen durch die Ueberlegenheit seiner Feuerwaffen erwürgen, und sodann den bis dahin rohen Boden mit neuen Nahrungsmitteln und mit dort bisher unerhörten Lastern auf das reichlichste bepflanzen!

O der herrlichen Perspective, sie blendet das Auge des Menschenfreundes!

a) Der dort Angesiedelte; der Fremde.

Jetzt nun zu den neuen Ansiedlern Westindiens, zu den Menschenracen, die theils rastlose Gewinnsucht, durch höheres Talent geleitet, dorthin führte, theils der Zufall an diese Küsten warf.

Die erstern, die heutigen Europäer Westindiens, theilen sich in zwei Klassen, Europäer, welche bei uns geboren, nur eine Zeitlang dort zu wohnen, um sich zu bereichern, hinüber kommen; und zweitens Menschen von europäischen Eltern in Westindien von unvermischtem Blute geboren, welche dort fest angesiedelt sind, und seit langer Zeit Westindien als ihr Vaterland ansehen. Letztere nennt man Creolen oder Criolen; und dieser Ausdruck erstreckt sich, sonderbar genug, sogar auf die von hinübergebrachten europäischen Hausthieren abstammenden Thiere; ja man benennt sogar die auf den Inseln gebornen Neger Creolen; freilich sind sie gänzlich von den Creolen, von welchen hier die Rede ist, zu unterscheiden.

Die Macht des Klima zeigt sich sehr deutlich bei dem aus Europa in Westindien seit langen Zeiten angesiedelten Menschen. Ja sie zeigt sich sogar schon nach wenigen Jahren bei solchen Engländern, welche im Mutterlande verheirathet, nach Westindien gegangen sind. Die von ihnen in Westindien erzeugten Kinder sollen ein creolisches Ansehn haben. Gehen nun die Aeltern wieder nach England zurück, so sollen die nachmals in England erzielten Kinder jenes creolische Ansehn verlieren und den Europäern gleichen.

Die Creolen der englischen und französischen Besitzungen machen eine Menschenrace von ansehnlicher Größe. Bei einer höheren Statur als die der gewöhnlichen Europäer, fehlt ihnen

nur die dazu verhältnißmäßige Stärke oder Beleibtheit. Der Obertheil des Körpers ist gewöhnlich kurz; der von den Hüften an dagegen länger. Diese Bildung nähert sie der griechischen Form, und gibt ihnen ein Ansehen von Schönheit und Gewandtheit. Letztere besitzen sie denn auch wirklich. Die Biegsamkeit ihres Gliederbaues zeigt sich besonders beim Fechten, beim Tanzen und ähnlichen Uebungen. Die leichte Kleidung des Frauenzimmers, welche das Klima dort nothwendig macht, erhöhet diese Reize; sie zeigt das ganze Spiel der schöngeformten Glieder.

Dagegen liegen bei ihnen die Augen tiefer als bei dem Europäer; für die übermäßige Wirksamkeit des dortigen Sonnenlichts dient dieß zu besserm Schutze, zu besserer Erhaltung des Auges. Auch die Gesichtsfarbe der Creolen weicht der unserigen. Sie sind bräunlich, und die Rosen auf der Wange der Engländerin sind durch die alles versengende Hitze Westindiens verblühet. Dem so eben aus dem Mutterlande angelangten Fremden scheint das hiesige Frauenzimmer gleichsam wie eben aus dem Bette oder gar aus einer Krankheit erstanden. Die ganze Physiognomie hat etwas Mattes, Schmachtendes, Ausdruckvolles, Einnehmendes und stark für sich Sprechendes. Dieß erhöhet unendlich ihr schwarzes, funkelndes Auge. Die langgezogene Wimper von orientalischem Schnitte gibt ihm dazu unwiderstehliches Interesse. Ihr Mund ist mit den schönsten Zähnen besetzt; diese wissen sie durch den bittern Saft eines Rhamnus, dessen Holz sie sich als Zahnbürste zersplittert beständig bedienen, trefflich zu erhalten. Sie schminken sich auf den englischen Besitzungen nicht, Frezier hingegen gibt dieß den Creolinnen im spanischen Amerika schuld. Und sicher sind bei den Creolen überhaupt in Rücksicht der Sitten mehrere Verschiedenheiten, welche von ihrem Original-Lande herrühren. Denn B. Edwards und Atwood schreiben dem Geschlechte der englischen Creolen die reinsten Sitten zu. Jede Art europäischer Ausschweifungen, sagen diese, sind ihnen unbekannt; sie kennen weder geheime Rendezvous, noch hohes Spiel oder nächtliche Assembleen, wodurch bei uns die Gesundheit eben so weit herabgebracht wird als das Vermögen. Sie sind von größter Enthaltsamkeit in jeder Rücksicht, und dem Atwood zufolge, werden sie die besten Ehegatten und die zärtlichsten Mütter.

Correal und Andere sprechen hingegen sehr stark über die Galanterien der spanischen Creolinnen in Südamerika.

Dagegen schildern Andere die französischen und holländischen Creolinnen sehr verschieden. Aeußerst der Sinnlichkeit ergeben, heftig in der Liebe und in allen Vergnügungen. Höchst reizbar scheint wohl überhaupt das creolische Frauenzimmer auch auf den Inseln zu seyn, und in so fern zu heftigen Auf-

wallungen der Eifersucht und des Zorns geneigt. Bald wird sich Gelegenheit zeigen, sich hiervon durch einige traurige Beispiele zu überführen.

In Ansehung der übrigen Eigenschaften der Creolen von beiden Geschlechtern vereinigen sich doch die meisten Nachrichten mit einander für sie auf das günstigste. Edelsinn, Großmuth und Milde schreiben sie ihnen mit einander zu.

In einer andern höchst merkwürdigen Eigenschaft der Creolen kommen die Nachrichten gleichfalls mit einander überein. Die Seelenkräfte entwickeln sich, so wie im heißen Klima der Mensch überhaupt, bei dem Creolenkinde ungewöhnlich früh. Kinder von zwei bis drei Jahren reden gescheidter als der europäische sechsjährige Knabe. Ihre Fähigkeiten nehmen bis zu dem 25sten Jahre schnell zu; allein von diesem Zeitpunkte an nehmen sie dann auch fast eben so schnell wiederum ab. Ja oftmals lassen sie aus Trägheit alle weitere Benutzung ihrer Geisteskultur schon früher fahren, oder bleiben sodann plötzlich in der Ausbildung stehen.

Der Hauptantagonist und höchst unbillige Verächter der Amerikaner, wie fast aller Produkte dieses Welttheils, der (verstorbene) Hr. von Paw nahm hieraus einen neuen Beweis der Dürftigkeit und Schlechtigkeit der neuen Welt. Wirklich bleibt es äußerst merkwürdig, daß die gültigsten Schriftsteller über die Originalbewohner einiger Theile der neuen Welt (z. B. Markgraf über die Brasilianer) ausdrücklich behaupten, die Kinder derselben äußerten sehr frühzeitige Fähigkeiten, welche sich aber mit den Jahren der Mannbarkeit wieder vermindern. Es scheint daher dennoch, als ob das Klima der wärmsten Theile von Amerika, der höchsten Vollkommenheit und Entwickelung der Geisteskräfte des Menschen nicht gerade das zuträglichste sey; doch muß man sich stets erinnern, daß einmal dieses Klima durch den Anbau und durch die Zeit verändert wird, daß ferner mancher Creole wirklich Talente zeigt. War doch Elisa Draper, die Geliebte eines Sterne, eine Creolin? Auch hält der Mangel an Unterricht, der auf den Inseln sehr groß ist, ferner der Reiz zum Nichtsthun, den der Wohlstand und die Hitze des Klima befördert, die weitere Ausbildung offenbar zurück.

Auf den Inseln lassen die Creolinnen ihre Kinder häufig von Negerammen stillen. Die Afrikanerin, diesem Klima schon angeartet, daher viel stärker und munterer, als die aus dem Norden stammende Europäerin, schafft durch die gesundere Milch ein stärkeres Kind; dafür erhält sie auch gewöhnlich ihre Freiheit.

Jetzt nun zu der zweiten Menschenvarietät, welche in Westindien fremd ist, zu dem Neger. Diese beiden Fremdlinge, der Europäer und der Neger, bilden durch ihre Vermischung

hauptsächlich jene vielfachen Mittelschlachten, die wir unter dem Namen der **farbigen Menschen** (Hommes à Couleur) kennen. Hierzu tragen denn gleichfalls die wenigen Ueberreste der Originalbewohner das Ihrige, obgleich in ungleich geringerem Maße, bei.

Als der Zerstörungsgeist der Spanier, von wahnsinnigem Fanatismus erhöhet, endlich die rechtmäßigen, gutmüthigen Besitzer Westindiens durch Ueberlegenheit an Waffen, Talenten und Bosheit, Millionenweise vernichtet hatte, fühlte man sich nicht etwa minder aufgelegt, Heiden zu würgen, aber wohl nothgedrungen, Menschen zum Goldgraben und Länderanbauen zu erhalten.

Der Bischof **Las Casas** schlug aus Menschenliebe vor, die Ueberbleibsel der freien Amerikaner zu schonen, und dagegen zu den harten Arbeiten Neger aus Afrika anzukaufen. Diese schon zu Hause größtentheils Sklaven und zur Feldarbeit gewöhnt, würden jene schwächere Menschen vielfach ersetzen.

So kam jener Menschenhandel zu Stande (1517), dessen wir schon im vorigen Theile umständlich gedacht haben, und wovon wir den Verfolg sogleich darlegen werden. Ihm mag eine kurze Uebersicht der Menschenracen oder Mittelschlachten vorangehen, welche durch Vermischung der Weißen, der Schwarzen und der Amerikaner entstanden sind.

Unstreitig entschuldigt es zum Theil das physische Bedürfniß, daß der nach Westindien eilende Europäer sich zu den schwarzen Schönen gesellet. Fast alle Europäer gehen nur allein dorthin, um binnen wenigen Jahren ein beträchtliches Vermögen zu erwerben. Solche Glücksritter fanden und finden nicht sofort Eingang bei der stolzen Creolin. Die schwarze Sklavin ergibt sich bald dem Willen ihres Herrn, ja fast eines jeden Weißen; und Letzterer, täglich mehr an die Farbe gewöhnt, findet außer dieser Nachgiebigkeit sehr häufig eine sehr schöne Leibesgestalt. Der treffliche Wuchs, die sammtne Haut des gutmüthigen schwarzen Mädchens, läßt dann die Rosen und Lilien der Europäerin vergessen, ja von mehreren wird mehrmals die Schwarze der Creolin vorgezogen. Hierüber ist die Klage der Letzteren auch nur zu groß; durch diese Afterehen bleiben selbst mehrere der dort gebornen weißen Mädchen unverheirathet; auch gab es Anlaß zu einer besondern Art von Vielweiberei, die freilich Ausschweifungen und früheres Hinsterben der Europäer herbeiführte.

Indeß gewann die Population der Inseln, und es entstand eine Menschenrace, eine Mittelschlacht zwischen Weißen und Schwarzen, von braungelber Farbe; wir nennen sie **Mulatten**. Dieser Ausdruck sollte, um alle weitere Verwirrung zu verhüten, nur allein der Mittelschlacht des weißen und schwarzen Menschen und ihren direkten Abstufungen angehören.

Hiermit war nun ein großer Spielraum für alle Nüancen der Haut zwischen Weiß und Schwarz eröffnet. Auch beweisen diese Mulatten, da sie fortdauernd eben so fruchtbar sind als ihre Aeltern, daß der Weiße und der Schwarze völlig zu einer und eben derselben Menschenart gehören.

Natürlicherweise konnte der Mulatte gleichfalls durch Vermischung des männlichen Negers mit der wirklichen Europäerin oder der Creolin entstehen. Es ist aber sehr merkwürdig, und es spricht zugleich sehr laut für das Zartgefühl dieser Damen, daß ein solcher Fall sich dort wenig oder gar nicht ereignet. Fast jeder Neger ist dort Sklav; der hohe Begriff, den die Europäer und selbst die Creolen von ihrer Erhabenheit über die unglücklichen Schwarzen haben, läßt diese Vermischung gleichsam als ein unnatürliches Laster ansehen. Daher leidet auch in einigen Theilen Westindiens der Neger, welcher das Unglück hat, bei einer Weißen ergriffen zu werden, die Todesstrafe. Unstreitig hält die Scham, durch die Farbe und das Wollhaar des Kindes dereinst einen öffentlichen Beweis dieses Vorwurfes vor sich zu sehen, das weiße Frauenzimmer von dem Neger dort stärker zurück als in Europa; Labat führt indeß hiervon ein Paar Ausnahmen, jedoch gleichfalls als große Seltenheiten, an.

Man hat aber sogar Beispiele auf diesen Inseln von Negerkindern, die nicht etwa braungelb waren, sondern deren Haut große weiße Flecken, ja ganze weiße Massen zwischen der schwarzen Hautfarbe zeigte. Einen solchen Neger sahe man noch vor 10 Jahren in London (in der sogenannten Exeter-Change), welcher dort die fremden Thiere und zugleich sich selbst sehen ließ.

In den Blumenbachischen Abbildungen naturhistorischer Gegenstände ist er gezeichnet. Auch sieht man im 6ten Supplementbande zum Büffon eine schöne Darstellung eines so gefleckten wackern Mädchens (Enfant Negre-pie), die er jedoch ohne hinreichenden Grund für einen Abkömmling eines weißen Negers (Albinos) ansah. Warum sollte es nicht vielmehr möglich seyn, daß diese elsterfarbigen seltenen Menschen als Proben der beiden Original-Aeltern dienten? und da würde freilich eine weiße Mutter diesen Negre-pie, der noch lauter als ein junger Mulatte die inneren Angelegenheiten ihres Bettes verkündigte, mit den widrigsten Gefühlen vor sich wandeln sehen.

Indeß haben wir noch kein Beispiel von der Fortartung dieser buntscheckigen Menschenrace; vielleicht hat es aber nur an Gelegenheit dazu gefehlt; doch scheint es eher wahrscheinlich, daß selbst zwei solche bunte Menschen bald in das alte, in das der Natur gewöhnlichere Gleis der einfarbigen Mittelfarbe zurückkehren würden.

Wir erwähnen hier der weißen Neger, der sogenannten Albinos nicht mehr, da sie zuvor bereits angezeigt sind, und ihr Daseyn nur einer Krankheit der Neger, nicht aber einer Vermischung des Negers mit dem Weißen oder mit dem Amerikaner zu verdanken haben *).

Verfolgt man die weitern Abstufungen der Farbe, und nimmt dabei den Weißen als Vater an, so ergeben sich in Westind en folgende Spielarten.

Mit der Mulattin erzeugt er den Terceron. Edward's nennt diesen bereits Quarteron. Passender hieße er der Mulatte des zweiten Grades. Von einer solchen Mulattin und einem Weißen entspringt dann der Quinteron, sehr unrichtig nach Andern der Musti oder Mestize genannt; denn diese Benennung sollte gar nicht bei den Mittelschlachten des Weißen und Schwarzen gebraucht werden; Mulatten des dritten Grades wäre der natürliche Name.

Von hieraus verliert sich die geschwächte Tinte des Schwarzen so sehr, daß das ungewohnte Auge die Nachkommen gar leicht für Creolen hält.

Je weiter sich dann der Mulatte von seinem schwarzen Ahnherrn entfernt, desto heller wird die Abkunft; jemehr er sich ihm hingegen wieder durch Heirathen nähert, desto dunkler.

Der Schwarze erzeugt mit der Mulattin, oder auch der Mulatte mit der Negerin den Sambo. Der aus dieser letztern Verbindung entsprungene Mensch ist von sehr dunkler Kupferfarbe; das schwarze Haar rollt sich in sehr große Locken. Die Samboßklaven sind sehr schön und nervig, dabei zu allen Arbeiten geschickt, daher man sie vorzüglich zu Hausßklaven benutzt. Dagegen sind sie äußerst verderbt, ja allen Lastern ergeben. „Der Ausdruck Sambo bedeutet in der ganzen Terra firma einen vollendeten Tagenichts, Dieb, Trunkenbold und Meuchelmörder. Alle diese Laster sind dieser Menschenklasse im hohen Grade eigen. Unter zehn Verbrechen, die begangen werden, fallen gewiß neun den Sambos zu. Diese vollendete Immoralität wird weder bei den Negern noch bei den Mulatten, noch bei irgend einer andern sowohl reinen als gemischten Menschenklasse gefunden, und die Sambos sind wirklich eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der Menschheit." (Desponts.)

Mit dem Urbewohner, mit dem kupferrothen Amerikaner erzeugt der Europäer den wahren Metis oder Mesticen. Und dieser Ausdruck müßte ausschließlich für diese Spielart gelten. So wie sich diese von dem Amerikaner entfernen und dem Europäer nähern, zeigt sich bei ihnen nicht bloß ein minder dunkler Anstrich, sondern zugleich ein stärkerer Bart. Denn

*) M. s. den ersten Theil. S. 135.

wenn gleich der Original-Amerikaner nicht ganz unbärtig ist, so ist er dennoch unläugbar minder behaart, als der Einwohner der alten Halbkugel.

Diese Abstufungen oder Mittelschlachten zwischen dem Europäer und Amerikaner gehen unter verschiedenen Namen, z. B. der Castizen u. A. bis zu den Octavon hinab; die Spanier nennen letztere Puchuela. Sie sind von den Creolen, ja oftmals vom Europäer selbst so wenig zu unterscheiden, daß, je nachdem der Vater von Haaren blond ist und blaue Augen hat, sich auch diese bei ihnen finden.

Von diesen Mestizen bringt die Verbindung des Negers mit dem Originalbewohner der neuen Welt, mit dem rothen Caraiben, eine sehr merkwürdige Menschenrace hervor.

Folgender Zufall gab hierzu Anlaß. Ein Sklavenschiff hatte im Jahre 1675 viele Neger auf der Bay von Benin eingehandelt. Sie waren von der Nation der Mokos, einem kühnen Volke, tief aus dem Binnenlande nordostwärts vom Flusse Calabar, Nachbarn der großen Nation der Ibo. An der kleinen Insel Bequin oder Bequoia, zwei Seemeilen südlich von St. Vincent, scheiterte das Schiff; aber die größte Anzahl der Neger rettete sich durch Schwimmen auf St. Vincent. Die Caraiben, welche diese Küsten zum Fischen besuchten, nahmen sie mit sich und hielten sie als Sklaven. Indeß fanden die Neger Eingang bei den caraibischen Schönen; sie vermehrten sich und erzeugten mit ihnen die sogenannten schwarzen Caraiben. Ihre Anzahl nahm aber noch beträchtlicher zu, da sich bald mehrere Afrikaner, welche ihren Herren, den europäischen Pflanzern von Barbados entwischten, auf St. Vincent zu ihnen gesellten. Jetzt fingen sie an den Caraiben selbst gefährlich zu werden, und diese beschlossen daher ihren Untergang. Sie nahmen sich vor, auf einmal alle männliche Kinder dieser Fremdlinge umzubringen; allein das Vorhaben ward den Schwarzen verrathen. Sie standen in Masse gegen ihre rothen Herren auf, schlugen sie in mehreren Gefechten, raubten ihnen ihre Weiber und Mädchen, und zwangen sie, sich in andere Theile der Insel zurück zu ziehen.

Zwar versuchten die rechtmäßigen Bewohner und Herren der Insel, als sie 1719 die Franzosen von Martinique zu Hülfe riefen, die Neger zu vertilgen; allein der Versuch schlug fehl, die rothen Caraiben sahen sich von dieser tapfern Mittelschlacht verdrängt.

St. Vincent ward nachmals im Jahre 1763 den Engländern von Frankreich abgetreten. Die schwarzen Caraiben äußerten aber fortdauernd so viel Vorliebe für die Franzosen, daß sie stets mit ihnen auf Martinique in enger, Englands Interesse widriger Handelsverbindung standen. Als der englische Capitain Quinland, im August 1769 vier große, mit

Schießgewehr und Ammunition beladene, und von schwarzen Caraiben geführte Canoes zwischen den Inseln St. Lucia und St. Vincent antraf, befahl er durch Zeichen von seinem bewaffneten Fahrzeug, die Fahrzeuge sollten sofort einzeln zu ihm an Bord kommen. Die vier Canoes näherten sich aber dessen ungeachtet alle zu gleicher Zeit, und zeigten die feindseligsten Gesinnungen. Der Capitain sahe sich, bei seiner wenigen Mannschaft, gezwungen, Feuer auf sie zu geben, und da die Caraiben fortfuhren auf ihn zu zu rudern, und ihn mit Musketenschüssen angriffen, bohrte er sie, um sich selbst zu erhalten, in den Grund. Dieß ward nun die Ursache des unauslöschlichen Hasses aller schwarzen Caraiben gegen die Engländer *).

Auch brachten es diese muthigen, höchst rachsüchtigen Blendlinge nach vielen Fehden dahin, daß man ihnen auf der Insel St. Vincent einen eigenen bedeutenden Theil des Landes contraktmäßig abtreten mußte.

Ihre vielen und grausamen Verheerungen gaben 1795 der englischen Regierung Anlaß, auf die gänzliche Ausrottung, oder wenigstens Verpflanzung dieser wilden, unbezähmbaren Menschenrace zu denken. Man wollte sie mit einander auf die kleine, den Spaniern abgenommene Insel Rattan der Honduras Bay versetzen. Im Jahre 1763 gab es von den rothen (den wahren) Caraiben nur etwa hundert Familien, der schwarzen hingegen über 2000.

Als W. Young 1792 die schwarzen Caraiben besuchte, fand er mehrere Häupter von ihnen, z. B. Chatoyers und dessen Bruder du Vallee als gescheidte, thätige Menschen mit dem Ackerbau beschäftigt. Sie hatten Pflanzungen von Baumwolle, Tabak u. dgl.; verstanden sich trefflich darauf, mit ihren Canoes von Orten, wo der Britte es wegen der See nicht wagte, Waaren an die Schiffe zu bringen, kannten den Werth des Geldes, und hielten mehrere wirkliche Neger als Sklaven, verstanden sehr gut mit unserm Schießgewehr umzugehen, kleideten sich wie die Neger, und hatten keinen unbedeutenden Grad von Civilisation. Man hat ihnen seit 1773 den nördlichsten Theil der Insel eingeräumt. Sie zeichnen sich von den Caraiben durch ihr dunkles Colorit und krauses Haar aus; haben aber mehrere Gewohnheiten der wahren Caraiben, z. B. das Zusammendrücken des Kopfs bei dem Kinde, beibehalten; auch ist ihre polygamische Haushaltung in vielen Stücken der der wahren Caraiben ähnlich.

Nach dieser Uebersicht der Hauptracen der farbigen Menschen ließen sie sich auf Mulatten, Mestizen nebst ihren weitern Abstufungen und schwarze Caraiben zurück brin-

*) Account of the black Caraibs in the Island of St. Vincent, by Sr. Will. *Young*. London, 1795. 8vo.

gen. Von diesen gehen uns besonders die Mulatten hier näher an, da sie auf den Colonien, die Neger ausgenommen, die zahlreichsten sind.

In den Colonien hängt der civile Stand des Menschen von der Mutter ab. Ist die Mutter Sklavin, so bleibt auch das Kind ein Sklav, wenn gleich von einem freien Weißen erzeugt. Indeß behält die Natur bei letztern häufig ihre Rechte. Der Vater liebt sein braungelbes Kind; er erläßt ihm die Feldarbeit der Neger; er vertraut ihm die gemächlichern Dienste des innern Haushalts, gibt ihm eine bessere Erziehung, bildet aus dem jungen Mulatten einen Schreiber, Buchhalter oder Aufseher. Das Mädchen wird reichlicher ausgesteuert, erhält höhere Kultur und bessere Gefühle; oder er schenkt ihr wohl gar die Freiheit. Auf diese Weise entwickeln sich bei den Mulatten größere Vollkommenheiten des Körpers und des Geistes.

Unter diesen Mulatten schätzt man besonders die des zweiten und dritten Grades, von einigen Quarteronen und Quinteronen genannt. Ihre Tinte nähert sich den Creolen sehr, auch ist ihr Wuchs gewöhnlich vorzüglich. In den holländischen Colonien von Westindien ist diese schöne Race von Sclavinnen sehr beliebt.

Ihr Anzug ist eben so reinlich als verführerisch. Unter einem runden Castorhut mit goldener Schleife wallt das schwarze lockige Haar. Das enge seidne weit ausgeschnittene Mieder, vorn leicht geschnürt, thut dem schön gewölbten Busen kaum den mindesten Zwang an. Ein einziger seidener Rock mit einem Falbala von Gaze besetzt, über ihren herrlichen Körper geworfen, zeigt das ganze Spiel der Glieder, und feuert die Einbildungskraft weit mehr an, als die wirkliche Nacktheit. Der runde Arm ist, so wie der Hals, mit goldnen Ketten und anderm Geschmeide geziert. Nur der nackte Fuß, den sie als Sklavinnen behalten müssen, ist anfänglich dem Auge minder angenehm.

Mit diesen schönen Personen leben die Europäer weit häufiger als mit den Negerinnen, und wenn gleich dieser Mißbrauch die eigentlichen Ehen vermindert, so darf man dennoch deshalb die Mulattinnen nicht gerade eines sehr ausschweifenden Temperaments beschuldigen. Auf eine wirkliche Ehe mit einem Weißen oder mit einem Creolen, können sie fast nie Ansprüche machen, da diese leider die Mulatten als tief untergeordnete Wesen betrachten. Auf den brittischen Inseln wird nur erst das Kind frei, welches nach dem dritten Grade von der Negerin entfernt ist, wodurch mithin selbst der Quinteron noch Sklave bleibt; ferner wird dort sogar der freie Mulatte weder zu geistlichen noch weltlichen Aemtern zugelassen, auch werden ihnen alle Vermächtnisse über 2000 Pf. Sterl. als illegal abgesprochen, ja ihr Zeugniß gegen einen Weißen ist nicht

einmal gültig. Durch diesen letzten Punkt sind sie fast unglücklicher als der Sklave, denn dieses letztern nimmt sich doch sein Herr an.

Selbst im spanischen Amerika, wo sogar die Neger milde behandelt werden, sehen sich die Mulatten vielen Kränkungen ausgesetzt. Sie sind, so wie alle freie Neger und Negerinnen, einer Kopfsteuer unterworfen. Auch mag durchaus kein farbiger Mensch, er sey so reich er wolle, einen Indianer im Dienst haben.

„Die weißen Frauenzimmer hassen ganz vorzüglich die oftmals schöneren Mulattinnen. Die erstern genießen eines besondern Vorrechts, daß sie in der Kirche auf wollenen Decken knieen dürfen. Ein einziger Tropfen afrikanisches Blut, das noch in den Adern des Frauenzimmers fließt, ist hinreichend, um sie dieses Vorrechts zu berauben; und wenn sie nicht vollkommen weiß sind, (ich dächte doch, daß auch manche Spanierin ziemlich dunkel gefärbt wäre? Z.) so müssen sie ihre Kleider durch den Staub in den Kirchen beschmutzen lassen, und ihre Knie auf dem harten Boden wund liegen."

„Die Heirathen zwischen freien farbigen Menschen und den Weißen sind zwar nicht verboten, allein sie werden dennoch mit der größten Strenge von Seiten letzterer vermieden. Sollte gar ein weißes Mädchen, durch Temperament verleitet, einen Fehltritt begehen, und das Ungluck haben schwanger zu werden, so wird es nicht nur selbst auf immer entehrt, sondern seine ganze Familie zugleich mit ihm. Es bleibt ihm in der Verzweiflung kein Ausweg übrig, als mit verbrecherischen Händen die Natur selbst zu bekämpfen, und die Frucht der Liebe zu ersticken. Widersteht diesem aber die Mutterliebe, so wird das unglückliche Kind in der Straße ausgesetzt, und dem schrecklichen Schicksale, von den Hunden oder Schweinen gefressen zu werden, überlassen. Merkwürdig genug werden dergleichen Kinder dann zuweilen nur allein durch farbige oder gar freie Negerinnen aufgenommen, und wie ihre eigenen Kinder erzogen." (Desponts.)

Sind nun diese Erniedrigungen an sich selbst empörend, so erschweren sie es gleichfalls dem männlichen Mulatten sehr, eine Frau anständig zu halten, wenigstens wird die Maitresse des Pflanzers, des Beamten, Officiers, Kaufmanns oder Spediteurs, stets eines weit größern Wohllebens genießen.

Es ist übrigens nicht verzeihlich, ja kaum begreiflich, mit welcher Gefühllosigkeit viele dieser Afterehemänner ihre Nachkommenschaft als Sklaven bald selbst behandeln, bald sie sogar mit den Müttern als Sklaven verkauft wissen.

Sonach ist es freilich nicht zu verwundern, wenn die farbigen Menschen, bei ihrer größern Freiheit, bei der weitern Entwickelung ihres Geistes, bei den daher wachsenden Bedürf-

nissen, mit ihrem Schicksale unzufrieden, viele Mittel, letztere zu befriedigen, hervorsuchen.

Daher denn die lebhafte und fürchterliche Vereinigung der Mulatten mit den Negern gegen die Colonisten, sobald die Nationalversammlung den wahnsinnigen Einfall einer plötzlichen Befreiung aller Neger auf den französischen Inseln laut werden ließ. Auch fühlten sie hier bis dahin eine bedeutendere Demüthigung als fast irgendwo. Es war nämlich nicht erlaubt, daß selbst die freien farbigen Leute dort Schuhe und Strümpfe, noch irgend eine Art von Geschmeide tragen durften.

Die farbigen Leute der brittischen Inseln zeigten sich daher selbst während des allgemeinen Geschreis von Freiheit und Gleichheit, und unter dem häufigen Aufwiegeln, stets als redliche treue Anhänger ihrer Regierung.

In der That müssen ihnen ihre Gegner einräumen, daß sie, wenn sie sich gleich herrschsüchtig gegen ihre Sklaven beweisen, dennoch im Uebrigen große Bescheidenheit äußern. Diese herrscht sogar unter jenen Frauenzimmern, mit welchen die Pflanzer leben; ja es gibt darunter gefühlvolle, edle Seelen. Davon mag die schöne Johanna des englischen Capitains Stedman zum Beweise dienen.

Johanna war die Frucht der Liebe der schönen Cery, einer schwarzen Sklavin, und des edlen Kruythoefs, eines angesehenen Pflanzers auf Suriname. Aber Cery gehörte nicht ihrem Liebhaber, sondern dem gefühllosen Besitzer der Plantage Fauconberg. Herr B. Kruythoef bot letzterem 1000 Pf. Sterl. für die Freiheit seines Mädchens; der Unmensch hatte aber hiefür kein Ohr. Der Schmerz, diese fortdauernd in Fesseln zu sehen, brachte den redlichen Liebhaber um seinen Verstand, und gleich darauf um sein Leben. Die Gerechtigkeit des Himmels schwieg indeß hiezu nicht. Die Tyrannei des Herrn der Cery hatte alle seine Schwarze empört; sie entliefen. Der Bösewicht ward zu Grunde gerichtet, alles fiel seinen Gläubigern zu, seine gute Frau nahm sich der unglücklichen Johanna an, behandelte sie edel, und gab ihr eine gute Erziehung.

Hier war es, wo der Engländer Stedman sie sah. Die Natur hatte an der schönen ansehnlichen Gestalt dieses funfzehnjährigen Mädchens alle Reize verschwendet, und sie durch Sittsamkeit und Bescheidenheit erhöhet. Jeder Blick, der sich auf sie heftete, färbte ihre obgleich bräunliche Wange. Das Feuer des großen schwarzen Auges ward durch höchste Sanftmuth gemildert; das dunkele lockige Haar wallete um den schönsten Kopf; den etwas zu sehr hervorragenden Mund verschönerten zwei Reihen perlengleicher Zähne. Ein nachlässig über die Schultern geworfener Shwal bedeckte gewöhnlich nur die eine Hälfte des reizendsten Busens; und ein einziger Rock von

den lebhaftesten Farben und dem feinsten Gewebe verrieth das griechische Contour der übrigen Glieder.

Dennoch war dieß bei weitem der geringere Werth der von Stedman Geliebten. In dem trefflichen Körper wohnte die gefühlvolleste und edelste Seele.

Stedman's männlich schöne Gestalt nahm das Mädchen ein, er war so glücklich, sich von ihr auf das heftigste geliebt zu sehen. Mehr als einmal wagte sie ihr Leben für ihn. Ansteckende, faulichte Krankheiten raften täglich in dem Hospitale viele Menschen hinweg. Johanna blieb in dieser äußersten Gefahr Tag und Nacht der Wärter ihres Geliebten. Indeß schien ihre ängstliche Sorge umsonst zu seyn. Schon legte man ihn auf das Stroh; man nahm bereits das Maß zu seinem Sarge; nur allein die treue Johanna verließ die vermeinte Leiche nicht; sie ahnete noch einige Spuren des Lebens. Stundenlang rieb sie die Schläfe mit scharfem Essig, umwickelte die erstorbenen Glieder mit darin getauchten Tüchern, und es gelang ihr endlich, einige Tropfen warmen Wein in den Mund zu bringen. Das Leben kehrte zurück. Der erste Athemzug, welch ein Moment! Und der erste Blick! Dem Tode entrissen und in den Armen der Geliebten! Ein ohnmächtiger Händedruck und eine die Wange hinabrollende Thräne waren mehr als alle Beredtsamkeit!

Fast hätte aber dieß edle Mädchen ihre Treue mit ihrem eigenen Leben gebüßet. Die Ansteckung ergriff sie selbst, und sie entging nur nach schweren Leiden dem Tode.

Dennoch wies sie alles zurück, wodurch ihr Geliebter seine Dankbarkeit bezeugen und sie aufheitern wollte. Er schenkte ihr für 20 Pf. St. Putz und Geschmeide. Wie erstaunte er, diese Summe gleich darauf auf seinem Tisch zu finden. Das redliche Mädchen war mit den Geschenken zu den Kaufleuten zurückgegangen, hatte sie durch Bitten und Zulegen von dem Ihrigen vermogt, die Waaren gegen baares Geld wieder zu nehmen. „Nein, Stedman, sagte sie, Sie sind nicht reich; „ich bin durch Ihre Liebe hinreichend belohnt; für Sie bedarf „ich keines weitern Schmucks, für Andere aber durchaus nicht."

Schon vorhin war der Engländer darauf bedacht, seiner Geliebten die Freiheit zu erkaufen; man denke sich nun, wie dieses großmüthige Benehmen seine Sorgfalt dafür erhöhete. Sie hatte ihn durch einen schönen Knaben zum Vater gemacht; er sann jetzt innigst darauf, sie als die Seinige mit sich nach Europa zurück zu führen. Johanna fühlte den ganzen Werth dieses Glücks, aber sie fühlte auch schon den bittern Neid, mit welchem die Europäerinnen sowohl als die Eingebornen der Colonie deshalb auf sie hinsahen.

Nach tausend Hindernissen und Kränkungen ward endlich Johanna nebst ihrem Sohne frei. Allein keine Ueberredung vermochte sie, ihrem Geliebten nach Europa zu folgen.

„Nach Europa folge ich Ihnen nicht, Stedman. Dort „wäre ich Ihnen zur Last; Ihre Familie würde Ihnen herbe „Vorwürfe machen; sie würde sich durch mich beschimpft halten, „und dieß verdiene ich nicht. Obgleich nur als Sklavin ge„boren, schlägt dennoch in meinem Busen sicher ein eben so „edles Herz, als in der Brust irgend eines Europäers. Lassen „Sie mich hier bei denen, die mich schätzen, weil sie mich ken„nen; ewig dauert meine Liebe und Dankbarkeit für Sie."

Und hiernach blieb das erhabene Mädchen unbeweglich.

Der erschütternde Augenblick der Trennung warf sie indeß ohnmächtig zu Boden, und nachmals in Schwermuth. Sie blieb ihren zu großmüthigen Aufopferungen getreu, aber sie überlebte die Trennung nicht lange. Sey es Kummer oder Gift, den ihr die Scheelsucht gab, diese heldenmüthige Frau starb bald nachher im 19ten Jahre. Jeder, der sie kannte, beweinte sie. Ihre Pflegemutter, Mad. Godefroy, ließ sie in einem Orangenhaine bestatten. Der Sohn kam hierauf nach Europa, ward in England für die Marine erzogen, und blieb, nachdem er sich im spanischen Kriege rühmlich ausgezeichnet hatte, als Seeofficier auf der Höhe von Jamaica.

Unter diesen farbigen Menschen, Mulatten, Mestizen und ihren vielfachen Abstufungen gibt es viele freie Menschen; sie machen mit den freien Negern einen sehr bedeutenden Theil der Population von Westindien aus.

Es ist aber ein höchst merkwürdiges Phänomen, daß die Hauptmasse aller heutigen Bewohner der Inseln, die Originalbewohner fast so sehr verdrängt haben, daß diese in den dortigen Bevölkerungslisten kaum eine Erwähnung verdienen, und daß die Zahl der dort eingeführten Neger ein so übermäßiges, und daher höchst gefährliches Verhältniß gegen die Weißen, gegen ihre Herren und die Besitzer der Pflanzungen habe.

Im Jahre 1791 war der Bevölkerungszustand der brittischen Inseln folgender:

	Weiße.		Negersklaven.
Jamaica	30000	—	250000
Barbadoes	16167	—	62115
Grenada	1000	—	23926
St. Vincent	1450	—	11853
Dominika. . . .	1236	—	14967
Antigua	2590	—	37808
Montserrat . . .	1300	—	10000
Nevis	1000	—	8420
St. Christopher . .	1900	—	20435
Virgin Islands . .	1200	—	9000
Bahamas J. . .	2000	—	2241
Bermudas . . .	5462	—	4919
	65305	—	455684

B. Edwards rechnet noch 10000 farbige Leute und freie Neger auf Jamaika und eben so viel auf den übrigen brittischen Inseln.

Auf den französischen Inseln war vor der Revolution (1789) das Verhältniß der Weißen zu den übrigen Einwohnern folgendes:

	Weiße.		Farb. L.		Negersklaven.
St. Domingo . .	34400	—	7500	—	280000
Martinique . .	12500	—	3000	—	78000
Guadeloupe . .	14000	—	1500	—	98000
St. Lucie . . .	2400	—	1200	—	10000
Tabago . . .	1400	—	800	—	10000
Summa .	64700	—	14000	—	476000

Diese Angaben leiden sicher beträchtliche Varianten. So geben Einige für 1790 für den französischen Theil von St. Domingo 480000 Neger an, und B. Edwards zählt 1791 deren 455000. Young fand in eben diesem Jahre auf Martinique die Zahl der freien farbigen Leute doppelt so groß als die der Weißen; und die letzten Nachrichten der Franzosen geben folgende Populationsliste für die ganze Insel St. Domingo, also für den französischen und ehemaligen spanischen Theil: Weiße 42000; freie farbige Leute 44000 und vormalige Sklaven 600000.

Die dänischen Inseln waren 1789 auf folgende Weise bevölkert:

	Weiße		fr. Neger		Negersklaven.
St. Thomas . . .	492	—	160	—	4614
St. Croix	1952	—	953	—	22472
St. Johann . . .	167	—	16	—	2200
Summa .	2611	—	1129	—	29286

Die schwedische Insel Barthelemi enthält nur etwa 200.

Auf den holländischen Inseln St. Martin, St. Eustach und Curassao würden etwa gegen 40000 Neger leben.

So sind dann auf allen brittischen Inseln mehr als siebenmal so viel Sklaven als Herren, Neger als Weiße. Auf der größten Besitzung, auf Jamaika, gar achtmal mehr.

Ueber Cuba haben wir neulich, durch Hrn. v. Humbold, schätzbare hierher gehörende Aufschlüsse erhalten *). Er rechnet dort:

1) Freie Leute	—	—	324000
hiervon			
a) weiße	—	234000	
b) farbige	—	90000	
2) Sklaven	—	—	108000
			432000

*) v. *Humbold* Essai politique sur le Royaume de la nouv. Espagne. 2de Livraison, p. 116.

Rainsford setzt *) für die Sklaven des (ehemaligen) spanischen Antheils von St. Domingo, etwas weniger als die Hälfte der gesammten Population. Sie betrug 60000 Menschen; wir wollen nur hiervon annehmen Sklaven 27000

Porto-Rico soll nach einigen Angaben nur enthalten — Sklaven 6400

Trinidad enthielt beinahe 15000

Mithin stiege die gesammte Zahl aller Neger des eigentlichen Westindiens, nämlich aller Inseln dieser Gewässer, auf mehr als 1,157000 stets zu rekrutirender Sklaven.

Jetzt denke man hier noch hinzu: die Sklaven 1) Von Terra firma, 2) Brasilien, 3) Mexico.

Desponts setzt für das spanische Continent von Terra firma **) Sklaven 218000

v. Humbold für Mexico nur . . . 6000

Raynal für Brasilien aber . . . 347000

Dieß beträgt mit obiger Summe . . . 1,728000

Dennoch fehlen hier alle Sklaven

1) der amerikanischen Freistaaten, welche bis zur französischen Revolution doch fast durchgehends zu rekrutiren waren. Sie betrugen aber damals über . 650000

Summe mit obigen 2,378000

2) von Louisiana, 3) Peru und 4) Suriname.

Wenn nun jene beiden Summen allein weit über 2 Mill. steigen, so darf man schon, wegen der hier nicht angegebenen Negerzahl der drei zuletzt genannten Länder, wohl bereits gegen 2,500000 rechnen, sobald man besonders Rücksicht nimmt auf die ausser-amerikanischen Länder, worin ebenfalls Negersklaven gehalten und von dem tiefer gelegenen Afrika aus jährlich rekrutirt werden. Diese sind: 1) Alle Staaten der Barbarei, 2) die Levante (Türkei ꝛc.), 3) Persien, und 4) Indien; denn es wird sich bei einer andern Gelegenheit zeigen, daß mehrere tausend Schwarze dort gehalten werden.

Rechnete man nun auch nur $\frac{1}{14}$ jährlichen Zusatz zu der Anzahl aller Neger, da doch viele Sachkundige wohl $\frac{1}{12}$, ja $\frac{1}{10}$ annehmen, so ergibt sich für die eigentlichen Negerländer von Afrika, aus welchen sie nämlich käuflich erstanden werden, ein jährlicher Verlust von weit über 100000 gesunden Menschen, und zwar größtentheils männlichen Geschlechts.

Gab daher Norris im Jahr 1787 nur 74000 ausgeführter Neger an, so mögen in dieser Zahl wahrscheinlich nicht begriffen seyn: 1) alle, welche heimlich eingeführt worden sind; 2) alle, die nach dem Orient gingen.

Das große Mißverhältniß macht es begreiflich, wie gefähr-

*) Rainsford Geschichte der Insel Haiti. S. 92.

**) Desponts Terra firma. Berlin, 1808. S. 99.

lich ein Aufstand unter diesen starken, kühnen, oftmals mit Recht über ihre Herren aufgebrachten Schwarzen, werden könne, besonders aber alsdann, wenn dieses große Uebergewicht der Schwarzen sich gerade auf ein und derselben Insel findet. Wir werden sogleich Beispiele davon hören.

Die Neger sind es also, welche der Anzahl und Wirksamkeit nach als Hauptbewohner und Bearbeiter aus diesen trefflichen Inseln einen so reichen Gewinn für Europa erzielen. Wir gehen mithin zu ihrer dortigen Behandlung; dieß wird gleichsam die Folge des Artikels vom Sklavenhandel im ersten Theile ausmachen *); hierauf folget dann mit Recht die Bestimmung der von den Schwarzen erzielten Produkte und ihres Werths.

Wenn die Sklavenschiffe sich ihrem Ziele, Westindien, nähern, so suchen sie, so viel ihre Lage es leidet, die Gefangenen besser zu pflegen und sie aufzuheitern. Es kommt darauf an, die Waare gut an den Mann zu bringen. Hiezu bedarf man munter und gesund scheinende Sklaven. Dieß erfordert sowohl ein gutes äußeres Ansehen, als einen fröhlichen Sinn.

Der gewöhnlich sehr enge und schmutzige Kerker der Gefangenen bei ihrer Ueberfahrt; die schlechte Kost und oftmals die harte Behandlung; dieß alles, erhöhet durch die traurige Unbekanntheit ihres künftigen Schicksals, kann nur abgehärmte Menschen, Menschen von elendem Ansehen hervorbringen. Dieß bestimmt den Sklavenhändler zu jener gütigen Vorsorge und reichern Nahrung, die stets zunimmt, je näher man Westindien kommt. Die Neger werden, ehe man sie ans Land setzt, über den ganzen Leib gewaschen und mit Palmöl gerieben, um ihnen ein frischeres, glänzenderes Ansehen zu geben; man schiert ihnen zu größerer Reinigung die Köpfe; auch theilt man ihnen einen Schurz zu, zur Bedeckung ihrer Blöße.

Endlich landen sie in dem längst verheißenen, von vielen Negern so sehr gefürchteten Lande.

Der Sklavenhändler kündigt sofort, um seine Waare eiligst abzusetzen, die Ankunft des Schiffes, nebst der Anzahl und Güte der Neger durch öffentliche Anschläge an.

Hauptsächlich sind es folgende Methoden des Verkaufs auf den westindischen Inseln.

Mäkler, welche genau den Zustand jeder Plantage der Insel, woselbst das Schiff gelandet ist, kennen, übernehmen den Verkauf. Die Pflanzer, welche Sklaven bedürfen, ertheilen diesen entweder den Auftrag, um sie einzuhandeln, oder sie kommen selbst ans Schiff. Hier hat man die Sklaven öffentlich zur Schau in Reihen aufgestellt, oder man führt sie zu dem

*) Man sehe Th. I. S. 99 u. 109 fg.

Ende in einen eigenen zu verschließenden Hof ans Land. Jetzt geht die Untersuchung der einzelnen Sklaven an. Sie werden fast in jeder Stellung beschauet, und von Chirurgen und Aerzten untersucht. Sie müssen ihren Athem von sich hauchen, man fühlt ihre Theile einzeln ohne alle äußere Sittsamkeit durch, ja man sieht sogar Frauenzimmer, Besitzerinnen von Plantagen, welche ohne Erröthen aus dem Zustande einiger Glieder den ganzen Werth des Sklaven auf das genaueste zu bestimmen verstehen. Man läßt sie tanzen und andere Bewegungen vornehmen, und schätzt hiernach ihre Kräfte und Thätigkeit.

Andere Sklavenhändler führen dagegen, nach gehöriger Ankündigung, ihre Neger in einer Art von Procession auf. Gewöhnlich gehen die stärksten voran; ein Matrose eröffnet den Zug und ein anderer mit dem Bamburohr oder einer Ochsenpeitsche macht den Beschluß. Die um sie versammelten Käufer wählen sodann jeder seinen Bedürfnissen gemäß. Solche Processionen sahe Stedman und Peters auf den holländischen Besitzungen.

Auch werden die Sklaven zu Zeiten auctionsmäßig dem Meistbietenden zugeschlagen. Bei allen diesen Verkaufungen ereignen sich dann nur zu häufig die traurigsten Scenen, Scenen, bei welchen nur allein ein Menschenhändler ruhig sein Cigarro raucht. Es ist nur zu wahr, so sehr auch B. Edwards es zu verhelen sucht, daß hiebei der Mann von der Frau, der Sohn vom Vater, die Tochter von der Mutter, Brüder und Schwestern barbarisch von einander gerissen werden. Alles Flehen der unglücklichen Schwarzen wird gewöhnlich nur mit der Ochsenpeitsche beantwortet.

Schon eins der vielen Beispiele der Verzweiflung, welche hieraus entspringt, zeigte sich unserm Leser *); und Clarkson gedenkt eines Ehemanns, der nach der Trennung von seiner Familie sich Tages darauf selbst tödtete. Niemand wird hierdurch gerechter bestraft als der Käufer. Auch hat jetzt die Menschlichkeit des Gouvernements auf Jamaika diese Trennungen unter den nächsten Verwandten, durch einen eigenen Act wenigstens sehr zu erschweren gesucht.

Die widrigste Art, die Neger zu verkaufen, ist aber die, welche man im Englischen Scramble, das gewaltsame Bemächtigen, Rapsen nennet.

Zuvor bringt man nämlich die schwachen und kranken Neger an den Mann. Hiezu bedient man sich gewöhnlich der Juden oder ähnlicher Sklavenkäufer. Sie kaufen diese elenden Menschen im Ganzen auf Spekulation zu einem sehr geringen Preise; oft nur für 20 bis 30 Rthl. den Einzelnen.

Je mehr sie davon durch gute Pflege oder durch Arznei er-

*) Oben Theil I. S. 93.

halten, desto beträchtlicher ist begreiflich ihr Gewinn; nur selten verlieren sie.

Sodann kommt der Sklavenhändler mit den Pflanzern überein, wegen eines festen Mittelpreises für jeden männlichen und weiblichen Sklaven. Ueber die Zahl und Güte der Individuen, welche jedem Käufer zufallen, entscheidet dann gleichsam der Zufall. An einem bestimmten Tage werden die Sklaven entweder innerhalb eines verschlossenen Hofes, oder wohl gar auf eine der großen Hauptabtheilungen des Schiffes, eines der Verdecke, zusammengeführt. Durch Matten und Segeltücher wird alles um sie her verdunkelt, und in einer bestimmten Stunde stürzen, nach einem zuvor abgeredeten Zeichen, die Käufer der Sklaven mit Stricken und Tüchern in dieses große Gemach hinein; werfen letztere aufs Gerathewohl um eine Anzahl Neger, oder packen sie mit den Armen und bemächtigen sich ihrer gewaltsam auf einmal, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts oder sonstiger Verschiedenheit, so viel ein Jeder nur vermag. Man denke das Schrecken dieser, der Sprache völlig unkundigen Sklaven! Schon zuvor war bei vielen die Idee lebhaft, sie seyen nur nach dem Lande der Weißen geführt, um dort gefressen zu werden; und nun sehen sie sich wie von Mördern plötzlich überfallen, gewaltsam behandelt, von den Ihrigen getrennt und hiernach fortgeschleppt! Diese Schreckenscene erhöhet denn das entsetzliche Geschrei der Weiber, das Toben und Angstgebrüll der Männer. Viele sinken in Ohnmacht zu Boden, Anderer bemeistert sich aber die Verzweiflung. In der Angst überwältigen sie alle Kräfte ihrer vereinten Tyrannen, und man sahe bei solcher Gelegenheit dreißig derselben durchbrechen und sich ins Meer stürzen; freilich ohne glücklichen Erfolg, denn man fischte sie auf, um sie nach entsetzlichen Schlägen von neuem zu verhandeln.

Der Preis eines gesunden männlichen Sklaven ist auf den verschiedenen Besitzungen selbst verschieden; jedoch ist dieser Unterschied nicht sehr groß. Auf den brittischen Inseln kostet ein Mann in den besten Jahren 50 Pf. Sterling; eine Sklavin 49; ein Jüngling 47; ein junges Mädchen 46; jüngere Knaben und Mädchen 40 Pf. Sterling. Hiezu kommt die Colonialtaxe von 20 (dortiger) Schilling für den Kopf. Die Creolensklaven, nämlich die dort von Schwarzen gebornen Sklaven, stehen etwas höher im Preise. Der Werth der Sklavinnen wird durch Jugend und schöne Bildung sehr erhöhet. Der Werth der männlichen Sklaven wird nicht so sehr nach Muskelkraft als nach Geschicklichkeit bestimmt. Verstehen sie z. B. ein Handwerk, so steigt ihr Preis. Man läßt mehrere, bei welchen man Talente zu finden glaubt, unterrichten, und sodann treibt der Herr einen bedeutenden Handel mit ihnen. Ein Radmacher galt auf Suriname 2500 Gulden; dem Herrn

des Gustav Wasa wurden oftmals 100 Pf. Sterl. für ihn geboten, und dieser kannte geschickte Arbeiter unter ihnen, die sogar mit 1000 Pf. Sterl. bezahlt wurden.

Solche vorzügliche Neger pflegen von ihren Herren an Andere für Tagelohn ausgeboten zu werden. In Carolina werden sie durch öffentlichen Ausruf auf 12 Monate vermiethet. Eine ganze Familie, Mann, Weib und 3 Kinder zu 70 dortiger Pfund (etwa 240 fl.). Einzelne Neger zu 25 bis 33 Pf., je nach ihrer Stärke und Geschicklichkeit. Sie erhalten von jenen die Kost und überdieß für ihre Herren tageweise gemiethet, täglich oftmals zwei und mehr Thaler.

Kaum ist der Neger von seinem neuen Herrn erkauft, so erhält er einen neuen Namen. Die Anfangsbuchstaben desselben werden ihm in die Haut gebrannt. Diese Operation ist indeß nicht so fürchterlich, als man glauben sollte. Der Theil der Haut, z. B. auf der Schulter, wird mit Fett bestrichen, und ein geöltes Papier darauf gelegt. Eine kleine silberne Platte, welche die Anfangsbuchstaben enthält, erhitzt man über der Flamme von Weingeist, und drückt sie leicht auf das Papier. Die Haut läuft auf, und dieses Zeichen bleibt auf immer. Ein oft verkaufter Sklav ist daher mit Schriftzügen überladen, wie ein antiker Obelisk.

Nach dieser traurigen Cerimonie schickt man die Sklaven zu ihren verschiedenen Arbeiten auf die Plantagen. Kluge Herren vertheilen aber ihre neu angekauften Sklaven (diese Gewohnheit herrscht besonders auf Jamaica und auf den dänischen Inseln) unter ihre ältern Sklaven. Diese freuen sich der neuen Ankömmlinge, nehmen sie in ihre Hütten und Familien auf, und lehren sie die dortige sogenannte creolische Sprache. Diese ist auf den verschiedenen Inseln selbst verschieden. Sie ist ein verderbtes Gemisch der Sprachen der dort angesiedelten Weißen, oftmals auf die sonderbarste Weise zusammen gezogen, verkürzt, oder vielmehr verstümmelt. Die Hauptwörter haben (auf einigen Inseln) nur ein einziges Geschlecht; daneben finden sich sonderbare zum Theil allegorische Redensarten. Auf den dänischen Inseln ist die creolische Sprache ein Gemisch vom Holländischen, Plattdeutschen, Dänischen, Englischen und Französischen. Zweisilbige Wörter sind in eins zusammen gezogen; z. B. statt Leeven, Leev; denken, denk. Man sagt dort: Eet si stüver, (er ißt seine Stüver); d. i. er verzehrt sein Vermögen. Slaap a dief me, (der Schlaf hat mich bediebet), der Schlaf hat mich überfallen. Mi ha goe honger voor kick yoe, ich habe Hunger (mich verlangt) euch zu (bekiken) sehen. Die Sen loop na water, die Sonne geht unter, (sie läuft nach dem Wasser, dem Meere).

Ferner unterweisen die ältern Plantagen-Neger die Ankömmlinge in den bestimmten Arbeiten, und behandeln sie

wirklich väterlich. Auch sehen sich die Ankömmlinge als Kinder der Familie an, nennen diese ältern Plantagen-Sklaven ihre Väter, und suchen ihnen in ihrer Haushaltung auf alle Art Hülfe zu leisten. Nach einer kurzen Frist gehen sie mit ihnen zu Felde, je nachdem es nämlich zum Anbau des Zuckers, des Indigo's oder der Baumwolle ist.

Die Einrichtung der Sklavenwohnungen ist sehr einfach; jedoch auf mehreren Inseln nicht schlecht. Auf Antigua z. B. mauert man den Grund und die Seitenwände von Stein; das Dach ist mit Stroh sorgfältig gedeckt, und eine solche Wohnung ist wohl so gut, als die Hütten der geringern Volksklasse in Deutschland oder Schottland. Gewöhnlicher werden auf andern Inseln Westindiens aber nur vier starke hölzerne Pfeiler in die Erde getrieben. Sie sind am obersten Ende gabelförmig gebildet, damit sie die Dachsparren bequem aufnehmen können. Das Dach bestehet aus schief zusammenlaufenden Sparren, und ist mit Zweigen oder Blättern von Palmen, Cocus u. dgl. gedeckt; zum Boden dient nur die bloße Erde; die Wände sind von Lehm mit Zweigen durchflochten. Diese Wohnungen, welche auf jeder Plantage ein eignes Dorf von 50 oder mehr Häusern ausmachen, sind häufig mit Orangen- und andern wohlriechenden schönen Bäumen des dortigen schönen Himmels untermischt, und so unterscheidet sich ein solches Sklavendorf fast gar nicht von denen, welche der freie Schwarze in seinem Vaterlande errichtete; denn in vielen derselben stehen die Häuser gleichfalls in Reihen geordnet.

Es ist, sagt Oldendorp, nichts Ungewöhnliches, in dem Hause eines wohleingerichteten Negersklaven einen Tisch, etliche Stühle, Kisten und andern Hausrath zu sehen. Zum Schlafen wird eine Kavanne, d. i. eine Matte von Schilf, auf die Erde gebreitet. Hierauf genießen die müden Sklaven mit und durch einander ihre Ruhe. Bei einigen noch besser eingerichteten Negern ist aber für die Aeltern eine eigene hölzerne oder aufgemauerte Bettstelle vorhanden; die Kinder schlafen dann in dem Vorhause. Auf Jamaica haben sogar mehrere Sklaven Vorhängebetten mit Fliegen- oder Musquitonetzen, auch feineren Hausrath; jedoch ist dieß nur von den Haussklaven zu verstehen.

Bei einem Negerdorfe der Feldsklaven weisen vernünftige Herren jeder Familie ein eignes Feld zum Anbau an. Dieses ist so groß, daß es dem fleißigen Neger noch einen Ueberschuß über den nothwendigen Unterhalt gewährt, wodurch er sich dann andere Bequemlichkeiten verschaffen kann.

Diese Einrichtung überhebt den Herrn aller ferneren Sorge für den Unterhalt seiner Sklaven. Letztere hingegen genießen auf diesen ihren eigenen kleinen Plantagen einer gewissen Freiheit, welche sie zu höherer Industrie anspornet, und ihnen zu-

gleich Anhänglichkeit an ihren Herrn und dessen Pflanzungen einflößt.

Die Hauptgewächse eines solchen Negergartens oder Feldes sind die Manihot (Cassavi) *), Pataten, Yams und Maiz, türkisches Korn. Hiezu kommen die wildwachsenden schmackhaften Früchte des dortigen Klimas, und die vielen Krebse und Fische, welche sich ihnen mit leichter Mühe darbieten. Unter letztern sind besonders die kleinen Silberfische, Pisket, in großer Menge zu haben; sie besitzen die vorzügliche Eigenschaft, getrocknet lange eßbar zu bleiben. Daneben mästen viele Negerfrauen Schweine und Hausgeflügel, durch deren Verkauf auf dem Markte sie in den Stand gesetzt werden, andere Bedürfnisse einzuhandeln.

Auf gut eingerichteten Plantagen bezahlt der Herr einen eigenen Wundarzt für die Kranken, errichtet deshalb auch ein eigenes Hospital.

Auch erhalten sie anständige Kleidung; die männlichen Sklaven nämlich lange Beinkleider von grober Leinwand, auch wohl ein Hemd; die Weiber einen Rock und Jacke. Kopf und Füße sind gewöhnlich bloß; jedoch umwinden sich mehrere den Kopf mit einem Tuche. Ihr sonntäglicher, festlicher Anzug besteht auf den dänischen Inseln bei den Männern noch überdieß in einem kurzen Rocke und Brusttuche, nebst einer westindischen Mütze; bei den Weibern aber in einem Hemde, einem zweiten Rocke und einem Halstuche.

Auf vielen der übrigen Inseln ist man indeß nicht so freigebig gegen die Schwarzen. An der bessern Lage der unglücklichen Afrikaner in den dänischen Colonien haben aber die Mährischen Brüder ganz vorzüglichen Antheil. Diese würdigen Menschenfreunde bearbeiten mit rastlosem Eifer, zur Ehre der Religion, fast die ganze bekannte Erde. Die ewigen Eisgefilde Grönlands; der glühende Sand von Afrika; die Tödtlichkeit der feuchtesten Theile beider Indien; die Anthropophagie der Canibalen der neuen Welt; die zügellose Ausschweifung der Insulaner des Südmeers; der Despotismus des Orients, die Inquisition des alten Bigottismus, Ungemach, Krankheit, Verlust des Vermögens, Verlust aller Bedürfnisse, ja Verlust des Lebens, kurz Alles, wodurch Kunst und Natur ihre edle Absicht gleichsam bekämpft, bietet ihrem Feuereifer, rohe Menschen zu civilisiren, sie durch die wohlthätige Christuslehre in ruhige Bürger und sich hülfereichende Brüder umzuschaffen, nur Stoff zu neuen Trophäen.

Als der Neger Anton (im Jahre 1731) von Copenhagen aus, die Brüdergemeinde in Herrnhut um ihren Beistand zum Unterricht seiner vormaligen Mitsklaven auf St. Thomas bat,

---

*) Man sehe weiter unten die Beschreibung.

standen gleich mehrere der Brüder zu der weiten Reise nach dem unbekannten, heißen, bösartigen Himmelsstriche bereit; und als er ihnen, freilich ohne hinreichenden Grund, anzeigte, daß die Lehrer der Sklaven selbst Sklaven zu werden verbunden wären, so schreckte dieser furchtbare Gedanke, Verlust der Freiheit, die edlen Enthusiasten nicht von ihrem Vorsatze zurück.

Wenn man auf den unbedeutenden kümmerlichen Anfang der ersten Mission durch zwei nach St. Thomas hingesandte Brüder Acht hat, wenn man dabei die häufigen Mißhandlungen und Todesgefahren lieset, welchen die Missionäre selbst von den dortigen christlichen Pflanzern ausgesetzt waren, so bewundert man mit Recht den Sieg der Ausdauer.

Schon 1753 war die Zahl der erwachsenen christlichen Neger dort gegen 500; und ihre Bekehrung bestand wahrlich nicht allein in der Taufe und dem Abendmahl; sie waren fleißige Diener und Arbeiter, redliche Bürger, gute Hausväter geworden und sogar von vormaligen Polygamen in treue Eheleute umgeschaffen; sie ertrugen ihr oft hartes Schicksal durch den hohen Trost, den die erhabnen Lehren Christi einflößen, mit Muth und Gelassenheit. Noch mehr: die Lehren dieser Menschenfreunde wirkten selbst auf die Tyrannen der Sklaven, auf böse Herren und böse Aufseher derselben. Viele der ersten hielten anfangs die Neger von ihrer Bekehrung und dem Gottesdienste der Brüder zurück; ja sie geißelten sie im Uebertretungsfalle. Als aber die christlichen Neger ihnen treu dienten, als die Missionäre diese durch jene Unmenschen zur Verzweiflung Getriebenen, vom Entlaufen und sogar von der Rebellion zurück hielten, da fühlten sie den Werth des praktischen Christenthums, und begünstigten die Bekehrung so sehr, daß 1768 alle drei dänische Inseln 4560 christliche Neger enthielten. Hätten die Missionäre nur auch viele der christlichen Pflanzer selbst zu bekehren vermocht! Indeß machte doch ihre Lehre bei Manchen Eindruck und milderte ihre Härte gegen die Sklaven, die bei ihrer Lage in Westindien unter vielfachem Drucke seufzen.

Die weitere Auseinandersetzung ihrer dortigen Behandlung wird letzteres bezeugen. Bei der Arbeit der Sklaven herrscht nach der Natur der Pflanzungen einige Verschiedenheit.

Zuerst sondert man die Hausneger, die Handwerksneger und die Feldneger völlig von einander ab. Der Handwerks-Neger ist bereits oben gedacht. Die Hausneger machen eine höhere Klasse als die Feldneger aus, und versehen die Dienste der männlichen und weiblichen Hausbedienten. Diejenigen, welche nicht als wirkliche Bediente in dem Hause ihrer Herren schlafen, haben ihre Hütten gleich daneben im Hofe. Sie werden entweder aus der Küche der Herrschaft gespeiset, oder man zahlt ihnen etwa 12 ggr. wöchentlich dafür. Sie sind reichlicher und besser gekleidet als die Feldneger.

Letztere werden nun nach verschiedenen Klassen geordnet. Bei einer Zuckerplantage gehören zu der ersten Bande (Gang) oder Abtheilung, die stärksten Männer, Jünglinge und Weiber. Diese müssen das Erdreich umarbeiten, die Löcher zu den Pflanzen machen, und in der Zuckererntezeit thun sie die schwersten Arbeiten, wovon nachher die Rede seyn wird.

Die zweite Abtheilung begreift junge Knaben und Mädchen, schwangere Frauen und genesende Neger. Sie werden gebraucht zum Jäten, nämlich zur Reinigung der Zuckerfelder vom Unkraute.

Die dritte Bande besteht endlich aus Kindern, welche unter der Aufsicht einer verständigen alten Negerin angewiesen werden, Gras und anderes Futter für Schweine und Schaafe zu sammeln; auch braucht man sie wohl zum Jäten im Garten. Ihre Beschäftigung zweckt nicht sowohl auf Arbeit ab, als nur sie vom Müßiggange abzuhalten.

Frühmorgens beim Aufgange der Sonne gibt der Aufseher, Commandeur oder Bomba, das Zeichen zum Aufstehen mit der Glocke, oder er bläst auch auf einigen Inseln auf dem Tutu; um fünf Uhr marschiren die Neger zur Feldarbeit. Sie stellen sich sodann mit Hacke, Grabscheit und andern Ackerinstrumenten zur Arbeit ein.

Auf den dänischen Inseln wird um 8 Uhr eine Pause von einer halben Stunde gemacht. Bei diesem Frühstück, welches aus gekochten Yams, Platanen u. dgl. von eigenen Negerinnen bereitet und mit Cayennepfeffer gewürzt wird, pflegen sich gewöhnlich diejenigen Neger wiederum einzufinden, welche aus Faulheit oder aus Furcht der Strafe, wegen Verspätung beim Aufstehen, sich entfernt haben. Der Bomba züchtigt sie bald mit mehr bald mit wenigern Streichen. Die Ursache solcher Vergehungen liegt hauptsächlich in der Natur des Negers selbst. Dieser fürchtet sich vor jeder Kälte, und erkranket leicht durch einen kühlen Morgen. Eben daher wird Manchem, wenn er sich bei dem Bomba entschuldigt, die Züchtigung erlassen.

Nach eingenommenem Frühstück geht die Arbeit fort bis zu Mittag, da man ihnen zwei Stunden zum Essen und zur Erholung zugestehet.

Das Mittagsessen, gleichfalls von jenen Köchinnen bereitet, hat gewöhnlich vor dem Frühstück den Vorzug, daß die Neger die ihnen wöchentlich ausgetheilten Heringe oder andere gesalzene Fische hinzusetzen.

Nachmittags geht die Arbeit fort bis zum Untergang der Sonne, also dort etwa bis 6 Uhr. Auf mehreren Inseln nehmen die Neger ein stärkeres Abend- als Mittagsmahl ein. Auch gesteht man ihnen zu Zeiten etwas Rum zur Erholung zu.

Auf Jamaica, bezeugt B. Edwards, darf der Neger nachher sofort der Ruhe genießen. Allein auf sehr vielen der

übrigen Inseln sieht er sich gezwungen, zwei Bündel Gras für das Vieh zu liefern. Bei der zehnstündigen Arbeit, und bei der Schwierigkeit auf dem verbrannten Lande hiezu hinreichendes Gras zu sammeln, und deshalb oft viele Wege zu machen, veranlaßt dieses traurige Geschäfte die häufigsten Züchtigungen. Ist der Commandeur oder Bomba ein harter Mensch, welches nur zu oft der Fall ist, so seufzen die Unglücklichen unter den entsetzlichsten Hieben.

Außer dem Sonntage und den Festtagen gesteht man ihnen auf den dänischen Inseln den halben Sonnabend für Feierstunden und zu Bearbeitung ihrer eigenen Ländereien zu. Auch auf einigen andern Inseln haben gutmüthige Herren diese Billigkeit; und mithin ist die Arbeit der Feldneger in der gewöhnlichen Jahrszeit nicht so übertrieben. Auch ist ihre Kost nicht schlecht.

Fleißige Neger auf Jamaica haben es in ihrer Gewalt, durch den Ertrag des dort so trefflichen Bodens ihrer kleinen Pflanzungen viele Bequemlichkeiten des Lebens einzutauschen. Sonntags sieht man zu dieser Absicht auf dem Markte von Kingston (dem Hauptorte) gegen 10000 Neger mit ihren Naturprodukten in voller Thätigkeit; auch bringen sie verschiedene von ihnen verfertigte Waaren, welche sie in den Freistunden arbeiten, z. B. Stühle, Matten, Körbe, irdene Gefäße. Man hat aber dort fast kein Beispiel, daß ein Herr sich des Privatvermögens seines Negers bemächtiget hätte; selbst bei ihrem Tode steht es ihnen frei, darüber nach Willkühr zu disponiren.

Zum Ruhme des Gouvernements von Jamaica und einiger andern englischen Inseln muß man gestehen, daß dort, besonders in den letzten Zeiten, mehrere schätzbare Gesetze zum Schutze der Neger gegeben sind. Es wird in einer eignen Verordnung (Act. 1787) nicht nur strenge anbefohlen, daß die Neger gut genährt, gekleidet, zur christlichen Religion und Unterricht angehalten, ihre Ehen befördert, daß sie in ihren Krankheiten geschont, gepflegt und durch eigene Wundärzte geheilet werden sollen, sondern die Strafen selbst sind bestimmt. Für ein geringes Versehen kann ein Sklave nur mit 10 Streichen bestraft werden; für gröbere höchstens mit 39, (wie im mosaischen Gesetze). Die Aufseher, die diese Gesetze überschreiten, werden hienach selbst bestraft; die Herren dürfen sich nicht unterstehen, ihre Sklaven zu mißhandeln; sie werden mit Geld- und Leibesstrafen wegen Verstümmelung ihrer Sklaven belegt.

Auf Grenada ist ein eigenes Gericht zum Schutz der Sklaven (Guardians of the Slaves) von drei Landbesitzern niedergesetzt, welche sich eidlich verbinden müssen, über die Aufrechthaltung der Gesetze, zu Gunsten der Neger, zu wachen.

Dieß Alles ist aber nicht bloß etwa zur Schau aufgestellt.

Unter mehreren Beispielen mögen dieß folgende beweisen. Im Jahre 1778 ward auf Kingston ein freier Mulatte, welcher einen Negersklaven gemißhandelt hatte, öffentlich ausgepeitscht. Das Jahr zuvor ward der Herr von zweien Sklaven, welche er durch Schläge verkrüppelt hatte, gerichtlich um 100 Pfund Sterl. für jeden gestraft.

1776 ward der Eigner eines Sklaven, weil er ihn getödtet hatte, gerichtlich als ein Mörder verurtheilt und hingerichtet. Ein Anderer, der seinen Sklaven im Trunke umbrachte, ward, um gehangen zu werden, in Eisen gelegt. Er fand aber Mittel zu entkommen, und brachte sich selbst ums Leben.

Auch schon in den früheren Zeiten fühlten andere christliche Regierungen die Ungerechtigkeit der willkührlichen Behandlung der Sklaven.

Ludwig XIII. mißbilligte den Sklavenhandel sehr; nur allein deshalb bewilligte er ihn, weil man ihn überredete, man könne die Neger dadurch allein zum Christenthume bekehren. Er verbot aber jede harte Behandlung der Neger. Auch Ludwig XIV. nahm durch sein Gesetzbuch für die Neger (Code noir 1724) letztere sehr in Schutz. Ein Hauptpunkt war auch hier der Unterricht in der Religion. Jeder Neger, der von seinem Herrn nicht gut genährt oder unbillig behandelt ward, konnte (nach dem XX. Artikel dieses Gesetzbuches) deshalb Klage anbringen, und die Herren konnten gerichtlich verfolgt werden. Auch mußte der Herr seine schwachen, abgelebten Sklaven ernähren. Dabei würden indeß mehrere Vergehungen der Neger viel zu hart, ja auf eine empörende Weise bestraft. So wurden einem weggelaufenen Neger, wenn er vier Wochen ausblieb, die Ohren abgeschnitten, und er ward zugleich gebrandmarkt. Beim Wiederholungsfalle schnitt man ihm die Kniekehle durch, und beim dritten Male ward er hingerichtet. Auch ward jedes Versammlen der Sklaven bestraft, ja selbst an den Herren scharf geahndet, welche so etwas auf ihren Plantagen erlauben.

Auch der spanischen Nation muß man in Rücksicht der Behandlung ihrer Sklaven Billigkeit zugestehen. In ihren Colonien darf kein Herr seinem Sklaven eine Züchtigung nach Willkühr zuerkennen, wodurch viel oder wenig Blut vergossen wird. In jeder Provinz von Terra firma ist ein Armenprokurator angestellt, der die Macht hat, jedem Sklaven, der sich an ihn wendet, sogleich Gerechtigkeit zu verschaffen.

Ferner darf ein Sklave einen Herrn, der ihn ungerecht und grausam behandelt, sofort verlassen. Freilich ist er gezwungen, die Ursache seiner Entweichung gerichtlich anzugeben, allein gewöhnlich wird diese von den Gerichten für gültig angenommen, wäre sie auch wirklich unbedeutend. Dem Herrn wird sodann befohlen den Sklaven zu verkaufen; aber dabei

hängt es durchaus nicht von dem Herrn ab, den Verkaufpreis zu hoch anzusetzen; sollte der Sklave auch noch so viele Talente besitzen, höher als 300 Piaster darf er ihn nicht anschlagen.

Endlich kann sich jeder Sklave selbst loskaufen, sobald er seinem Herrn den für ihn bezahlten Einkaufspreis, oder auch 300 Piaster zurückbezahlt. Hiernach tritt er sogleich in den Rang und die Vorrechte eines freien Staatsbürgers.

Auch haben die Spanier in Westindien ein besonders wachsames Auge auf die Sittlichkeit ihrer Sklaven, ja es werden alle Sklavenmädchen über 10 Jahr des Nachts sorgfältig eingeschlossen.

Mag nun auch gleich die Bekehrungssucht hieran keinen geringen Antheil haben, wie denn überhaupt diese oft mit zu vieler Schärfe getrieben wird, so erwächst hieraus dennoch ein hoher Grad von äußerer Zucht.

Nur allein den Vorwurf der Nachlässigkeit in Rücksicht ihrer Sklaven darf man der westindischen Spaniern, besonders auf Terra firma, machen. Sie achten einmal zu wenig auf die Nahrung und Bekleidung derselben, und halten ihnen nicht, wie die englischen Colonisten, eigene Sklavenärzte.

Uebrigens ist es bekannt, und wohl nicht unrühmlich für die Spanier, daß sie nie den Sklavenhandel unmittelbar getrieben, noch auch auf der Küste von Afrika dazu eigene Niederlassungen errichtet haben. Sie finden es ihren Religionsgrundsätzen zuwiderlaufend. (Desponts.)

Im Ganzen ergibt es sich daher, daß die Leibeigenen der Colonien nicht gänzlich hülflos der Willkühr ihrer Herren oder der Sklavenaufseher ausgesetzt sind, oder wenigstens ausgesetzt seyn sollten. Hört man aber gültige, rechtschaffene Männer, welche dem Sklavenhandel entgegen sind, so sieht die Sache trauriger aus.

Diese Gesetze werden auf dem ganzen Umfang Westindiens so selten beobachtet, daß sich vielmehr die Herren der entsetzlichsten Tyrannei schuldig machen.

Nur die gültigsten gerichtlichen Aussagen mögen hier sprechen.

Der General Tottenham war gerade auf einer englischen Plantage, als der sogenannte Springer (Jumper), der peinliche Gerichtsdiener, hereintrat, und den Herrn der Plantage fragte, ob er ihm Aufträge zu geben habe. Er antwortete: Nein. Hierauf wandte er sich an die Frau. Diese zeigte sogleich auf zwei, dem Ansehen nach, sehr anständige Negerinnen, welche bei Tische aufwarteten, mit dem Befehl, jeder 12 Hiebe zu geben. Vergeblich bat der General für sie, der Gerichtsvogt nahm sie sofort mit sich hinaus. Der General folgte ihnen. Sie mußten sich sofort von hinten gänzlich entblößen, und er hauete sie mit einer großen Fuhrmannspeitsche

so heftig, daß er bei jedem Hiebe das Fleisch mitnahm. Die armen Geschöpfe ertrugen diese Marter mit unbegreiflicher Standhaftigkeit, wandten sich nach der Execution zu dem Büttel, und dankten gutmüthig für die Strafe.

Der Cap. Scott sah einen Neger, der auf einer Botschaft zu lange verweilt hatte, an einem Krahne an beiden Armen aufgehangen, an beiden Füßen hingegen große Gewichte. In dieser Stellung ward er mit dornichtem Ebenholzstrauche so grausam gepeitscht, daß er noch am folgenden Tage über dem ganzen Leibe geschwollen da lag und sich von einem andern Neger die Stacheln aus dem Fleische ziehen ließ.

Der Engländer Coor sahe eine andere Procedur dieser Art. Der Delinquent (oftmals nur ein Neger, der sich im Aufstehen verspätete) wird an eine Leiter gebunden, die Beine an den Seiten der Leiter, die Arme über dem Kopfe. In dieser Stellung zerriß ihm der Bomba, vor dem Hause des Oberaufsehers der Plantage, durch 150 Streiche mit der großen Peitsche den Rücken und die Schenkel auf das schrecklichste, und wusch sodann die Wunden, um den Schmerz zu erhöhen, mit Pfeffer und Salzwasser. Hiernach ward der Unglückliche zur Feldarbeit geschickt!

Der Geistliche B. Nikolls, die Officiere Simpson, Hall, Rost, Giles, Smith u. a. gültige Augenzeugen versicherten gerichtlich, daß die meisten Sklaven, welche sie in Westindien sahen, unauslöschliche Spuren harter Bestrafung, tiefe Furchen auf ihren Rücken trugen.

Clapperson, Davison, Rees, Fitzmaurice und Andere bezeugen, daß man mehrere schwangere Negerfrauen unter den Hieben abortiren sahe, und daß viele männliche Sklaven an dem auf die entsetzliche Strafe folgenden Brande ihr Leben endigten.

Stedman war Augenzeuge, wie ein Oberaufseher in Suriname, Ebbes genannt, eine sehr schöne Sambosklavin fast zu Tode peitschen ließ, weil sie sich nicht seinen Lüsten Preis geben wollte. Als der Engländer für die Unglückliche bat, ließ das Ungeheuer die Anzahl der Hiebe verdoppeln. Hätte er doch den Barbaren selber zu Boden geschlagen!

Es ist aber für das Studium des Menschen, besonders in psychologischer Rücksicht, höchst merkwürdig, daß vorzüglich das schöne Geschlecht sich durch Grausamkeit dieser Art auszeichnet. Viele derselben machen es sich zu einem Geschäfte, bei dem Geißeln der Sklaven beiderlei Geschlechts gegenwärtig zu seyn, ja selbst die Ochsenpeitsche zu führen oder auch den Bomba eigenhändig zu peitschen, wenn er nicht hart genug zuhauet. Die Hausneger sind wahre Märtyrer des weißen Frauenzimmers. Der Lieut. Davison sahe ein Dienstmädchen, dem ihre Dame wegen einer geringen Unachtsamkeit die

Nasenflügel mit einem Messer aufgeschlitzt hatte. Eine Andere ließ diese Frau aus Eifersucht so hart geißeln, daß sie am zweiten Tage ihren Geist aufgab.

Auf Jamaica mußte ein Negermädchen, wegen eines kleinen Versehens, in der Stube ihrer Gebieterin mit Daumschrauben an der linken Hand nähen; das Blut floß unaufhörlich aus dem stets zerquetschten Daumen auf die Erde.

Cap. Cook sagte aus, daß die Besitzerin einer Plantage auf Barbadoes einem Negermädchen mit ihren Strumpfbändern Kopf und Füße zusammen band, und sie in diesem Zustande so schrecklich am Kopfe schlug, daß die Sklavin fast ein Auge darüber verlor.

Ja eine zweite dieser weiblichen Furien verwandelte das Gesicht einer solchen Unglücklichen mit den Hacken ihrer Schuhe in eine einzige Beule, stampfte ihr sodann den Kopf in die Sitzöffnung eines geheimen Gemachs, und nur durch die Dazwischenkunft zweier engl. Officiere wurde sie vom Tode gerettet. Alles dieß aus keiner weitern Ursache, als weil das Mädchen, von ihr selbst auf ein ankommendes Schiff zu entehrendem Verdienst von den Matrosen ausgesandt, ihr hiefür nicht Geld genug zu Hause brachte!!

Noch andere Frauen träufelten den unglücklichen Sklaven geschmolzenes Siegellack auf den zerhauenen Rücken; oder marterten auch die Sklavinnen aus Eifersucht an dem allerempfindlichsten Theile des Leibes, wem schaudert nicht! durch Cayennepfeffer oder gar durch Feuer. Und diese unnatürliche Strafe zogen sich die Sklavinnen von ihren Frauen zu, bald weil sie eine Schüssel oder eine Tasse hatten fallen lassen, bald weil sie das Unglück hatten, einem Weißen zu gefallen.

Stedman erlebte selbst folgende Geschichte auf Suriname. Madam S. (brandmarken müßte er dieß weibliche Ungeheuer durch Anzeige ihres Namens) reisete auf einem Fahrzeuge nach ihrer Plantage, und ward von einer Negerin begleitet, welche ihr Kind an der Brust hatte. Das Kind schrie, und alle Bemühungen der Mutter, es zum Schweigen zu bringen, waren vergeblich. „Bringt mir das Kind," sagte die Holländerin zu der Mutter, „ich werde es schon stille machen." Diese übergab, ohne den mindesten Argwohn, den unschuldigen Säugling, und Madam S. faßte ihn bei den Beinen, tauchte den Kopf so lange ins Wasser, bis es ersäuft war, und überließ den Leichnam dann ruhig dem Strome! Vor Verzweiflung außer sich, sprang sogleich die Mutter in die Flut, um ihrem Daseyn ein Ende zu machen; sie ward aber wieder aufgefischt, und Madame S. ließ sie für den Versuch, sich das Leben zu nehmen, peitschen! Warum stürzte kein rechtlicher Mensch das europäische Ungeheuer sogleich dem Kinde nach? Wenigstens wäre doch etwas Gutes geschehen,

denn einen Bösewicht mehr aus der Welt schaffen, ist Wohlthat für die Societät.

Ohne hier weiter zu erwähnen, wie der Geiz oftmals den arbeitenden Neger vor Hunger verschmachten läßt, wie die Rachsucht oder Eifersucht solche Unglückliche martert, und wie sehr die Gesetze dazu schweigen; so kann man schon hieraus auf die Bestrafungen gröberer Vergehungen der Schwarzen auf den Colonien schließen.

Hebt der gemißhandelte, zur Verzweiflung gebrachte Sklave die Hand gegen seinen Herrn, oder auch nur gegen den Oberaufseher auf, so erwartet ihn die Todesstrafe. Und diese ist, wenn er das Unglück haben sollte, hiebei zufällig einen Weißen tödtlich zu verwunden, über alle Beschreibung fürchterlich. Dennoch ertragen sie die Schwarzen gewöhnlich mit unglaublicher Standhaftigkeit; sie geben oftmals dabei keinen Laut von sich.

Stedman gibt eine Zeichnung eines solchen Sklaven, der bei völliger Gesundheit, vermittelst eines starken eisernen Hakens, an einigen Rippen aufgehangen, viele Tage lang vor Schmerz und Durst verschmachtete. Er leckte die von seinem Kopfe herabträufelnden Tropfen (es war in der Regenzeit) mit unglaublicher Gierigkeit auf. Bei dieser entsetzlichen Marter schimpfte er noch vom Galgen herab auf einen Neger, welcher daneben stehend gegeißelt ward und deshalb schrie. Er selbst klagte nicht, aber der Schildwache fiel es unmöglich, diese Jammerscene länger anzusehen. Sie erschlug den Delinquenten mit der Flintenkolbe.

Ein anderer Neger, der an einer Rebellion schuld war, und deßhalb von vier Pferden zerrissen ward, forderte ein Glas Branntewein, und fragte dabei: „der Branntewein ist doch wohl nicht vergiftet?"

Stets bleibt indeß folgende tragische Scene eine der schauderhaftesten.

In Südcarolina hatte ein Neger, durch die Härte seines Oberaufsehers in Wuth gesetzt, letzteren erschlagen. Dafür traf der würdige Verfasser der Briefe eines amerikanischen Pachters, den Neger gleich darauf in folgendem Zustande. Um die Sonnenhitze zu vermeiden, hatte der Verfasser bei seiner Reise durch die Staaten von Amerika, einen Fußweg durch ein schönes Gehölz gewählt. Hier nahm er plötzlich bei einer völligen Windstille eine sonderbare Bewegung der Luft wahr. Hierauf aufmerksam gemacht, richtete er die Augen gegen einen etwas minder belaubten Platz, von woher sie zu kommen schien. Die Bewegung verlor sich, aber ich vernahm, sagt er, einen Laut, der einer dumpftönenden Menschenstimme ähnlich war. Mit meiner Neugierde nahm nun meine Aengstlichkeit zu; ich erblickte endlich in einer kleinen

Entfernung etwas, das einem Vogelbauer ähnlich sahe, an dem Zweige eines Baums aufgehangen. Viele Zweige umher waren dort mit Raubvögeln bedeckt; ein Schuß von mir zerstreuete sie, und nun trat ich jenem Käfige, woraus die Stimme kam, näher. Welch ein gräßlicher Anblick! In dem Käfig ein lebendig aufgehangener nackter Neger; beide Augen hatten ihm die Geier schon ausgehackt, am Körper hingen die abgerissenen Fetzen, und das Blut träufelte langsam zur Erde. So wie die aufgescheuchten Raubvögel ihn verließen, warf sich ein Schwarm Wespen und ähnlicher Insekten auf den zerrissenen Körper. Schrecken lief mir durch die Adern, mein ganzer Körper zitterte. Hätte ich eine Kugel gehabt, ich hätte aus Barmherzigkeit dem Elende sofort ein Ende gemacht. Flehentlich bat das schaudererregende Gespenst um Wasser, seinen innern Brand zu mildern. Ich brachte es ihm vermittelst einer an einen Stock gebundenen Muschel zu seinem sterbenden Munde. Dank dir Weißer, rief die verlöschende Stimme, aber schütte etwas Gift hinzu!

Wie lange hast du denn so gehangen? fragte ich.

Zwei Tage, und ich kann nicht sterben. Die Geier, ach! die Geier! Wehe mir!

Wie eilte ich zu der nächsten Wohnung, um Hülfe zu suchen; aber man behauptete dort die Nothwendigkeit solcher kaum denkbaren Strafe.

Es hieße den Leser und sich selbst verkennen, wenn man diese Beweise der harten Behandlung der Neger durch Aufzählung ähnlicher und eben so glaubwürdiger Erzählungen verstärken wollte. Der Gräuel sind schon zu viel. Mag es daher wahr seyn, daß mehrere edeldenkende Herren die Freude genießen, gleich dem braven William Young, auf ihren Pflanzungen keine durch harte Strafen gefurchte Negerrücken zu sehen; vielmehr von ihren Leibeigenen triumphirend eingeholt zu werden, an ihren Lustparthien und Tänzen freundschaftlich Theil zu nehmen, und von ihnen wie ein Vater angesehen zu werden; stets hängt der arme Neger im Ganzen genommen noch viel zu sehr von der Willkühr des Pflanzers, von der Laune, und dem Grade der Leidenschaft und Bosheit des Oberaufsehers ab; und sein jetziger Totalzustand ist offenbar die Hölle auf Erden. Auch antwortete ein Neger seinem christlichen Geistlichen, der ihm von Bestrafung in jenem Leben sprach: „Nein, Vater, nicht für uns Neger gibt es „dort Höllenpein, diese litten wir hier: diese Strafen sind „nur allein für den Weißen, den Europäer, der seine schwarzen Mitbrüder so grausam mißhandelt."

Sich viele Jahre hindurch ruhig mißhandeln zu lassen, dieß wäre gegen die Natur des Menschen. Der heftige, kühne, kraftvolle, rachsüchtige Neger, der schon in seinem Vaterlande

dem Tode dreist in die Augen sah, duldet daher sicher nur so lange, als das Schicksal ihm durchaus keine Gelegenheit darbietet, sich seinem Tyrannen entziehen zu können, um ihm zugleich durch seinen eigenen Tod einen beträchtlichen Verlust zuzuziehen. Noth und Rachsucht geben ihnen hiezu indeß hundertfache Mittel und Wege an die Hand; Muth und Todesverachtung leihen Kraft zur Ausführung.

Schon in dem ersten Theil im Abschnitt über den Sklavenhandel, zeigten sich mehrere Beispiele von Negern, welche bald durch den Strang, bald durchs Ertrinken, bald durchs Verhungern, ihrem traurigen Daseyn freiwillig ein Ende machten. Freilich wenden die Pflanzer dagegen alle, sogar barbarische Mittel an. So zwängen sie denen, die sich weigern, Nahrung zu sich zu nehmen, die Zähne gewaltsam von einander, oder sie halten ihnen glühende Kohlen vor den Mund; diejenigen aber, welche sich durch Verschlucken von Erde oder Thon langsam hinzurichten suchen, sahe Isert eine bleierne Maske um den Kopf tragen, zu welcher der Oberaufseher den Schlüssel hatte; ein Paar Luft- und Augenlöcher erlaubten dem Sklaven zu arbeiten.

Werden sie bei den übrigen Versuchen zum Selbstmorde ergriffen, so bestraft man sie durch schreckliches Geißeln. Gescheidtheit war indeß auch hiebei oftmals wirksamer als jede Art von Vorsicht und Strenge, wie dieß folgende merkwürdige Geschichte bewährt.

Ein englischer Pflanzer vernahm durch einen Sklaven, der ihm getreuer war als die übrigen, daß alle Neger seiner Plantage, obgleich sie nicht tyrannisch behandelt waren, dennoch den Entschluß gefaßt hätten, auf einmal ihrem Sklavenstande ein Ende zu machen.

Die Religion der meisten Negervölker lehrt einen Zustand nach dem Tode, ein glücklicheres Daseyn. Aber sie lehrt auch eine der jetzigen ähnliche Existenz. Daher rühret hauptsächlich jenes *) Erwürgen der Frauen und der Haussklaven bei dem Grabmale der Negerfürsten, so wie jene auf die Gräber gestellten Speisen; sie geschehen bloß in der Hinsicht, daß der Fürst auch sodann ihrer bedürfen werde.

Die Plantagen-Neger wollten sich an einem bestimmten Tage alle zu gleicher Zeit in einem schönen Gehölze erhängen, um bald in dem glücklichern Zustande zu erwachen.

Der Pflanzer, von allen Umständen genau unterrichtet, ließ demnach, ohne gegen die Sklaven hievon das mindeste zu äussern, große Vorbereitungen machen. Eine Menge Ackerwerkzeuge wurden zusammen gehäuft, so wie eine Menge Lebensmittel. Er selbst machte seine letzten Einrichtungen auf eine

---

*) Man sehe Theil I. S. 98.

solche Weise, daß dieß den Sklaven nicht gänzlich verborgen bleiben konnte.

Als endlich der entscheidende Tag herannahete, befahl er allen Sklaven, ihm nebst jenen Sachen in das bestimmte Gehölz zu folgen.

Die Neger traten voll Erstaunen ihren Zug dorthin an. Wie ward dieß aber nicht erhöhet, als ihr Herr sie auf folgende Weise anredete:

„Ihr wißt, wie mühsam es mir wird, durch meine Plan„tage mich anständig zu ernähren. Ihr wißt, daß ich euch „nie hart angestrengt habe, um größern Gewinn zu erhalten. „Ihr seyd, wie mir der große Geist kund gethan hat, geson„nen, euer Leben zu endigen, um euch in eine bessere Welt zu „versetzen. Aber auch ich bin hiezu entschlossen. Ich werde euch „sogleich folgen. Ihr werdet mir vorangehen, ihr werdet dort „wiederum, wie ihr wißt, meine Sklaven werden, und ich „werde alsdann durch härtere Arbeit, durch härteres Anstren„gen eurer Kräfte einen weit größeren Gewinn ernten, ein weit „reicherer Pflanzer werden. Sehet dort jenen Baum habe „ich mir auserlesen, daran soll mir sofort dieser Strick mein „jetziges Leben endigen; eilet daher nur euer Vorhaben aus„zuführen."

Die Neger, verstummt über die Entdeckung ihrer Verschwörung, und daneben innigst durch ihre Religion von der Wahrheit der ihnen angekündigten künftigen Lebensart überzeugt, stürzten alle vor ihrem Herrn auf die Knie nieder, baten ihn flehentlich, sich nicht selbst das Leben zu nehmen, und gelobten ihm, unter dem bei ihnen gewöhnlichen feierlichen Eide, gleichfalls weiter nicht an den Selbstmord zu denken, sondern durch Treue und Thätigkeit den Gewinn der Plantage zu erhöhen.

Die gewöhnlichste Wirkung der harten Behandlung der Neger ist stets das Entlaufen, oder wie es dort heißt, das Maron-Laufen. Hierdurch ist im Innern einiger westindischen Kolonien eine höchst merkwürdige Einrichtung entstanden, die wohl allgemeiner gekannt zu werden verdienet. Es haben sich nämlich eigene Arten von Negerrepubliken gebildet, die, obgleich von viel tausend ihnen weit überlegenen Feinden umgeben, diese dennoch durch die bewundernswürdigste Tapferkeit, oder vielmehr Tollkühnheit, und eiserne Beharrlichkeit gezwungen haben, ihnen mehr als einmal eine unabhängige Existenz zuzugestehen.

Zwei solcher merkwürdigen Massen von Maron-Negern finden sich, die eine auf Jamaica, die andere in den holländischen Niederlassungen des festen Landes von Süd-Amerika.

Der Name Maron-Neger bedeutet nach Einigen, Neger, die wie Affen (Simaran span. ein Affe) in der Wildniß

leben; nach Andern soll er davon herrühren, daß diese entlaufenen Neger sich besonders mit dem Jagen der wilden Schweine abgeben; da Marráno im Spanischen ein junges Schwein bedeutet.

Als Cromwell 1655 Jamaica von den Spaniern eroberte, zogen sich 5000 Plantagen-Neger in das Innere der Gebirge zurück und machten sich unabhängig. Schon im folgenden Jahre mußten die Engländer die traurigen Folgen hievon erfahren. Diese Neger thaten ungereizt heftige Ausfälle gegen sie, und handelten ohne Ansehen des Alters und Geschlechts gegen die Pflanzer mit der ganzen Brutalität des blutgierigen Negers, ohne daß man bei so rohen Menschen Hoffnung hatte, sie durch irgend einen Traktat einschränken oder binden zu können. Man war gezwungen, sie mit beträchtlicher, geübter Mannschaft anzugreifen, und gewann endlich so viel, daß ihr Hauptanführer, Juan de Bolas, nebst dem größten Theile dieser Waldneger sich nach zugestandenem Pardon und Freiheit ergaben. Ein beträchtlicher Theil derselben blieb aber in den Wäldern der hohen Gebirge hartnäckig zurück, und diese bildeten dort den Kern der seitdem sogenannten Maron-Neger.

Sie wuchsen durch die stets von ihren neuen Herren, den Engländern, entlaufenen Neger; sie wurden daher den Pflanzern fast mit jedem Jahre furchtbarer.

Zwar schickte man Truppen gegen sie. Allein ihre Kenntniß des Innern, ihre Geschicklichkeit, die steilsten Gipfel zu erklettern, die verborgensten Klüfte zu ihrem Rückzuge zu benutzen, zogen diese gefahrvollen Kriege in die Länge, ohne den Flüchtlingen merklichen Abbruch zu thun. Sie wurden hiedurch nur kühner. Sie ermordeten jeden Weißen, dessen sie habhaft werden konnten, fielen des Nachts über die Plantagen her, setzten alles in Feuer und Flamme, und hieben sogar das Vieh nieder, dessen sie sich nicht bemächtigen konnten.

So dauerte diese grausame und für die Pflanzer traurige Fehde, und kostete bis 1730 den dortigen Pflanzern bereits 240,000 Pf. Sterling.

Um diese Zeit waren die Maron-Neger aber unter einem eigenen talentvollen Anführer, Cudjoe genannt, zu einer so äußerst gefährlichen Stärke gediehen, daß man sich genöthiget fand, die gesammte Miliz noch mit zwei brittischen Regimentern zu unterstützen; dieß hatte auch in so fern gute Wirkung, daß die Maron-Neger hin und wieder geschlagen wurden. Dennoch nahmen sie im Ganzen eher zu als ab; errichteten in den weniger zugänglichen Theilen des Innern ansehnliche Niederlassungen und Pflanzungen von Lebensmitteln (besonders im Clarendonschen Gebiete), übten, von dort aus, die größten Frevel gegen die Pflanzer aus, und entführten die Neger der Colonisten.

Die Lebensart der Maron-Neger ist höchst merkwürdig, und ihre Kriegskunst so außerordentlich, daß es allen regulirten Truppen äußerst beschwerlich, ja ohne sehr großen Verlust völlig unmöglich fallen muß, wesentliche Vortheile über sie zu gewinnen. Beides verdient hier eine kurze Anzeige.

Tag und Nacht in den Wäldern, Gebirgen und Klüften, sind sie den größten Theil ihres Lebens jeder Witterung ausgesetzt. Sie gewöhnen ihre Körper durch stetes Umherstreifen zu den erstaunlichsten Strapazen, und erhalten eine bewundernswürdige Gewandtheit und Muskelkraft; die beiden Hauptsinne, das Gesicht und das Gehör, welche sie unaufhörlich anzustrengen verbunden sind, übertreffen daher weit die ihrer Feinde, während daß ihre schlechte und kärgliche Kost ihren Geschmack und ihren Magen fast gegen alles gleichgültig macht.

Durch dieß alles erwächst eine große, starke, schöne Menschenrace von männlicher Kraft und größter Ausdauer.

Ihre Kriegskunst ist solchen Körpern und dem dortigen Lokal vollkommen angemessen. Kein Schlupfwinkel, keine schwer zu erklimmende Höhe ist ihnen unzugänglich. Den geringsten kaum bemerklichen Pfad betreten sie mit Sicherheit. Selbst jeden bedeutenden Baum wissen sie als Vormauer oder Hinterhaltsort zu benutzen, und ihre feinen Sinne entdecken ihnen die Feinde in der größten Entfernung.

Ihre Gewandtheit und tägliche Uebung macht sie nicht bloß zu Scharfschützen; in jeder Lage wissen sie zu treffen. Um dem Schusse des Feindes auszuweichen, werfen sie sich mit dem abzudrückenden Gewehre auf die Erde, sie rennen und klettern damit, und in allen diesen schweren Stellungen fassen sie mitten durch die Blätter mit größter Gewißheit ihren Mann. Sie verschwinden eben so plötzlich als sie erschienen sind, und in Augenblicken, wo man sie ganz und gar nicht ahnet, brechen sie hervor. Werden sie Herren vom Kampfplatze, so würgen sie mit unbeschreiblicher Grausamkeit, und verheeren alles Nutzbare; daher sind sie für die einzelnen Plantagen höchst gefährlich. Ziehen sie aber den Kürzern, so ist es fast unmöglich, sie bis zu ihren Schlupfwinkeln und Hauptsitzen zu verfolgen. Kurz, sie sind als Sieger schrecklich, und als Besiegte gleich darauf wiederum eben so furchtbar.

Gegen diese Menschen scheiterte die Tapferkeit und die Taktik der brittischen Völker, welche nur an einen regelmäßigen Krieg gewöhnt waren; und da die nasse Jahrszeit so tödtliche Krankheiten unter diesen, dem Klima nicht angearteten Leuten hervorbrachte, so ward ein großer Theil derselben aufgerieben oder doch zum Dienste unfähig.

Man wählte daher eine andere Methode des Krieges. Es wurden hin und wieder an den wichtigsten Plätzen kleine hölzerne Forts, Blockhäuser oder Barracken angelegt und mit

Truppen besetzt. Einer jeden dieser kleinen Besatzungen von Soldaten und treuen Negern theilte man mehrere Hunde zu, welche die Feinde weit witterten und sie aufspürten; und hiebei wurden zugleich einige hundert Indianer von der Musquitoküste, welche an diese Gefechte der Wilden im Walde gewöhnt waren, in Dienst genommen.

Alle diese Mittel waren durch Tapferkeit und Ausdauer so wirksam, daß der Gouverneur Trelawny im Jahre 1738 den berühmten Chef der Maron-Neger, den Cudjoe, endlich zu einem Frieden nöthigte. Die Häupter dieser Waldneger trafen in ihrem Hauptsitze bei dem Gouverneur zusammen, legten die Waffen nieder, und beschworen feierlich den Frieden. Es wurden ihnen, nebst Trelawny Stadt, viele Ländereien zugestanden, die sie als Zucker-, Caffee-, Baumwollen- und andere Plantagen, als völlig freie Leute benutzen durften. Dagegen sollten sie stets in Frieden mit der Colonie bleiben, und die Oberherrschaft des Königs von England und seiner dortigen Regierung anerkennen; alle zu ihnen entlaufende Neger zurückgeben; der Colonie bei einem etwanigen Aufstande der Sklaven zu Hülfe kommen, und im Falle sie sich durch die Pflanzer beleidigt, oder umgekehrt, fänden, die Sache der Entscheidung der dortigen Regierung überlassen.

Dieser Friede hatte sehr lange gedauert, als 1795 die den Maron-Negern unbillig scheinende öffentliche Bestrafung eines ihrer Mitglieder einen Vorwand zu dem letzten neuen blutigen Kriege an die Hand gab. Wahrscheinlich mochte die französische Revolution, und die dadurch den Negern zugekommenen Ideen von allgemeiner Freiheit und Gleichheit, so wie die Nachrichten, welche sie von der Aufhebung des Sklavenhandels von England aus hörten, das Ihrige dazu beitragen. Genug, nach einer förmlichen Kriegserklärung, worin sie sich über jene Mißhandlung und Entehrung der Ihrigen beschwerten, nach verschiedenen künstlich erdachten Ausflüchten und Unterhandlungen, fingen sie die Fehde plötzlich an. Sie hatten daneben alle Mittel angewandt, einen allgemeinen Aufstand der Plantagen-Neger zu bewirken, und diese wurden hiezu ohne Unterlaß durch europäische Emissaire zu gleicher Zeit angefeuert. Man denke sich daher die Größe der Gefahr für die ganze Colonie! Der Muth und die Gescheidtheit des Gouverneurs, Lord Bellcarres, rettete sie indeß. Nach einer feierlichen Erklärung gegen alle Aufrührer, begann der Krieg. Der Anfang war auch dießmal zu Gunsten der Maron-Neger. Sie richteten große Verwüstungen an, erschlugen viele Weiße, und manches einzelne Truppenkorps ward von ihnen in Hinterhalte gelockt und aufgerieben.

Indeß verlor der Feind besonders dadurch den Muth, daß man ihm die Lebensmittel sehr erschwerte, und viele der Ael-

testen unter den Maron-Negern übergaben sich den Engländern mit der Aeußerung: „der Teufel sey in ihre Jugend gefahren, denn nur diese wollten die Fortsetzung des Krieges.“

Die Zugänge zu den innern Sitzen und Magazinen dieser Aufrührer waren äußerst beschwerlich, ja gefahrvoll; die ersten waren von den schroffsten Gebirgen umgeben; die letztern bestanden aus mehrere hundert Fuß sich in die Felsen senkenden Höhlen. Dieser Schwierigkeiten ungeachtet, machten die Unmenschlichkeiten, welche sie ununterbrochen gegen die Pflanzer verübten, ihre gänzliche Vernichtung nothwendig. Der Gouverneur verfiel daher auf dasselbe Mittel, dessen sich die Spanier gegen die unschuldigen Urbewohner dieser Inseln mit so schrecklichem Erfolge bedient hatten. Er entschloß sich, viele hundert dazu abgerichtete Hunde von dem spanischen Amerika kommen zu lassen.

Ein anderer Umstand kam fast um eben dieselbe Zeit den Engländern zu Hülfe. Nach einem Verluste von zwei englischen Obristen, ward das Commando dem General Walpole zu Theil. Dieser kluge Mann bemerkte, daß zwar die Hauptsitze der Maron-Neger schwerlich mit Gewalt zu ersteigen wären, daß es aber dagegen nicht schwer sey, ihnen das Wasser abzuschneiden. Hiemit fing er seine Operation an.

Zwar hat die vorsichtige Natur auf eine höchst merkwürdige Art in diesen dürren Felsen für eigene Wasserbehälter gesorgt, wodurch sich denn auch die Maron-Neger eine Zeitlang mit dem besten Erfolge erhielten.

Solche Wasserbehälter sind nämlich die Blätter mehrerer Arten der dort wild wachsenden Tillandsien (besonders die Tillandsia utriculata, wie auch die T. serrata Linn.). Diese Schmarotzerpflanzen umfassen die Bäume, welche ihnen zum Erdreich dienen, und ihre Aloe ähnliche Blätter von drittehalb Fuß, bilden mit ihrer breiten Grundlage eine schlauchartige Höhlung, in welcher sich das Regenwasser sammlet, und sehr lange darin frisch bleibt. Jedes große Blatt kann fast ein Quartier Wasser enthalten, und da es oben nur eine sehr kleine Oeffnung hat, so verdunstet es außerordentlich langsam. Zu diesen so wohlthätigen Wasserbehältern der heißen Zone eilen, in den dürren Zeiten, die Affen und Vögel, um ihren Durst zu löschen, und selbst der Mensch sieht sich oft in der Nothwendigkeit seine Zuflucht zu ihnen zu nehmen.

Hiedurch allein erwehrten sich die Maron-Neger, denen nun alle übrige Pässe zu den Quellen und Flüssen abgeschnitten waren, eine Zeitlang des tödtlichen Durstes.

Indeß waren schon Viele von ihnen des Elends überdrüssig, als gerade zu dieser schicklichen Stunde in der Montego-Bay 40 spanische Jäger mit 100 Hunden landeten.

Da diese furchtbaren Thiere eine so wichtige Rolle in den

Kriegen mit den Maron-Negern spielen, so fordert man mit Recht hier einige Erläuterung über sie, und über die Methoden, wodurch unsere geschliffene Bosheit es vermogt hat, den edelsten, dem Menschen so innigst zugethanen Liebling in ein ihm feindliches, gräßliches Ungeheuer zu verwandeln.

Schon in den frühesten Zeiten der Eroberung der neuen Welt hatten die Spanier eigene Hunde zum Angriff auf die unschuldigen, nackten Amerikaner abzurichten gewußt. Selbst Colon bediente sich derselben im März 1495 gegen die Indianer von Hayti (St. Domingo); aber weit unmenschlicher wandten sie Soto und die Pizarren bei der Eroberung von Florida und Peru an. Wahrscheinlich sind hiezu mehrere Hunderacen benutzt. Einige Schriftsteller damaliger Zeiten reden von großen Windhunden, andere von stärkeren Racen, in neueren Zeiten soll man große Wolfshunde dazu abgerichtet haben.

Wie die ältern Würger der Amerikaner die Hunde zu dem Menschenmorden und Zerfleischen abgerichtet haben, ist nicht bestimmt bekannt.

Von der Abrichtungsmethode der Neueren gibt uns hingegen Rainsford folgende Nachricht.

Waren die jungen Hunde von der Mutter hinweggenommen, so sperrte man sie sofort in einen Hundestall ein, dessen Vordertheil aus Gitterwerk bestand, und fütterte sie, jedoch nur spärlich, mit Fleische von Thieren. Wenn sie etwas größer geworden, verschafften sich ihre Wärter eine von Weiden roh gearbeitete Gestalt, die einem Neger glich, und deren Unterleib mit Blut und Eingeweide von Thieren angefüllt war. Diese Negerform ward unweit des Hundestalls so gestellt, daß die jungen Thiere von Zeit zu Zeit das darin enthaltene Fleisch wittern und sehen konnten. Da man die Hunde nur kärglich fütterte, und dieses Annähern oft wiederholt ward, so trieb sie der Hunger heftig gegen die Gestalt hin. Diese Wuth nahm zu, da die Wärter das Futter stets schmälerten, bis endlich die farcirte Negergestalt den vor Hunger wüthenden Thieren Preis gegeben ward. Indem sie über den vermeinten Schwarzen herfielen und ihn zerfleischten, liebkoseten sie ihre weißen Herren. Auf diese Weise erzeugte sich nach und nach bei diesen Thieren ein wilder Haß gegen die Neger, der bei dauernder Wiederholung dieses Verfahrens in wahre Wuth ausartete.

Es war daher zuletzt oft schwer, diese Thiere beim Erblikken der Neger zurück zu halten, und man weiß traurige Fälle, da sie unschuldige Schwarze, selbst Weiber und Kinder, wider Willen ihrer Herren zerfleischten.

Auf den spanischen Inseln wurden sie zuerst gegen die Maron-Neger gebraucht. Bekamen sie die Spur eines solchen Flüchtlings, so stürzten sie augenblicklich auf ihn los, und

zerrissen ihn, wenn er sich nicht auf einen Baum rettete. Entging er aber auf die letztere Weise ihrer Wuth, so erhuben sie am Baume ein fürchterliches Gebell, bis ihre Herren anlangten. Sollte der Verbrecher öffentlich bestraft werden, so legte man den Hunden einen Maulkorb an, und der Gefangene ward gefesselt. Um seinen Hals ward ein Ring befestigt, mit Spitzen, die einwärts, und mit Haken, die auswärts gingen, um ihn im Gesträuch zu verwickeln.

Lief der Unglückliche geschwinder als seine Verfolger, oder suchte er aufs neue zu entwischen, so wurde er den Hunden Preis gegeben; sie zerrissen ihn auf der Stelle. Mit scheußlichem Entzücken behielten die Jäger zuweilen den Kopf desselben, um ihn als ein Denkmal ihrer vermeinten Tapferkeit öffentlich aufzustellen. Man hat Grund zu vermuthen, daß bei Reisen von einiger Länge jene Ursachen erdichtet wurden, damit sich die Jäger ihrer lästigen Gefangenen entledigen konnten, und daß dennoch ein solcher Barbar eine Belohnung erhielt, wenn er nur bescheinigen konnte, daß sein Nebenmensch nicht mehr am Leben sey! (Rainsford.)

Hiernach kann man leicht erachten, wie schrecklich die Nachricht von der Ankunft dieser entsetzlichen Thiere auf Jamaica in den Ohren der bereits von Durst und Elend niedergeschlagenen Neger klang.

Kaum hatte sich daher der englische General in Marsch gesetzt, so ergaben sich schon zweihundert und sechzig derselben, unter keinem andern Vorbehalt, als dem ihres Lebens.

Nach einigem Widerstande ergaben sich auch die übrigen auf ähnliche Bedingung, und die englische Regierung hielt es für nothwendig, diese gefährlichen Menschen gänzlich von Jamaica zu entfernen. Es wurden 25000 Pf. Sterling zu ihrem Transport bewilligt. Sechs hundert Maron-Neger wurden daher 1796 nach Neuschottland und Canada eingeschifft. Hier hat man ihnen Land zugetheilt, und sie mit allem Nöthigen zu dessen Anbau versehen. Auch haben sie sich dort ziemlich gut angelassen; und wenn gleich in Jamaica einige zurück geblieben, oder durch entlaufene Neger sich ähnliche Gesellschaften gebildet, so wird doch die Colonie auf mehrere Jahre vor großen Anfällen gesichert bleiben.

Auch andere Inseln Westindiens leiden von ihren Maron-Negern, und sie haben auf einigen ebenfalls eigene Besitzungen und schwer zu ersteigende Plätze, wie z. B. den Maronberg auf der dänischen Insel. Auch auf St. Domingo haben sich die den Pflanzern und den Zuchtigern entlaufenen Neger schon seit den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts in die unzugänglichen Gebirge geflüchtet.

Indeß sind sie nirgends so furchtbar worden als auf den holländischen Besitzungen des festen Landes von Südamerika.

Die Colonien Suriname, Berbice, Essequebo und Demerary, längs den Küsten von Guiana gelegen, haben fast gar keine Gebirge. Nur erst in den tiefern unangebaueten Gegenden des Binnenlandes erheben sich dergleichen. Diese würden indeß, wegen ihrer weiten Entfernung, den Maron-Negern nicht sehr zur Schutzwehr dienen, wie dieß auf jenen westindischen Inseln der Fall ist. Allein dagegen stehen ihnen, wie wir gleich sehen werden, fast noch unüberwindlichere Zufluchtsorte einer andern Art zu Gebote.

Die Besitzer der dortigen Plantagen sind Holländer, Deutsche, Portugiesen, Italiener, Christen und Juden. Aus sehr mißverstandener Gewinnsucht haben diese seit langen Zeiten ihre Sklaven, welche sich nur allein in Suriname auf 80,000 belaufen, auf das härteste behandelt. Bei Beschreibung dieser Colonien wird es leicht seyn, dieß, so wie die Zweckwidrigkeit eines solchen Benehmens durch Thatsachen darzuthun. Genug, das häufige Entlaufen der Neger muß hievon eine dauernde Folge seyn.

Da hier die Natur durch die heiße Sonne getrieben, an nahrhaften Früchten und Pflanzen unerschöpflich ist, so finden die Flüchtlinge bei der geringsten Bearbeitung des Bodens die reichlichste Nahrung.

Diese große Landschaft ist aber fast in jeder Richtung mit einer sehr beträchtlichen Anzahl von Flüssen und Bächen durchschnitten, und mit kleinen Seen, Lagunen und Sümpfen gleichsam übersäet, auch wo sie von den dicksten undurchdrungenen Waldungen überschattet, und von Lianen und andern bindenden Pflanzen fast gänzlich unwegsam gemacht ist.

Die Eilande, welche auf diese Weise gebildet werden, sind dem Europäer kaum bekannt; sie sind zugleich wegen des Ab- und Zunehmens der Gewässer wenigstens an Größe veränderlich, und für jeden, der diese Gewässer nicht durchwaten will, selbst für den Schuß nicht erreichbar.

Hier bieten sich daher dem Maron Neger kaum bezwingbare Schutzorte dar, denn selbst die Wege, welche dahin führen, müßten erst durch die Axt geschaffen werden.

So wird es begreiflich, wie sich die Zahl dieser Neger, nach Stedman, innerhalb weniger Jahre bis auf 20,000 angehäuft hatte.

Diese Maron-Neger bestanden vorzüglich aus drei Hauptabtheilungen; nämlich den Oucas Rebellen, denen von Sarameca und von Cottica. So wurden sie nach den Plantagen benannt, auf welchen jede dieser Abtheilungen gegen ihre Pflanzer zuerst rebellirte.

Nach vielen blutigen Kämpfen und schrecklichen Verheerungen hatte sich die holländische Regierung gezwungen gesehen, zuerst mit den Oucas- und nachmals mit den Sarameca-

Negern einen förmlichen Frieden abzuschließen. Beide wurden hiedurch in dem ungestörten Besitze ihrer eigenen Pflanzungen und Negerstädte der Waldungen des Binnenlandes bestätigt.

Die Art, einen Frieden mit den Maron-Negern auf Suriname abzuschließen, ist zu merkwürdig, als daß sie hier nicht einen Platz verdienen sollte.

Die Religion der Neger ist bekanntlich der Fetismus *). Zwar glauben sie an einen höchsten Gott, aber neben diesem wählen sie sich irgend einen Gegenstand zu ihrem Schutzgott, den sie ihren Fetis nennen. Wir sahen, daß dieß oftmals nur ein Thier, ein Baum, oder ein Fluß ist, bei Anderen ein kleines, selbst geschnitztes Bild, ein Thierzahn, ein Stückchen Holz u. dgl.

Wenn die Sklaven von Guinea hinweggeführt werden, gibt man zwar sorgfältig Acht, daß sie ihre Götter zurück lassen. Indeß finden sie dennoch zu Zeiten Gelegenheit, kleine Fetisse in einer Schachtel oder auf eine andere Art versteckterweise mit nach Westindien zu bringen. Diese rufen sie denn an, treiben hiemit sonderbare Gaukeleien, Zauberei und Beschwörungen. Unter diesen ist diejenige vorzüglich merkwürdig, welche sie mit dem Namen Obi, oder Obiah, belegen. Sie verstehen darunter eine Methode, jemanden tödtliche Krankheiten oder irgend ein Unglück anzuhexen. Hierin suchen sie sich, wie ehemals unsere Schwarzkünstler, einer den andern zu übertreffen, je nachdem sein Fetis mächtiger ist, als der des Andern. Unstreitig verstehen die Neger ihren Feinden heimlich Gift beizubringen, und dieß sodann für Zauberei auszugeben. Auch scheint es nach den von Labat abergläubisch genug vorgebrachten Thatsachen nicht ganz unwahrscheinlich, daß einige dieser Obimänner dabei wirkliche Bauchredner sind; indem sie bei solchen Gelegenheiten bald diesem, bald jenem unbelebten Gegenstand Antworten abfragen, deren Beantwortung die Umstehenden deutlich vernehmen.

Sobald ein Neger einer solchen Zauberei beschuldigt wird, schreiten sie gegen ihn zu einem Reinigungseide. Dieser ist ihnen sehr heilig, und schwerlich wagt es ein Neger einen falschen Eid zu schwören oder einen Eid zu brechen. Ein solcher Eid wird aber nach verschiedenen Methoden abgelegt. Fast bei allen ist aber dabei ein Gemisch von Erde, Wasser und Blut das Hauptinstrument.

Die harte Behandlung der Pflanzer gegen die Neger; die häufigen Beweise, welche die Christen täglich von ihrer eigenen Immoralität aller Art den Negern geben, verursachen, daß die Maron-Neger durchaus keine Achtung mehr für die Weißen hegen.

---

*) M. s. Th. I. S. 150 u. f.

Eines ihrer Oberhäupter äußerte sich gegen die vom holländischen Gouverneur an sie Abgesandten auf folgende sehr passende Weise:

„Es ist unbegreiflich, daß ihr Europäer, die ihr euch doch „für eine civilisirte Nation ausgebt, an eurem eigenen Untergang schuld seyd. Sagt dem Gouverneur, daß, wenn er „wünsche keine Rebellion zu haben, so dürfe er nur darüber „wachen, daß die Pflanzer die ihnen gehörenden Sklaven nicht „der willkührlichen Grausamkeit der Commandeure überlassen; „denn diese mißhandeln die Neger, sie schänden ihre Weiber „und Töchter; sie lassen die Schwachen und Kranken umkommen, und zwingen die Gesunden und Starken in die Wälder zu entfliehen, wohin ihr jezt zu kommen gezwungen seyd, „um von ihnen den Frieden zu erbitten.“

Dieser Denkungsart zufolge trauen sie nun auch durchaus dem eidlichen Versprechen der holländischen Regierung, dem Eide der Christen nicht mehr. Sie verlangten daher, daß die Abgesandten den Eid, welchen die Neger nach ihrer Religion schwören, gleichfalls ablegen sollten; sie glaubten nämlich, daß, da dieser von ihnen selbst auf das heiligste gehalten wird, die Christen ihn gleichfalls nicht brechen würden.

Dieser Eid ward nun auf folgende Weise abgelegt. Vermittelst einer Lanzette oder eines kleinen Messers zog man ein wenig Blut von den Negern und von den Europäern. Dieß fing man in einem Calebassen Kürbis auf, welcher mit reinem und klaren Wasser angefüllet war, und worin man einige Prisen trockene Erde geworfen hatte. Nachdem von diesem Gemische etwas als Libation auf die Erde geschüttet ist, trinken alle diejenigen, welche gegenwärtig sind, ohne Ausnahme davon; dieß nennt man einer des andern Blut trinken. Sodann erhebt der Neger-Priester, der Gadoman, die Augen und die Arme gen Himmel, um ihn zum Zeugen aufzurufen, und bittet mit deutlicher, starker Stimme den Allmächtigen, auf den oder auf diejenigen seinen Fluch herabzuschicken, welche diesen heiligen Bund zuerst übertreten würden. Alle Neger beantworten dieß sodann mit dem Ausrufe Da so, welches so viel ist, als Amen.

Schon 1763 hatte man den dritten Frieden mit den Maron-Negern abschließen müssen; dennoch war es voraus zu sehen, daß er nicht der lezte seyn würde.

So lange nämlich nach den zuvor erwähnten gerechten Aeusserungen ihres Anführers die Veranlassungen zum Aufruhr nicht aufhören, so lange die Pflanzer ihre Neger grausam und geizig behandeln, ist an keine dauerhafte Ruhe zu denken.

Nach acht Jahren traf auch wirklich dieser Fall ein. Auf der Pflanzung Cottica empörten sich die gemißhandelten Afrikaner, zogen sich in die Wälder zurück, und verheerten von dort

aus die nahe liegenden Pflanzungen mit solcher Wuth, daß man 1772 mit Recht den Untergang der gesammten Colonie befürchtete.

In dieser äußersten Noth verfiel man auf einen freilich sehr gewagten Entschluß, der aber über alle Erwartung glücklich ausfiel. Man wählte eine Anzahl tüchtiger Plantagen-Neger, und bot ihnen die Freiheit an, wenn sie ein eignes Jägerkorps bilden wollten, und ihre rebellirenden Landsleute bekämpfen. Dieses schwarze Jägerkorps bestand nur aus 300 Mann, sie waren mit Ober- und Untergewehr versehen und zeichneten sich durch eine scharlachene Mütze aus.

Zu gleicher Zeit suchte die Colonie in Holland um regelmäßige Truppen zur Hülfe an; bei dieser Gelegenheit ging der Cap. Stedman unter dem Obersten Fourgeoud nebst fünfhundert Mann nach Suriname.

Diese Truppen überzeugten sich leicht von den großen Schwierigkeiten, welche sie hier zu bekämpfen hatten. Das heiße, feuchte Klima brachte gar bald faulichte, gallichte Krankheiten unter ihnen hervor; hier verloren sie viele der stärksten Leute; und die zuvor angezeigte Natur des Bodens von Guiana ließ sie jeden Schritt im Binnenlande gegen die Maron-Neger theuer erkaufen. Sie sahen sich gezwungen, ihre europäischen Märsche in Pelotons oder ähnlichen Abtheilungen gänzlich aufzugeben. In diese Wälder kann man nur Mann vor Mann eindringen. Auf die Art marschirte daher auch der ganze Zug. Stedman nennt diese Art zu marschiren die indianische Linie oder Reihe (Indian file). Man mischt die Neger und die Soldaten unter einander. Zwei der ersteren marschiren jeder einzeln mit Aexten voran, um einen Weg zu hauen. Ihnen folgt ein Corporal nebst zwei Mann zum Recognosciren. Sechs Füsilier nebst einem Officier bilden die Avantgarde, und hierauf kommt das Haupttreffen in zwei Abtheilungen. Zuerst ein Corporal, 12 Musquetier, ein Chirurgus und ein Neger, der das Pulver trägt. Auf ähnliche Weise folgt die zweite Hälfte. Die Arriergarde schließt dann mit 16 Negern, die die Lebensmittel und die Medikamente tragen. Der ganze Zug wird dann von einem Corporal und zwei Negern beschlossen, die im Fall eines Angriffs von hinten Alarm geben. Stedman's Zeichnung zeiget, daß der Commandeur gegen das Ende des ganzen Zuges sich in einem Hamak tragen ließ, aber gleichfalls nur von zwei einzelnen Negern hinter einander.

Freilich war dieß nicht gänzlich die einzige Art, die Truppen zum Feinde zu führen. Bei der großen Anzahl natürlicher Kanäle bediente man sich häufig bewaffneter Fahrzeuge. Diese drangen mit aller Munition und vielen Lebensmitteln, so weit es nur möglich war, zu den Sitzen der Rebellen vor; von hier aus mußte das Militär sodann versuchen, mit Lebensgefahr

die Sümpfe zu durchwaten. Oft wurden sie mitten in dem Sumpf von den Maron-Negern angegriffen, und während daß sie, nach einem einzigen Abfeuern ihrer Gewehre, über die Hälfte des Leibes im Wasser, dem Feinde völlig blos gestellt, wateten, feuerten diese hinter den Büschen und Bäumen hervor, und tödteten sie ohne alle eigene Gefahr.

Einen solchen Marsch hat Stedman nach dem Leben gezeichnet.

Nach unglaublichem Ungemach, welches besonders durch die anhaltenden Regengüsse und durch die daher entstehenden Krankheiten erhöhet ward, gelang es ihnen endlich im August 1773 die Hauptniederlassung der Maron-Neger Gado Saby zu Grunde zu richten. Diese Negerstadt bildete eine Insel innerhalb eines unzugänglichen Sumpfs; und daneben hatten die Rebellen sie mit einer Circonvallationslinie von auf einander gehäuften dicken Baumstämmen umgeben. Die Weite des Sumpfs war für die Wirkung des kleinen Gewehrs zu groß; und mehrere der Jäger-Neger, welche sich hinein warfen, wurden von den Rebellen erschossen.

Dennoch rückten diese und die übrigen Truppen muthig vor, überstiegen den Wall, und trieben die Rebellen in die Flucht.

Sobald leztere ihre Niederlage merkten, steckten sie sogleich ihre wichtigste Niederlassung selbst in Brand. Die Häuser, die schönsten Reisfelder und andere Pflanzungen wurden in Asche verwandelt, und sie erhielten Zeit, sich mit ihren Familien und ihren besten Gütern zu retten.

Die Industrie der Maron-Neger ist bewundernswerth. Man fand die Ueberbleibsel von mehr als 100 Häusern, unter welchen mehrere aus zwei Etagen bestanden; die Pflanzungen enthielten den schönsten Reis, Manioc und Platanen. Aus der Asche der Palmbäume verstehen sie Salz auszuziehen. Der Palmbaum gewährt ihnen stets den schönsten Wein, und mehrartige Bedeckung; aus dem Fette der Käferraupe (Curculio Palmarum Linn.) der Palmbäume bereiten sie aber so treffliche Butter, daß Stedman sie der unsrigen dem Geschmacke nach weit vorziehet. Ein ähnliches, sehr gutes Oel erhalten sie aus den Pistazien. Jener Käferwurm gibt aber gleichfalls ein sehr schmackhaftes Essen, wenn man ihn langsam am Feuer bratet und dabei mit Semmel bestreuet.

Der Calebassen-Kürbis liefert ihnen Becher und ähnliche Geschirre, die Seidenpflanze aber Fäden, woraus sie ihre Hangematten (Hamaks), Mützen und Zeuge wirken. Die Lianen geben Flechten und Stricke; die wilden Bienen Honig; eine sehr elastische Holzart, By-by genannt, dient zu Korken, gibt auch an einander gerieben Feuer, und das zuvor erwähnte Fett dient zu Nachts zum Brennen. Mehrere der Flüsse sind fischreich; die Waldungen haben Geflügel und Wildpret, besonders

Schweine; kurz, sie sind bei ihren Talenten von der Natur mit allen Bedürfnissen des Lebens für das dortige Klima auf das beste versehen.

Der Verlust von Gado-Saby war zwar ein entscheidender Schlag; allein der Feind und vorzüglich das tödtliche Klima hatte die holländischen Truppen sehr vermindert. Der Krieg zog sich sehr in die Länge; mehrmals mußten Hülfstruppen aus Holland gesandt werden. Viele einzelne Pflanzungen wurden von den Maron-Negern verheert, dagegen vertrieb man sie selbst von einem niedergebrannten Sitze nach dem andern.

Nach unglaublichen Beschwerden und Leiden der Truppen gelang es endlich dem Obersten Fourgeoud zu Anfang des Jahrs 1777, also nur erst nach 3 Jahren, die Maron-Neger von Cottica nicht etwa zu vertilgen, aber sie doch wenigstens aus dem holländischen Gebiete in die französische Colonie von Cayenne zu verjagen.

Aus allen diesen Thatsachen ergibt sich die furchtbare Wildheit der sich selbst überlassenen Neger, und zugleich die unendlichen Schwierigkeiten, mit ihnen einen Krieg auf den großen Inseln zu beendigen. Muß man daher nicht jenes Dekret der Nationalversammlung verwünschen, wodurch allen Menschen auf eine völlig unbeschränkte Weise Gleichheit und Freiheit zugestanden wurde? Mußte dieser einzige Satz nicht sogleich selbst die Sicherheit des Eigenthums, mithin die Grundlage der gesammten Societät untergraben; denn der sichere Besitz des Eigenthums setzt ja ein Recht darauf zum Grunde, und wenn dieses Recht für Alle gleich ist, wer sichert mir denn das specielle Recht fur das bisherige Meinige? Wollte man aber jenem Artikel des Dekrets eine andere, der Societät günstigere Deutung geben, wodurch er unter den Franzosen, als unter lauter freien Leuten, minder gefährlich, ja vielmehr vortheilhaft würde, so war es dennoch für Jeden, der den Zustand der Colonien kannte, sicher voraus zu bestimmen, was für eine blutige Anarchie eine solche Erklärung unter den dort so verschieden modificirten Menschenklassen zuwege bringen mußte.

Auch fühlten die klügsten und sachkundigsten Männer der Colonie, z. B. der Rechtsgelehrte Charmilly u. A. so fort das Unglück im voraus, welches auf diese Erklärung erfolgen müsse. Taub gegen alle vernünftige Vorstellungen, welche von Seiten der Colonie in Paris gemacht wurden, riefen die Freunde der Schwarzen (Amis des Noirs), Robespierre an ihrer Spitze: Eher müssen die Colonien untergehen als wir unsere Grundsätze abändern. Selbst die 85 Mitglieder der Colonialversammlung, welche man an die Nationalversammlung zu Paris gesandt hatte, wurden mit Verachtung zurück gewiesen, und die Dekrete, die Tod und Verderben über die herrliche Insel brachten, wurden in Aus-

übung gesetzt! — Die Mulatten waren bis dahin von den öffentlichen Aemtern und mehreren andern Vortheilen der Weißen ausgeschlossen; der größte Theil der Neger, also bei weitem der größte Theil aller Einwohner, war bis dahin verkäuflicher, gedrückter Sklav. Er arbeitete nur allein, weil er unter dem Gebote stand; er arbeitete fast nur, seine geringe Nahrung abgerechnet, für einen Andern, für seinen harten Herrn. Dennoch producirte seine Arbeit jährlich auf der einzigen Insel St. Domingo auf 128 Millionen Livres, ernährte nicht nur die ganze wichtige Volkszahl der Insel, sondern zu gleicher Zeit viel tausend Familien des Mutterlandes.

Jetzt denke man lebhaft und richtig die Wirkung des Bekanntwerdens jener so allgemein hingeworfenen Erklärung der Freiheit und Gleichheit.

Je greller die Abstufungen zwischen den Weißen und den Mulatten und zwischen diesen und den Schwarzen waren, je lauter der Stolz sich geäußert hatte, mit welchem jede der obern Klassen die untere behandelte, desto furchtbarer mußte der Ausbruch in dem plötzlichen Aufheben dieser Unterschiede erfolgen.

Die Mulatten erwachten zuerst, standen gegen die weißen Pflanzer auf, und wurden nun in Paris von der berühmten Gesellschaft der so genannten Freunde der Schwarzen (Amis des Noirs) unterstützt. Die Hauptmänner dieser Gesellschaft waren Condorcet, Pethion, Brissot, Claviere, Gregoire, Robespierre und Andere.

Man würde aber sehr unrecht thun, wenn man die Absicht dieser Revolutions-Männer mit der eines Wilberforce, Granville Sharp u. A., welche in England auf die Abschaffung des Sklavenhandels im Parlamente antrugen, in gleichen Rang setzen wollte. Diese edlen Männer hatten niemals die Absicht, plötzlich allen Negern die Freiheit zuzugestehen. Sie hätten auf den englischen Inseln eine ähnliche Anarchie erregt, unzähligen Familien ihr ganzes Capital genommen, sie an den Bettelstab gebracht, ja wohl mehrere hundert tausend Handelshäuser des Mutterlandes, welche allein durch die Colonien blüheten, gestürzt, und auf die Weise Englands Handelsflor selbst vernichtet.

Sie drangen nur zuerst auf die Abschaffung der neuen Einfuhr von Negersklaven, um dadurch die Herren derselben zu besserer Erhaltung und Fortpflanzung ihrer Neger zu zwingen. So wollten sie den Zustand der Neger überhaupt bessern, ja sie hofften endlich die Sklaverei selbst auf den Colonien verschwinden zu sehen.

Mochten gleich unter jenen Freunden der Schwarzen redliche, aber zu gutmüthig hoffende Männer seyn, wie z. B. Gregoire, so war dagegen Andern diese Verwirrung der Colonien zu ihren anarchisch despotischen Planen nothwendig. Denn

wie konnte es ihnen sonst bei ihrer Gescheidtheit entgehen, was für Schreckensscenen ihre Zerstörungsdekrete dort hervorbringen würden? Auch behauptet man sogar, selbst mit Angebung der Summen, daß Einige aus dieser Gesellschaft von reichen Mulatten seyen bestochen gewesen.

Genug, der Bürgerkrieg und mit ihm die Gräuel der Anarchie nahmen dann auch gleich nachher ihren Anfang. Das Schicksal des unglücklichen Ogé, eines freien vermögenden Mulatten, welcher sich seiner Ausbildung wegen damals in Paris befand, hier zu erörtern, würde zu weit von unserem Zwecke führen.

Es ist schwer über den Werth und Unwerth von Ogé's Unternehmen richtig zu urtheilen, da ein so gutgesinnter Mann wie Gregoire ihn in Schutz nimmt, während daß Rainsford, in seinem wahrlich nicht zu verachtenden Werke über St. Domingo, ihn beschuldigt, den zweckwidrigsten Aufruhr angeblasen, und hiedurch das Unglück und die Ermordung vieler Pflanzer veranlaßt zu haben.

Wichtiger war aber der Aufstand gegen den rechtschaffnen General Mauduit. Dieser blieb der alten Ordnung getreu; deßhalb ward er von seinen eignen verführten Truppen ermordet und mit seinen Gliedern trieb man solche Schändlichkeiten, daß der Anstand ihrer zu erwähnen verbietet. Der Gouverneur Blangelade war glücklich genug zu entwischen.

Bald brachen nun aber die Neger selbst los. Gegen Hunderttausend dieser wilden, rachsüchtigen Afrikaner fielen unter dem Schutze der Nacht über die Weißen her, schlachteten ohne Ansehen von Geschlecht und Alter, und brannten die Plantagen selbst nieder. Bei dieser Lage der Dinge zeigte sich unwiderleglich, was für ein trauriges Schicksal, wo nicht allen, doch sicher bei weitem dem größten Theile der Colonien bevorstehe, so bald eine solche Losgebung der Neger allgemein bekannt gemacht würde. Folgendes Beispiel mag lehren, daß schwerlich die besten Herren, welche von ihren Negern wegen der guten väterlichen Behandlung geliebt wurden, ihrem Untergange entgehen würden.

Alles war in der Hauptstadt, dem Cap Français, in Verzweiflung über die Gräuel, welche die Neger in jeder Plantage verbreiteten, als Odeluc, der Agent oder Direktor von Gallifets Zuckerplantage, von dorther Hülfe zu verschaffen hoffte. Auf dieser größten Zuckerpflanzung wurden die Neger so äußerst milde behandelt, und dabei so reichlich genährt, daß man, um auf St. Domingo einen sehr glücklichen Mann zu bezeichnen, nur sprichwortsweise zu sagen pflegte: „Il est aussi heureux comme un Negre de Gallifet.“ Ueberzeugt von der Liebe und Treue dieser Neger gegen ihre Vorgesetzten, bat daher Odeluc in der Stadt nur um einige Stadtsoldaten.

Sie sollten ihn zu der 8 Meilen entfernten Plantage begleiten, um die dortigen Neger noch stärker zu ermuntern, mit ihm sogleich gegen die Rebellen gemeinschaftliche Sache zu machen. In dieser Zuversicht ging er ruhig auf die Pflanzung zu. Allein welch ein schrecklicher Anblick! Jene so edel behandelten Neger waren alle gleichfalls in Rebellion, und als Standarte oder Feldzeichen trugen sie vor sich her — — — ein auf einer Stange gespießtes Kind eines Weißen! Odeluc war indeß schon zu weit vorgerückt um zurück kehren zu können, und sowohl er als seine Gefährten wurden sogleich von ihren eigenen Negern niedergemacht.

Bei dieser allgemeinen Wuth der Sklaven gegen ihre Herren verdient daher folgender auf das gültigste bewährte Beweis von unerschütterlicher Treue und Edelsinn, eine ehrenvolle Erwähnung.

Madame Baillon, ihre Tochter, Schwiegersohn, nebst noch zwei weißen Bedienten, bewohnten etwa 30 engl. Meilen vom Cap eine an einem Berge gelegene Plantage. Ein getreuer Neger, obgleich selbst in der Verschwörung verwickelt, gab ihnen davon zuvor Nachricht, und versprach, wo möglich, ihr Leben zu retten. Da er hiezu nicht augenblicklich einen Ausweg sahe, so führte er sie vorerst in ein nahes Holz; er selbst ging sodann wieder zu den Rebellen. In den beiden folgenden Nächten fand er Gelegenheit ihnen Nahrungsmittel zuzubringen, sagte aber in der zweiten Nacht, daß er vorerst hiezu weiter keine Möglichkeit sehe. Sie blieben sich daher selbst überlassen, als nach dreien Tagen der treue Neger zurück kam, und ihnen einen Weg zeigte, der sie nach Port Margot führen würde; dort würden sie an einer ihnen bezeichneten Stelle eines Flusses, welche zum Hafen führte, ein für sie bestimmtes Boot vor sich finden. Wirklich fanden sie das Boot und bestiegen es sogleich; allein der dort enge Strom war so heftig, daß das Boot umschlug; sie entgingen kaum dem Tode durch Schwimmen, und flüchteten in die Gebirge. Der nun um ihretwillen ängstlich besorgte Neger fand sie indeß auch hier bald auf. Er versicherte, nochmals ein Boot an einem breiteren, minder unbequemen Theile jenes Flusses für sie in Bereitschaft zu halten, sagte aber zugleich, daß dieß das Letzte sey, was er für sie zu thun vermöchte. Sie gingen an den bestimmten Ort, fanden aber dort kein Boot und hielten sich bereits für verloren, als ihr Schutzengel, der redliche Neger selbst erschien. Er war mit Brot, Hühnern und Tauben für sie beladen, und führte die unglückliche Familie in kleinen Märschen stets bei Nacht zu dem Werft des Hafens von Margot. Freudig bezeugte er nun, daß sie hier in völliger Sicherheit wären, nahm auf ewig von ihnen Abschied, und kehrte sodann zu den Aufrührern zurück.

Welches war nun das Resultat des Benehmens der neuen Regierung Frankreichs und der dadurch entsprungenen Anarchie auf St. Domingo? Schon 1791 fand sich die treffliche Colonie in das tiefste Elend versetzt. Innerhalb zweier Monate nach dem Ausbruche der Rebellion, waren 2000 Weiße gemordet, 180 Zuckerplantagen und 900 Pflanzungen von Caffee, Baumwolle und Indigo verheert, und die Gebäude darauf nieder gebrannt; 1200 reiche Familien waren an den Bettelstab gebracht; 10,000 Insurgenten waren in Gefechten umgekommen, und einige Hundert derselben oft unter namenlosen Qualen hingerichtet! Seit dieser Zeit hat die Colonie sich kaum pausenweise wieder erholen können; ihr Anbau, ihr Handel, ihre Bevölkerung, alles mußte verloren gehen; denn der Geist der Revolte und Verheerung blieb im Ganzen derselbe; er ist durch das Mutterland selbst zu tief eingeimpft und die Krankheit zu sehr gepflegt worden. Es würde uns völlig von unserm Hauptgegenstande entfernen, wenn wir hier den Hergang der Dinge bis zu Toussaint hinab aufzählen wollten. Folgende Bemerkung kann indeß jeden Unbefangenen selbst weiter führen.

Wenn man die vielfachen Abwechselungen übersieht, welche Frankreich seit dieser Zeit in seiner Regierungsform, seinen politischen Einrichtungen und in allen übrigen Grundsätzen erlitten hat, wenn man bedenkt, wie es mit sich uneins bald diese bald jene Dekrete von der Regierung erhielt, bald diese bald jene Form annahm, wie es endlich, nach zehnjähriger Verheerung seiner selbst und des größten Theils des cultivirten Europa's jetzt wieder zu einem einzigen Herrscher zurückkehrt, wenn man überlegt, wie dieses Hin- und Herschwanken, dieses Springen von gänzlicher Auflösung der Gewalt eines Einzigen und vorgeblicher Vertheilung derselben unter die ganze Volksmasse zu der größeren Gewalt eines neuen Einzigen, den Geist der Ungebundenheit und Principlosigkeit der Nation einprägen mußte; wenn man überlegt, wie alles dieses den Colonien sich desto tiefer eindrücken mußte, je größer und härter dort die Abstufungen der Menschenklassen unter einander waren, wie es eben daher jetzt jedem gescheidten und kühnen, guten oder bösen Menschen, der sich nur einen Anhang zu verschaffen wußte, an die Hand gab, bei dieser vielfach zertrümmerten Ordnung die Oberherrschaft an sich zu reißen; wenn man gar zuletzt sieht, daß nach allen zuvor gemachten Großsprechereien, nach allen so hoch angekündigten Menschenrechten und Verbrüderungen mit den Negern, diese dennoch jetzt von neuem auf immer zur Sklaverei verdammt werden sollen, dann findet man es sicher durchaus der Lage der Dinge und der Natur des Menschen angemessen, daß bei der erstaunlichen Uebermacht der Neger sich endlich dort ein Negerkönig, ein

Toussaint oder Dessalines bildet; und daß ein solcher Negerkönig wegen der Natur des Bodens, des Klimas und seiner Unterthanen selbst bei weitem nicht so leicht zu bekämpfen seyn kann, als die Regierung Frankreichs dieß damals, aus zu geringer Rücksicht auf obige Umstände, vermuthet hatte.

Die gegenwärtige bedauerungswürdige Lage dieser Insel erzwingt gleichsam die Bemerkung, wie seit ihrer Entdeckung diese herrlichen Länder stets zum Schauplatze der wildesten Kriege und ihrer schrecklichen Folgen gedient haben. Mit Colon huben sie an; und der Kampf mit den Eingebornen dauerte lange fort. Kaum waren sie vertilgt, unterjocht oder vertrieben, so suchten schon die übrigen Seemächte diese reichen Besitzungen den Spaniern und sodann eine der andern streitig zu machen. Um das Jahr 1626 fingen die unter dem Namen der Boucaniers und der Flibustiers nachmals so furchtbar gewordenen Freibeuter an, die westindischen Inseln zum Hauptsitz ihrer heroischen Unthaten zu wählen.

Anfänglich waren die Aufrührer kühne Normänner, welche sich hauptsächlich von dem über dem Feuer getrockneten (boucanirten) Fleische des auf St. Domingo wild gewordenen Hornviehs nährten. Ihnen gesellten sich bald viele Avantuiers aus andern Nationen bei; man nannte sie nach Einigen Freibeuter, Fributiers, und dadurch Flibustiers, von Flyboat, einem leichten (fliegenden) Schiffe, dessen sie sich bedienten. Sehr merkwürdige Menschen, z. B. der Ritter Morgan, Peter der Große, les Sables d'Olonnez u. A. zeichneten sich durch ihre an Tollheit gränzende Tapferkeit darunter aus. Sie lebten in Einigkeit unter einer sonderbaren Art von Demokratie; thaten vor allen den Spaniern und selbst oft ihren eigenen Landsleuten unsäglichen Abbruch; machten diese Meere äußerst unsicher und verheerten oft die schönsten Colonien und stärksten Küstenwerke des ganzen mittägigen Amerikas.

Oftmals wurden sie von den Seemächten selbst gegen ihre Feinde zu Hülfe gerufen. Der Utrechter Friede machte (1714) dem meisten Unheile dieser Art ein Ende; viele der Flibustiers bequemten sich zu einer ruhigen Lebensart, und die Inseln erhielten eine Pause in ihren Unfällen.

So bald indeß die großen Seemächte von neuem gegen einander auftraten, wurden die Colonien die Hauptgegenstände neuer Verheerungen. Sie waren dadurch gleichsam der Ball des Kriegsglücks, der Preis der Ueberwinder. Zu mehrern Malen wechselten sie daher mit ihren Oberherren; denn jeder griff gierig nach den reichen Ländern.

Es lohnt daher sicher der Mühe, den Hauptwerth dieser mit so vielem Blute erkauften und gedüngten Felder hier nun darzulegen; zu zeigen, was der Schweiß jener zwölfhundert tausend schwarzer Sklaven für Europa hervorbringt; die

Natur dieser Hauptprodukte zu erörtern, und summarisch anzuzeigen, welche Handelsvortheile für alle cultivirte Nationen daraus erwachsen.

Die
Stapelwaaren Westindiens.

Vorläufige Betrachtungen über die Nahrungsmittel des Menschen.

Das Gesicht und das Gehör sind unstreitig die erhabensten, und in so fern die wichtigsten Sinne. Sie sind die Hauptorgane der gesammten Cultur, die Instrumente, wodurch alles Große bewirkt wird, alle neue Ideen fortgepflanzt und mitgetheilt werden, wodurch alles Schöne sich uns darstellt.

Genauer die Sache angesehen, hat man indeß den Geschmack in einen zu großen Abstand von jenen beiden gestellt, ihm eine zu tief unter sie geordnete Stufe angewiesen.

Es ist hier nicht die Rede von dem großen Werthe dieses Sinnes als Mittel oder Beförderer der Ernährung und daher der Erhaltung der animalischen Welt. Von diesem Standpunkte betrachtet, sollte er billig eine der ersten Stellen einnehmen, denn ohne ihn stürbe vielleicht ein großer Theil der thierischen Schöpfung hinweg, oder sie ernährte sich doch schlechter, dürftiger. Nein, selbst wenn man auf die eben gepriesenen Vortheile jener beiden vorzüglichsten Sinne Rücksicht nimmt, macht der Geschmack auf die Achtung der gesammten Societät weit gerechtern und stärkern Anspruch, als man ihm gewöhnlich zugesteht.

Mit der höheren Cultur mehrte sich der Hang zur Abwechselung im Geschmack, und eben hiedurch der Trieb diesen zu befriedigen; und so lernte man angenehmere und wenigstens unschädliche Mannigfaltigkeiten aufzusuchen.

Die Begierde nach neuen Naturprodukten für unseren Gaumen ward besonders allen Handelsvölkern eingeflößt. Man segelte von Europa nach Yemen, um eine winzige Bohne zu holen, die selbst kein Insekt genießen mag, ja wohl kaum zu zernagen im Stande ist; man schiffte ungeheure Silbermassen für China ein, setzte sich den erniedrigendsten Begegnungen aus, um ein herbes zusammenziehendes Kraut zu genießen; beide Produkte gaben indeß auch nicht die mindeste Nahrung; man durchkreuzte die gefahrvollesten, unbekanntesten Meere am Ende der alten Welt, um uns jene glühenden Gewürze zuzuführen, wodurch wir gleichsam neue Verdauungskräfte und zugleich neue Krankheiten schufen.

Hier gab also der Geschmack Veranlassung zu großen Entdeckungen. Er hob den Handel, den Verkehr der Nationen untereinander; aber er ward auch freilich die Quelle aller Kriege, welche der Kaufmannsgeist den Völkern verursachte.

Und diese nun einmal in Anregung gesetzte Verfeinerung der Eßlust, welche kostspielige Thätigkeit brachte sie nicht gleichfalls hervor, durch die Austauschung der Produkte einzelner Theile der Erde, durch die Verpflanzung der feinern Früchte nach Europa! Unser Weinstock ging in das südliche Ende von Afrika, und die Kirsche, die Damascener-Pflaume, der Pfirsich wanderten von Asien zu uns herüber. Feinere Obstarten und Küchengewächse des mittleren Europa gedeihen in unsern Tagen durch die Pflege und Kunst der Gärtnerei in Schweden und Rußland. Diese hochgestiegene Kunst selbst ist aber auch nur allein ein Erzeugniß des Geschmacks, des luxuriirenden Gaumens; sie erzwingt alle Grade der Hitze und Feuchtigkeit; ihre vielartigen Treibhäuser wandeln Petersburg in Lybien um, und treiben auf die unnatürlichste Art den Pisang in dem beeiseten Rußlande hervor. Auf Befehl der Herrscher des höchsten Nordens wandelt man dort mitten in den Monaten, worin selbst das Quecksilber erstarrt, unter Rosen, Jasmin, Narcissen und Tuberosen, und genießt zu gleicher Zeit die leckersten Früchte der wärmeren Sonne.

Welch ein unermeßliches Feld böte uns eine oberflächliche Erwähnung der tausendfachen neuen Speisen und Getränke dar! Ein ganzes Heer neuer Naturgaben ging aus beiden Indien und ihren Gewässern zu uns herüber. Daraus schuf denn die Kochkunst eine nicht zu berechnende Menge neuer Combinationen. Diese große Wissenschaft ist gleichsam die Musik des Geschmacks. Wie jene die widrigsten Töne in ein treffliches Ganze zu vereinigen versteht, die hartklingendsten Accorde durch eine gleich darauf folgende richtige Auflösung dem Ohre angenehm macht, so mischt A p i c i u s und F r i e d r i c h die heftigsten und heterogensten Produkte der alten und neuen Welt in ein einziges Gericht zusammen, und zwingt dem verwöhnten Gaumen oft nur erst durch den Nachgeschmack seinen Beifall ab.

Freilich mußte die Natur den Menschen eigends hiezu ausbilden, denn auch in Rücksicht dieses Sinnes, dieser Art zu genießen, bewies sie, daß er allein ihr Liebling sey, daß sie ihn zum Beherrscher der Erde geschaffen habe.

Kein Thier darf sich von weitem mit ihm hierin vergleichen. Er genießt fast Alles, sein Magen verdauet Alles. Sogar die Gifte darf er ihm, in kleinen Portionen, oder etwas modificirt, bieten. Das Opium, der Tabak, der Arsenik, der Merkur, das Tollkraut, wird unter unsern Händen nützlich und heilend, und wir sahen schon, daß ein großer Theil des

Menschengeschlechts sogar von der Wurzel einer der giftigsten Pflanzen, von dem Manioc, fast ausschließlich lebt.

Indeß ist der Natur des Menschen unter keiner Zone eine sehr künstliche oder übermäßig reiche Nahrung durchaus nothwendig. Sie gedeihet vielmehr nur durch eine gewisse Einfachheit der Speisen; ja es ist unläugbar, daß die Vervielfachung der Nahrungsmittel, die Künstelei der Köche und die Masse erschlaffender, warmer neumodischer Getränke, uns ein ganzes Heer neuer Krankheiten herbeigeführt, die Kraft unserer Fibern vermindert, und die Natur des Europäers verschlechtert hat.

Dieß Alles ist aber nur allein der Unbefriedlichkeit, nicht des Magens, sondern unseres Triebes nach Abwechselung, der Ausgelassenheit des menschlichen Gaumens beizumessen. Die Einrichtung des Ganzen der Erde selbst hat hieran nicht den mindesten Antheil. Vielmehr hat sich die Weisheit des Schöpfers bei der Einrichtung derjenigen Nahrungsmittel, wodurch der Mensch am besten gedeihet, wodurch er unter jedem Klima sowohl dem Körper als dem Geiste nach am stärksten, am wirksamsten wird, auf das merkwürdigste und wohlthätigste geoffenbart.

Einmal ist es höchst schätzbar, daß dasjenige Getränk und diejenigen Speisen, welche den Menschen im Großen ernähren und ihm bekommen, fast geschmacklos sind, wenigstens die Zunge nur sehr mäßig reizen. Das so überall vielfach verspendete Wasser behagt, erquickt und bekommt uns gerade dann am meisten, wenn es ohne irgend einen hervorstechenden Geschmack ist, wenn es rein und lauter schmeckt. Die Menge vielartiger Gattung mehlartiger Speisen, wodurch sich unläugbar die größte Masse des ganzen Menschengeschlechts ernährt, sind nur von höchst einfachem Geschmacke. Und dieß mit weiser Vorsicht. Jeder noch so angenehm die Zungenwärzchen kitzelnde Geschmack macht, häufig wiederholt, diese gleichsam wund; stumpft sie zuletzt ab und gebiert hiemit Ekel. Dennoch wäre dieses häufige Wiederholen unvermeidlich, so bald eine pikante Speise zur Hauptnahrung hätte dienen sollen.

Eben so unverkennbar ist aber die Zweckmäßigkeit, also die Weisheit in der allgemeinen oder minder allgemeinen Verbreitsamkeit unserer Nahrungsmittel.

Mag wer da will mit Rousseau den Menschen in die Wälder zurück wünschen; diese Grille fällt schon allein dadurch als wahnsinnig auf, daß auf die Art die Fortpflanzung des Menschen äußerst eingeschränkt bleiben müßte. Ein Jägervolk kann sich keine reiche Bevölkerung wünschen, es ginge ihm bald die Nahrung selbst ab; steht es doch nicht in seiner Gewalt, die jagdbaren Thiere mit sich selbst im gleichen Verhältnisse zu vermehren. Eine von den wildwachsenden Früchten des

Waldes lebende Nation würde aber, im ähnlichen Falle, gleichfalls vor Hunger umkommen.

Mit den Nomaden oder Hirtenvölkern, also mit der zweiten, höhern Stufe der Vermehrung und Ausbildung des Menschengeschlechts beginnt nun schon deutlicher jener große Zug der Weisheit in der Verbreitungsfähigkeit unserer Nahrungsmittel. Diejenigen Thierarten nämlich, von welchen wir den mannigfaltigsten Nutzen ziehen, welche uns ernähren, uns kleiden, tragen und fortführen, sind mit einer so großen Biegsamkeit oder vielmehr Nachgiebigkeit des Körpers begabt, daß sie ihrem Erzieher und Herrn, dem Menschen, fast über die ganze Oberfläche der Erde folgen können. Dieses uns so heilsame Vorrecht wird aber sodann noch auffallender, wenn man es mit der Eingeschränktheit der vielen Thierarten der heißen Zone vergleicht, z. B. der der Affen, der großen furchtbaren Katzen und anderer Raubthierarten. Diese dürfen es nämlich nicht wagen, einen geringen Erdstrich zu überschreiten, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, ihre ganze Art verlöschen zu sehen. Der Mensch zieht hingegen von Abissinien und Arabien aus bis zu dem Polarkreise nomadisch umher, und der Hund, das Schaaf, die Ziege, der Ochse, das Schwein und selbst das Pferd und der Esel folgen und erhalten ihn, ohne selbst bei dieser erstaunlichen Verschiedenheit der Klimate umzukommen, oder gänzlich zu verkrüppeln.

Endlich zeigt sich jene uns so heilsame Weisheit der Weltordnung, in der hier zum Gegenstande dienenden Rücksicht gerade in demjenigen Zustande am deutlichsten, wo wir ihrer am meisten bedürfen.

Der dritte, höhere Stand der civilisirten Menschensocietät, der ackerbauende, fruchterzielende Mensch, der nun durch anhaltenden Fleiß dem von dem Jäger und dem Nomaden vernachläßigten Boden eine unendliche Masse Nahrungsmittel abgewinnt, darf mit Ruhe und Behaglichkeit auf eine große Nachkommenschaft hinsehen. Er darf sich Millionen seines Gleichen denken, ohne ängstlich zu fragen: wird nicht der Hunger dereinst ihre anwachsende Menge tödten?

Und warum? nur allein deswegen, weil die Natur den Hauptnährungsmitteln, den mehlreichsten, also nahrhaftesten Körnern und ihren Surrogaten, jene bewundernswürdige Fähigkeit ertheilte, auf so vielen Theilen der Erde und unter so äusserst verschiedenen Klimaten auszudauern und zu gedeihen.

Wer würde es den von jedem Lüftchen gebeugten Gräsern zutrauen, daß sie fast allen Klimaten Trotz bieten dürfen! O es ist hier ein demüthigender Kontrast zwischen der Stärke des Eichbaums, zwischen der Pracht und Schönheit der Magnolie, und des bei jedem Winde zitternden unansehnlichen blühenden Kornhalms! Mag es uns lehren, wie oft der kleinste

unansehnlichste Körper am Werth des innern Gehaltes und der Dauer einem Milo oder einem Adonis weit überlegen ist.

Eben die Kornarten, die prunklosen, schwachscheinenden Gattungen des Grases, sind es also, denen der hochkultivirte Mensch sein Daseyn verdankt, durch die er gleichsam die Erlaubniß erhält, sich sorgenfrei bis ins Unendliche vermehren und gedrängt neben einander wohnen zu dürfen.

Gerade diese Grasarten begnügen sich fast mit jedem Boden und jedem Klima; ertragen die Alpen- und die Sumpfluft; gedeihen unweit Jakutzk und am Niger; nähren den weißen, rothen, braunen und schwarzen Menschen. Da, wo die mehlreichen Grasarten unsers Vaterlandes aufhören, fangen die vielen Gattungen anderer noch nahrhafterer Gräser wiederum an. Hier folgen nämlich, das türkische Korn nebst seinen Varietäten; verschiedene Arten des Reißes; ferner der Fennig (Panicum); das Rispengras (Poa); die Moorhirse (Holcus Sorghum).

Auch vergesse man nicht, es mit unter die großen Wohlthaten zu rechnen, daß die aus dem mittägigen Amerika zu uns durch den Seefahrer Drake gebrachte Kartoffel, die Ausdauer für unsere nördliche Erdhälfte besitzt. Sie steigt schon hoch nach Rußland hinauf, und dient bei dieser großen Verbreitsamkeit selbst in unsern milderen Gegenden in unfruchtbaren Jahren oftmals zu einem großen Erleichterungsmittel des Fortkommens.

Gehen wir dagegen zu der größern Summe der Nahrungsmittel und Genußarten von geringerer Nothwendigkeit, nämlich zu den die Zunge heftig reizenden Leckereien, so finden wir diese größtentheils auf kleine Theile der Erdoberfläche eingezwängt. Fast alle Gewürze gehören den heißen Theilen beider Indien. Scheint es doch, als schwängere die lothrechte Sonne die brennenden Pfefferarten, den beißenden Ingwer, die aromatische Nelke und Muskatnuß mit ihrem eigenen Strahl! Diese sind aber nicht der großen Menschenmasse der kältern Gegenden unentbehrlich; nur die kleinere Zahl der dort durch Ueppigkeit Verwöhnten, durch die Köche Abgestumpften, bedarf ihrer. Die Natur pflanzte sie genau dahin, wo beinahe Keiner ohne sie gut verdauet, nämlich in die heiße Zone. Hier genießt sie der Mensch in großer Menge; seine damit zugerichteten Gerichte und Brühen scheinen dem dort neuangekommenen Nordländer künstlich bereitetes Feuer.

Wenn aber auch die Lüsternheit des Europäers sie ihm jetzt durchaus nothwendig gemacht hat, so ließ sich die Natur hiedurch nicht bestechen. Sie war zu weise, als daß sie dem Cayennepfeffer oder der Vanille, eine gleiche Biegsamkeit, ein gleiches Vermögen, sich zu verbreiten, mit der aus eben dem Vaterlande stammenden Kartoffel sollte mitgetheilt haben. Jene

sind glebae adscripti; diese wandern fast über die ganze Erde; denn während daß die Kartoffeln die reichste Nahrung gewähren, reizen und erhitzen jene blos auf das heftigste.

Nur bei dem mildesten, schmackhaftesten und allerdings wahrhaftesten aller Gewürze, denn so darf man den Zucker wohl nennen, machte unsere sorgsame Mutter eine Ausnahme. Den Zucker vertheilte sie mit verschwenderischen Händen. Viele tausend Pflanzen fast aller Theile der Erde sind damit geschwängert, und das Talent des Menschen weiß ihn aus den Früchten, aus den Wurzeln, ja aus dem Meergrase (Tang) hervorzusuchen. Für die wenig cultivirten Nationen finden sich aber deshalb mehrere Arten der Bienen. Sie sind die allgemeinen Zuckerbereiter aller Völker; denn wo ist die Nation, welche nicht begierig den Honig genießt?

Diesen Zucker aus den so mannigfaltig gebildeten Pflanzen, worin er verborgen liegt, auf eine solche Art zu Tage zu fördern, daß dadurch zugleich das große Hauptbedürfniß der Pflanzen selbst, ihre Fortpflanzung, bewerkstelligt wurde, hiezu bot die Natur eine bisher ungeahnete, bewundernswürdigste Kunst auf.

Lange kannte man die Saftdrüsen (Nectaria) als den Sammlungsort des Honigs; lange wußte man, daß die Bienen ihn von dort holen, und in ihre Stöcke und Nester tragen. Allein was half diese Saftdrüse der Pflanze selbst? war sie nur für die Nahrung des Insekts und durch dieses für den Gaumen des Menschen? So partheiisch oder vielmehr so verwirrt ist nie die Arbeit der Natur; und große Kräuterkenner mehrerer Nationen theilten daher der Saftdrüse bald diesen, bald jenen Nutzen für die Pflanze zu. Indeß thaten diese Erklärungen nie der Sache Genüge. Nur seit Kurzem enträthselte der sinnreiche, beharrliche Beobachtungsgeist eines Deutschen das tiefliegende Geheimniß *).

Wer zweifelt jetzt noch an Linné's Geschlechtssystem, wer an der Liebe und der Hochzeitsfeier der Pflanzen?

Oftmals stehen aber auch diesen Liebenden trübe Stunden bevor. Bald sind sie weit von einander getrennt; oft bedarf es daher mehr als des Zephyrs, sie zu einander zu führen, z. B. bei dem Hopfen, bei der Dattelpalme, welches auch schon den Alten bekannt war. Oft trägt zwar ein und derselbe Stamm die männliche und weibliche Blüthe zu gleicher Zeit; aber wechselseitig reift die eine bald zu früh, bald zu spät für die andere; nur durch ein genau passendes Austauschen der Wirkung zweier solcher Blüthen von zwei verschiedenen Stämmen eben dieser Art, kann die Begattung fruchtbar ausfallen. Um dieses wichtige Geschäft zu befördern, mußten regere Hülfsmittel auftre-

*) Hr. C. K. Sprengel in Spandau. Man sehe dessen entdecktes Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen. Berlin 1793.

ten. Insekten fliegen von den männlichen Pflanzen zu den weiblichen, tragen den reifen Saamenstaub der einen Pflanze zu der mannbaren Narbe der weiblichen hinüber. Und für diesen Liebesdienst lohnt der Honig das Insekt. Begierig suchet es die süße Nahrung. Um sie in der Saftdrüse leicht finden zu lassen, hing die Natur weit zu erkennende Aushängeschilde vor dem Eingang der Honigkammer. Die am Tage sich öffnenden Blumen zierte sie deshalb nicht bloß mit den schönsten Farben, sie bezeichnete sogar dem Thiere genau den Ort des Eingangs durch ein darüber auffallend gefärbtes Mal, das Saftmal, welches sich bei einigen Pflanzen zu größerer Sicherheit bis in die Tiefe des Ganges hinabzieht. Die zu Nachts aufgehenden Blumen begabte sie hingegen mit einer sehr großen Krone oder auch mit einem sehr weit dringenden Geruch; ja sogar mit einem phosphorescirenden Lichte, gleichsam die Liebesfackel der Hero!

Auf die Art auf seine Beute hingewiesen, sucht nun das behaarte Thierchen in die Vorrathskammer einzudringen, und berührt hiebei nothwendig die Staubbeutel (Antherae); der als männlicher Saame dienende Staub (Pollen-Antherarum) bleibt an den daran streifenden Haaren hängen, das Thier raubt den Honig und eilt nachmals zu neuer ähnlichen Beute zu einer weiblichen Pflanze von eben derselben Art. Mit gleicher Emsigkeit sucht sie auch hier die Saftdrüse; die ihm in den Weg kommenden Zeugungstheile werden von ihm zurück gebogen, und bei dieser Gelegenheit streift das Insekt dann jenen befruchtenden Staub von den Haaren seines Körpers oder von seinen Füßen, an der weiblichen Narbe ab; diese nimmt ihn begierig auf und das Zeugungsgeschäft wird vollbracht.

Bei dieser wichtigen Absicht der Saft- oder Zuckerdrüse mußte dann die Natur auf das beste für deren Erhaltung sorgen. Da, wo sie der Bildung der Pflanze zufolge leicht durch Regen und Staub leiden könnte, gab sie ihr einen Dekkel. Elastisch gebauet läßt er das Insekt zu der Saftdrüse und wieder heraus gehen, und schlägt alsdann wiederum zu; hiedurch hindert er das Einfallen des Regens.

Aber die merkwürdigste Befruchtungsart durch Insekten zeigt sich an solchen Pflanzen, deren Bau keine Saftdrüse erlaubt. Das Erstaunliche der hier aufgebotenen Kunstgriffe wird es entschuldigen, wenn wir derselben hier ausführlicher gedenken.

Nimmt man zu Untersuchung solcher Pflanzen hier z. B. die gemeine Osterlucei (Aristolochia Clematitis Linn.), so findet man diese so gebauet, daß zwar die männlichen und weiblichen Zeugungstheile gemeinschaftlich innerhalb eines eingefaßten Raumes, eines Kessels eingeschlossen sind, aber daneben in einer so gearteten Trennung stehen, wodurch ihre willkühr-

liche Vermischung gänzlich gehindert wird. Zur Befruchtung sind daher Insekten nöthig, wie bei den zuvor erwähnten Pflanzen. Der Osterlucei und ähnlichen Pflanzen fehlt aber die Saftdrüse; wie lockte nun die Natur die Insekten zu dem so nothwendigen Geschäfte hin, da dieses ihnen dennoch nicht belohnt wird? Sie hinterging sie. Sie steckte hier weit sichtbare Zeichen aus, Scheinsaftmäler nennt sie Sprengel, welche die Thierchen begierig machen, den dadurch ihnen versprochenen Honig zu suchen. Hierauf lüstern, dringen sie, dem gegebenen Zeichen zufolge, durch eine enge Röhre in den Kessel, den Sitz beider Zeugungstheile der Pflanze. Dort angelangt finden sie sich getäuscht, aber auch zugleich als Gefangene eingeschlossen. Sie versuchen sofort den Rückweg; allein dieser, ein enger Kanal, ist von der Natur mit Stacheln, mit elastischen Pallisaden versehen, welche, da sie gegen den Kessel gekehrt sind, allen Ausgang verbieten. Jetzt treiben sich die kleinen Thiere, oftmals eine ganze Gesellschaft Betrogener, ängstlich im Kessel umher, reiben durch dieses Bewegen den Antherenstaub an die weibliche Narbe, und vollführen die Absicht der Natur, die Befruchtung. Kaum ist diese vollendet, so erschlaffen jene elastischen Härchen; hingewelkt haben die den Eingang verschließenden Pallisaden ihre Kraft verloren; das herausstrebende Insekt darf nun ungehindert durch sie die enge Eingangsröhre zurücksteigen, und eilt mit Freuden dem Gefängnisse zu entfliehen.

Wer erstaunt hier nicht über die folgerechten Mittel der Natur! O wenn kein Schöpfer, kein weiser Erhalter des Ganzen vorhanden ist, wenn nur eine ewige blinde Macht, ohne Anfang und ohne Ende, dem großen Rade des Universums mit eiskalten Händen den Umschwung gibt, dann sind wir Alle, der Denker und der Nichtdenker, der Weise und der Thor, der Tugendhafte und der Unedle, Alle sind wir gleich jenen Thierchen die Betrogenen. Alle dienen diesem unbegreiflichen, ewig tyrannisch gebietenden Schicksale, das unermeßliche, unerklärbare Schauspiel der Natur darzustellen, ohne auf die mindeste Rücksicht auf uns selbst dabei hoffen zu dürfen! Welche Aussicht! Wie schlägt sie jeden Trieb zum Guten, zum Edlen nieder! Wie laut weckt sie nicht den Reiz zum ausgelassensten momentanen Genusse und zum wildesten Frevel! Doch wir lenken zu erheiternden Gegenständen wiederum ein.

Bei jener allgemeinen Verbreitung des Zuckers war aber sicher nicht die Befriedigung des Gaumens der wichtigste Endzweck. Der Nutzen des Zuckers ist für die gesammte animalische Welt in vielfacher Hinsicht groß.

Der berühmte Pringle machte die Bemerkung, daß in denjenigen Ländern, in welchen der Zucker einen wesentlichen Theil der Diät ausmache, niemals die Pest gewüthet habe.

Ja Doktor Rush behauptet, daß der starke Gebrauch des Zuckers in den neuern Zeiten die bösartigen Fieber vermindert habe. Durch seine Kraft, der Fäulniß zu widerstehen, genießen wir Jahre lang die schönsten Früchte und vegetabilischen Säfte. Der Zucker bereitet auf das schmackhafteste alle Speisen, Getränke und Heilmittel. Dieses mächtige Salz ist aber nicht bloß antiseptisch, man darf es, den besten Chemikern zufolge, als den vorzüglichsten Stoff aller nährenden Substanzen und aller Weine und weinichten Flüssigkeiten ansehen. Ferner mildert es die meisten Brustbeschwerden, es ist stark auflösend; der große Franklin fühlte sich dadurch in den Steinschmerzen erleichtert.

Der Nutzen von größerer Bedeutung bleibt aber stets jene nährende, stärkende Kraft des Zuckers. Es ist allgemein bekannt, daß die Indianer des nördlichen Amerika nur allein durch ein Gemisch des Ahornzuckers mit dem Maizmehle die weitesten Reisen unternehmen, und die größten Fatiguen überstehen. In der Zuckerernte ist es auf den brittischen Inseln dem sodann am schwersten arbeitenden Neger erlaubt, den Saft des Zuckerrohrs zu genießen. Da gewährt es ein merkwürdiges, wohlthuendes Schauspiel, wie der abgehärmte, schwache, kranke Neger gleichsam völlig verjüngt, völlig zu einem andern Menschen umgeschaffen wird. Die Krankheiten weichen, er nimmt sichtlich zu, und sein Geist, sein Frohsinn wächst mit der Kraft des Körpers. Selbst die Hausthiere fühlen den wohlthätigen Einfluß des Zuckers. In dieser Zeit, wo die Ochsen, Pferde und Maulthiere bei den Zuckerarbeiten am härtesten angestrengt werden, gibt man ihnen die grünen Spitzen dieser trefflichen Pflanze, so wie auch etwas von dem abgeschäumten Zucker der Siedereien. Sie gedeihen hiedurch besser als bei jedem andern Futter bei weniger harter Arbeit. Und selbst die Schweine und das Hausgeflügel werden von dem Abfall des Zuckers gemästet.

So groß und so allgemein ist also der Werth des Zuckers für die Menschheit.

Die Gewinnung dieser Hauptstapelwaare Westindiens verdient daher unsere genauere Betrachtung.

I. Der Zucker der Colonien.

Die Grasart, welche uns den Zucker liefert (Gramina Triandria. Saccharum (officinarum) floribus paniculatis Linn.), gehört zu der Gattung mit langer außer der Krone liegender Wolle und einer zweispelzigen Krone, und unterscheidet sich durch ihre rispenförmige Blüthe und flachen Blätter. Von dem gewöhnlichen Schilfe (Arundo), welchem es dem Aeußern nach ähnlich ist, zeichnet es sich besonders leicht dadurch

aus, daß die Wolle der Blüthe hier inwendig, beim Zucker sich aber auswendig befindet, auch daß die Haut des letztern nie sehr hart ist, wie bei ersterm, und daß es endlich mit dem kostbaren süßen Safte seines Marks sehr reichlich angefüllt ist; obgleich auch das gemeine Rohr zerkauet zu Zeiten etwas Angenehmes, Aromatisches im Geschmack zeiget.

Die Wurzel des Zuckerrohrs ist dick und knotig, und breitet sich gerne nach allen Richtungen aus. Die Blätter sind lang und schmal, dabei sehr fein gezähnelt, haben in der Mitte nur eine Rippe oder Sehne. Bei guten Röhren finden sich an der Spitze nur 6 bis 8 Blätter. Der gerade aufrechttreibende Stamm des Rohrs hat mehrere Anschüsse oder Ansätze. Sie stehen vier, sechs bis zwölf Zoll weit auseinander, und treiben gewöhnlich seitwärts aus den Augen oder Knoten Blüthen. Diese fallen indeß bald ab; die Hauptblüthe, welche dem Bruce zufolge in Abyssinien Saamen trägt, der zum Fortpflanzen wirklich benutzt wird, bildet sich oben auf einem eigenen Schaft, oftmals der Top genannt. Die Größe und Stärke des Rohrs ist verschieden. Sechs bis zwölf Fuß ist nicht ungewöhnlich; doch gibt es zuweilen Stämme von zwanzig Fuß Länge, welche eben so viele Pfunde wogen. Labat sahe eins sogar von 24 Pfunden. Die schwersten sind wegen der größern Masse des darin enthaltenen Saftes die schätzbarsten.

Das reife Rohr ist von gelblicher Farbe; und hiebei muß das Mark grau seyn, ja etwas ins Bräunliche fallen und einen klebrigen Saft enthalten.

Die Alten kannten dieses Rohr. Einige finden es schon beim Jesaia (Kap. 43, 24.). Plinius führt es unter dem Namen Saccaron auf, so wie nachmals Dioscorides und Andere; und Galen, Varro, Statius und Lucan sagen ausdrücklich, es werde aus einem Rohre gepreßt. Indeß war der Gebrauch des Zuckers damals sehr eingeschränkt.

Ueber das Vaterland dieses Rohrs hegte man verschiedene Meinungen. Einige glaubten, es stamme nur aus Ostindien und andern Gegenden der heißen Theile der alten Welt. Hier war es freilich von jeher einheimisch, zeigt auch daselbst, dem Rumph zufolge, drei Varietäten. Es ist nachher in einigen der südlichsten Theile Europens eingeführt worden, und durch die Spanier und Portugiesen nach Madera, den Azoren und den Canarischen Inseln verpflanzt. Indeß ist es nicht minder gewiß, daß man das Zuckerrohr schon wildwachsend in mehreren der wärmsten Theile von Amerika vorfand. Labat hat dieß nach den gültigsten Zeugnissen dargethan.

Daß aber dieses dem Menschen unschätzbare Gewürz über alle Theile der wärmsten Erde verbreitet sey, davon geben jetzt die Inseln Australiens eine noch sprechendere Bestätigung. Schon zuvor (S. 23.) ward bemerkt, daß das Zuckerrohr

Australiens das gewöhnliche an Güte übertreffe. Nach Hrn. v. Humboldt hat das durch Capitain Bleigh von Taheite nach Westindien verpflanzte Zuckerrohr ein weit lichteres, angenehmeres Grün als das westindische, so daß man in großer Entfernung ein Feld Taheitisches Zuckerschilf von dem gemeinen unterscheidet.

Es ist, fährt er fort, saftreicher als das gemeine. Es gibt auf gleichem Flächenraum ein Drittheil Zucker mehr als die Canna creolia, deren Rohr dünner und enger gegliedert ist. Da überdieß die westindischen Inseln großen Mangel an Brennmaterialien zu leiden anfangen (auf Cuba werden die Zuckerpfannen mit Orangenholz geheizt), so ist das neue Zuckerrohr um so wichtiger, als es ein holzreicheres Rohr (bagasso) liefert.

Jetzt ist aber Westindien der Hauptsitz der Kultur des Zuckers. Sein Anbau geschieht auf folgende Weise.

Nachdem das für den Zucker bestimmte Land von allem Gesträuch und sonstigen Pflanzen auf das fleißigste gereinigt ist, theilt man es in Quadratfelder, jedes etwa von 100 Schritt; die Engländer machen ihre Felder größer. Ein jedes Feld wird sodann von neuem vermittelst Pflöcke und Schnur in kleinere Quadrate zerschnitten, jedes etwa zu $3\frac{1}{2}$ Fuß die Seite. Zwischen den großen Feldern läßt man hinreichenden Platz, oft von 18 Fuß für Karren, welche das Rohr abfahren können; die kleineren Abtheilungen haben nur enge Zwischenräume für einzelne Menschen. Viele Pflanzer lassen jetzt das Land wirklich umpflügen, um den Sklaven das Pflanzen selbst zu erleichtern. Letzteres geschieht dort niemals durch Saamen, sondern gleichsam durch Ableger oder Schößlinge, nämlich durch 15 Zoll lange Schnittlinge des Rohrs, welche jeder 6 bis 8 Augen, oder wo möglich mehr haben. Die Sklaven höhlen mit ihren Hacken reihenweise Löcher aus, welche unten 15 Zoll, oben auf aber $2\frac{1}{2}$ Fuß Weite bei 6 Zoll Tiefe halten. Hierin legen sie der Länge nach neben einander zwei solcher Schnittlinge, so daß die Augen nach oben gekehrt stehen, und bedecken sie mit etwas mehr als zwei Zoll Erde. Hat man die Schnittlinge von dem Top oder (Pfeil), dem obersten Schusse des Rohrs, genommen, so läßt man sie ein Paar Zoll aus der Erde hervorstehen. Dieses Pflanzen erfordert zwei Neger. Der erste wirft die Erde aus (löchert), der andere ihm sogleich folgende legt die Schnittlinge ein und bedeckt sie wieder mit Erde. Man rechnet es gewöhnlich ein Tagewerk für 40 Neger, einen Morgen Landes (acre) zu 43560 □ Fuß zu löchern; ist aber das Feld zuvor umgepflügt, dann geht diese Arbeit fast noch einmal so schnell von statten.

Ein dem Zuckerrohr angemessenes Erdreich muß, wenn gleich leicht oder locker, dennoch nicht mager seyn, und dabei nicht zu naß. Auf den englischen Colonien düngt man das

Land bald mit Asche, bald mit den modernden Blättern des Zuckerrohrs selbst, bald mit den Hefen bei den (nachmals zu erwähnenden) Destillirhäusern, mit Zusetzung von Kalk. Besonders wirksam aber ist der Dünger, welcher aus den wandernden Pferchen des Hornviehs, der Maulesel und Pferde gewonnen wird.

Die beste Zeit zum Pflanzen des Rohrs ist die Regenzeit; alsdann ist die Erde durchgeweicht, und die Knospen treiben sodann schon nach 8 Tagen. Indeß kann freilich die Natur des Erdreichs hierin Ausnahmen erlauben. Nach 14 Tagen zeigen sich schon die jungen Pflanzen, und sodann muß man ihnen etwas mehr von der beim Löchern ausgeworfenen Erde geben und auf das Reinigen und Jäten ganz besonders achtsam seyn. Auch muß man alle Arten von Vieh, vorzüglich die Schweine, von dem Rohre entfernen. Das Hausvieh ist überhaupt sehr lüstern nach dem Zucker, und hier geborne Hunde besitzen eine besondere Geschicklichkeit das süße Mark zu finden.

Unter die furchtbarsten Feinde desselben gehören aber die Ratzen. Da unsere Hauskatzen dort so sehr ausarten und verkommen, so hält man daher auf einigen Inseln eigne Ratzenfänger; auch bedient man sich conischgestalteter Korbfallen. Auf einigen Inseln leidet das Rohr von zwei Sorten Blattläusen (Aphis); auch von einer kleinen Raupe, der **Bohrer** genannt; und zu Zeiten werden ganze Plantagen von der Zuckerameise verwüstet. Nach Verlauf von 4 bis 5 Monaten ebnet man die gesammte Masse der aufgeworfenen Erde an die Pflanzen. Man reiniget die Felder stets sorgfältig, und nach 14 bis 18 Monaten ist, bei irgend gutem Lande und guter Witterung, das Rohr zur Ernte reif.

Wenn ein Feld von gutem Boden einmal bepflanzt ist, so bedarf es selbst innerhalb 20 Jahren keiner neuen Anpflanzung. Die alten Stämme oder Wurzeln liefern nach zehn und mehr Ernten stets neue Sprossen, **Rathun** genannt; nur muß man die etwa einzeln ausgegangenen Stämme nachpflanzen. Sehr trocknes, mageres Land verlangt aber schon nach drei Jahren völlig neu bepflanzt zu werden.

Das Zuckerrohr blühet 12 Monat nach dem Pflanzen; hiezu treibt es zuvor jenen obersten Schuß, den Top, auf den französischen Inseln Fleche genannt. Drei bis vier Monate darauf hat es gewöhnlich seine völlige Reife erlangt, wiewohl dieß sehr vom Boden abhängt. Stets ist es sicherer, mit der Ernte länger zu warten, als sich damit zu übereilen, denn im letztern Fall ist der Saft minder einträglich.

Die Ernte selbst ist noch mehr als bei uns die froheste, aber auch die sauerste Zeit. Nachdem zuvor die Pflanzung von neuem ausgejätet ist, wird das reife, gelbe Rohr mit starken krummen Gartenmessern geschnitten. Der Aufseher läßt die Neger

hiebei eine genaue Ordnung beobachten, damit ihrer nicht mehr als nöthig ist auf einmal in das Rohrfeld treten und dadurch Vieles zertreten. Zuerst schneiden sie den obersten Schuß hinweg, und hierauf fällen sie die Pflanze unten am Fuße, wo möglich, mit einem einzigen Schnitte, weil bei mehreren Schnitten die Hitze in das Rohr dringt und den Saft verzehrt.

Von dem auf diese Art niedergeschnittenen Rohr streifen nun andere Neger die Blätter ab, binden es sodann in große Bündel zusammen und führen es auf Karren mit Pferden oder Ochsen in die Zuckermühle. Mit den Blättern deckt man die Negerhütten, und der oberste Schuß, der Top, dient den Pferden und Eseln zu einem sehr nährenden Futter.

Da das Rohr bei langem Liegen sich leicht erhitzt, in Gährung tritt und sauer wird, so ist es zweckmäßig, nicht mehr auf einmal schneiden zu lassen, als man etwa binnen 24 Stunden auf der Mühle verbrauchen kann. Labat räth an, das Rohr Montags am frühesten Morgen zu schneiden, und um schneller zu arbeiten, hiebei fast alle Neger der Pflanzung zu benutzen, während daß unterdessen die Kessel der Siederei, halb mit Wasser gefüllt, geheizt werden. Auf die Weise findet der zum Sieden gepreßte Saft schon alles in Bereitschaft; denn auf ein schnelles Sieden kommt es sehr an.

Die Zuckermühlen werden bald durch den Wind, bald durch Wasser, gewöhnlicher hingegen durch Ochsen oder Pferde getrieben. Diese Roßmühlen haben auch den besondern Vortheil, daß man sie sogleich aufhalten kann. Die Hauptsache besteht in drei großen eisernen oder vielmehr mit zwei Zoll dicken, polirten Eisen belegten Cylindern, Walzen von starkem Holze (Tambours franz., Rollers engl.), etwa von 30 bis 40 Zoll Höhe und 20 bis 25 im Durchmesser. Sie treten in horizontal liegende Balken senkrecht neben einander ein. Unter ihnen ist ein Trog oder Rinne, um den ausgepreßten Saft aufzufangen. Zu Labats Zeiten, und so ist es auch wohl noch jetzt auf vielen französischen Inseln, hatten die drei Walzen gleiche Durchmesser, allein bei den neuen Mühlen der Engländer ist der mittlere, welcher bei den ganz alten Mühlen der große Cylinder hieß, jetzt der kleinste. Nach der neuesten Angabe des engl. Mechanikus Woollery, hatten die beiden Seitencylinder 19, der mittlere aber nur $15\frac{3}{4}$ Zoll im Durchmesser. Dieser mittlere Cylinder ist oben mit einem Drillinge versehen, dessen Stäbe in die Kämme der beiden Seitenwalzen eingreifen und sie auf die Weise in Bewegung setzen. Sein lothrechter Pfeiler ist sodann mit den Hebebäumen — an welchen sich die Kraft (Pferde oder Ochsen) befindet — wie bei unsern Roßmühlen verbunden.

Das Zuckerrohr, nachdem es gehörig beschnitten ist, wird von einem Neger zuerst zwischen den mittleren Cylinder, auf

den dänischen Inseln der König genannt, und den einen der Seitencylinder, dort Zuckerroller genannt, hineingesteckt. Nach dem Durchgehen und Auspressen zwischen diesen beiden Cylindern empfängt ein zweiter Neger dieses Rohr, welches nun Macas heißt, und bietet es, nachdem er es zusammen gebogen, sofort dem zweiten Seitencylinder, dem Macas-Roller, dar. Dieser quetscht den noch zurück gebliebenen Saft gänzlich aus; die ganze Masse des Safts, auf den französischen Inseln nennt man ihn Vezou, oder Rohrwein (Vin de Canne), fließt in die oben angeführte Rinne, welche ihn dann in einen großen Bottich (Bütte) leitet, von da er zum ersten Siedekessel geführt wird.

Bei der neuen englischen Mühle ist aber eine eigene mechanische Vorrichtung (the Dumb-returner), wodurch das einmal gequetschte Rohr sich von selbst dem zweiten Cylinder darbietet.

Dieses Einlegen des Rohrs ist aber für die Neger sehr gefährlich. Die starken Walzen stehen kaum einige Linien auseinander, und die Gewalt, mit welcher sie umgedreht werden, ist außerordentlich groß. Hat ein Neger das Unglück, etwas von seiner Kleidung oder die Spitze seines Fingers dazwischen zu bekommen, so läuft er Gefahr, auf das elendeste zerquetscht zu werden. Es ist bei den Wind- und Wassermühlen fast ganz unmöglich, sie sogleich aufzuhalten. Ereignet sich daher ein solches Unglück, so eilt der Aufseher mit einem sehr scharfen Beile hinzu, und hauet mit einem einzigen Hiebe dem Unglücklichen die Hand oder den Arm ab, um das Ganze zu retten. Als auf Guadeloupe eine Negerin durch Achtlosigkeit auf die Weise von dem Cylinder ergriffen wurde, eilte zwar der Aufseher sofort hinzu, um ihr die beiden Hände los zu machen, denn sie glaubte, sich mit der andern Hand zu helfen, da die rechte von der Walze gefaßt war; allein der Mann ward gleichfalls mit fortgerissen. Beide kamen auf die schrecklichste Weise zwischen den Walzen um. Ein dritter, ein Neger, versuchte die Mühle dadurch aufzuhalten, daß er eine eiserne Zange zwischen die Zähne des Räderwerks steckte, indeß man das Wasser (des oberschlächtigen Wasserrades) abzuleiten suchte; allein der eiserne Zahn zerbrach, die Zange schlupfte zwischen die Walzen und ward mit so ungeheurer Gewalt zerbrochen und von ihnen zurück geschleudert, daß eins der Stücke ihm den Kopf, ein zweites aber den Unterleib zerschmetterte. Es kamen daher drei Personen auf einmal jämmerlich um.

Hauptsächlich ereignen sich solche Unglücksfälle des Nachts. Die von der dauernden Arbeit in dieser Zeit ermatteten Neger fallen leicht beim Darreichen des Rohrs in Schlaf; man muß sie daher stets zum Singen oder Tabakrauchen ermuntern, auch selbst dazu zwingen.

Labat ist billig genug zu gestehen, daß die Arbeit dieser Erntezeit für die Neger bei weitem schwerer sey, als die Arbeit in irgend einer andern Fabrik, z. B. in den Glashütten, den großen Schmiedeessen u. dgl.

Eine nach den neuesten Angaben des Engländers Woollery eingerichtete Zuckermühle (Roßmühle) liefert in einer Stunde gegen 500 Gallons (2429 Pint. v. Paris, beinahe 8 fr. Ohm) Zuckersaft; da die gewöhnlichen höchstens in dieser Zeit 350 Gallons geben. Nimmt man auch an, daß etwa 4 Stunden von den 24 verloren gehen, so erhält man dennoch 10,000 Gallons täglich; und für die Woche, den Sonntag ausgenommen, 36 Oxhoft Zucker, jedes zu 16 Centner. Die Theile der Mühle müssen fleißig gewaschen werden, weil die Unreinigkeiten sonst den Zuckersaft leicht in Gährung bringen.

Das nun völlig ausgepreßte, zerquetschte Rohr hat für den Pflanzer dennoch sehr großen Werth. Es dient nämlich zum einzigen Brennmaterial für die Zuckersiedereien.

Die ganze Operation des Zuckersiedens zweckt darauf ab, dieses Salz von den heterogenen Theilen, welche seine Cristallisation hindern und seine Süßigkeit mindern, gereinigt darzustellen.

Des Zuckers Bestandtheile sind nach den genauesten Untersuchungen unsers Landsmanns, des Dr. Schrikel, saurer Geist, daher die Zuckersäure, ein brenzlichtes Oel, wäßrige Feuchtigkeit und kohlenartiges Residuum. Die Vorrichtungen zu dieser Reinigung des Zuckersafts (Vesou oder Vin de Canne) bestehen in den Siedereien der Colonien aus mehreren kupfernen Kesseln, in welchen der Saft durch Zusetzung von Alkalien, z. B. Kalk und andern Reinigungsmitteln geläutert wird. Vermittelst einer hölzernen Röhre rinnt der Saft in den ersten Reiniger (Clarifier), der oft bei großen Siedereien bis auf 1000 Gallons enthält. Hier wird während des Siedens schon rein gepülverter Kalk hinzugesetzt. Auf einigen Plantagen geht man gar so weit, für hundert Gallons Vesou eine Pinte Kalk zu rechnen. Der Zucker wirft nun Schaum auf, welcher die Unreinigkeiten mit sich nimmt, und wenn dieser sich in großen Blasen zeigt, so wird das Feuer ausgelöscht und der Saft bleibt eine Stunde völlig ungestört im Kessel stehen. Hierauf läßt man ihn, vermittelst eines Hebers, in das Verdampfungsgefäß, das große Kupfergefäß (Grand-copper) genannt, wo sich der Saft schon fast ganz durchsichtig zeigt.

Sodann wird der Saft von neuem gekocht und gereiniget und passirt auf ähnliche Art durch zwei andre Kochgefäße. Das letzte, welches the Theach genannt wird, verdient eine eigene Bemerkung. Hier wird nämlich die Probe durchs Gefühl (Touch, daher leitet man den Namen dieses Kessels Teach) angestellet, ob der Zucker bereits sattsam von fremden Theilen

gereinigt, jetzt ohne weiteres Kochen erkalten dürfe und sich in feinen Cristallen hinreichend granuliren werde. Die schwarzen Zuckerköche haben oftmals hierin eine solche Fertigkeit, daß sie es der Flüssigkeit durch einen darein getauchten Löffel bereits ansehen. Sicherer ists indeß, von dem warmen Safte, der dem Löffel anhängt, etwas mit dem Daumen aufzunehmen und mit dem Vorderfinger zu versuchen, ob der hiedurch zu einem Faden gezogene Saft im Erkalten bei einer geringern oder größern Länge abbricht. Ist er zu guter Muscovade hinreichend gesotten, dann bricht er bei einer Länge von ¾ Zoll.

Hat nach dieser Probe der Saft seine gehörige Consistenz und Klarheit, um keines Feuers weiter zu bedürfen, so wird er in die Kühlungsgefäße geführt. Sie sind von Holz, gegen einen Fuß tief, etwa 7 Fuß lang und 6 breit. Hier fängt der Zucker an zu granuliren, nämlich seine Cristallen von den noch flüssigen Theilen abzusondern. Nachdem die Masse ziemlich erkaltet ist, bringt man sie in das Zubereitungshaus (Curing-house), um das Flüssige, die Melasse, den Syrup, davon abtröpfeln zu lassen und den Zucker selbst in Fässer zu schlagen. Dieses Haus besteht aus einem ansehnlichen luftigen Gebäude mit einer sehr großen Cisterne oder hölzernen Auffangungsgefäße. Ueber dieser Cisterne befindet sich ein großes Rostwerk von einem starken hölzernen Gebälke.

Auf diesen Rost setzt man die leeren Fässer, worin der Zukker gelassen wird. Der Boden dieser Fässer, der auf dem Roste ruhet, ist mit 8 bis 10 Oeffnungen durchlöchert; in jede derselben wird ein Zuckerrohr oder auch ein Platanenblatt gesteckt, und zwar senkrecht stehend. Das obere Ende der Fässer ist völlig ohne Boden, um die Flüssigkeit hinein zu schütten. Werden auf die Art die Fässer angefüllt, so träufelt die nicht cristallisirte Flüssigkeit neben dem Blatte und durch die schwammige Materie der Röhre hindurch in die große Cisterne. Nach drei Wochen sondert sich auf diese Weise bei mäßiger Wärme der schlechtere flüssige Theil, die Melasse, ab; der Zucker, die Muscovade, oder der rohe Zucker, von Einigen schon Farinzucker, auf den dänischen Inseln der Thomaszukker, genannt, bleibt zurück und wird, sobald er völlig trocken ist, zum Versenden verpacket.

Unter dieser Muscovade zeigen sich schon verschiedene Sorten, je nachdem der Zuckerkoch geschickter und fleißiger beim Schäumen und Reinigen zu Werke ging; je nachdem das Rohr selbst reifer oder von gutem oder schlechtem Boden war. Daher auch die Farbe selbst bald dunkler, bald heller. Guter Farinzucker kann ⅔ weißen Zucker geben; andrer hingegen wird gänzlich in Syrup verwandelt.

Wie aus dem rohen Zucker nun theils auf den Inseln selbst, vornehmlich aber in Europa von unsern Zuckerbäckern alle

übrige Sorten Zucker durch Läutern hervorgehen, gehört hier nicht her. Selbst dieser rohe Zucker, was kostet er nicht schon für Menschen, für Schweiß, ja für Blut!

Die Melasse bleibt indeß nichts weniger als ungenutzt. Durch Gährung und durchs Destilliren erhält man hieraus den Rum oder Zuckerbranntewein. Hiezu werden in Jamaica genommen: 1) Melasse, 2) der Zuckerschaum beim Kochen, 3) der Bodensatz, das Sediment des gekochten Zuckers, und 4) Wasser. Auf einigen Inseln jedes zu einem Drittel.

Der gute Rum (proof spirit), Rum, der die Probe ausält, erfordert eine doppelte Destillation. Der ganz frische Rum wird wegen seiner Schädlichkeit Killdevil, Mordteufel (Guildevil im Fr.) genannt; nach einem Jahre verliert sich diese Schädlichkeit.

Die Kosten und der Gewinn einer solchen Zuckerplantage weichen freilich nach den verschiedenen Inseln selbst etwas von einander ab; mehr noch sind sie durch die Zeit von einander verschieden worden. Labat gab im Jahre 1696 darüber folgende Anschläge. Eine Zuckerplantage, eigentlich die dazu gehörende Siederei, welche eine Wassermühle hat und sechs Kessel, könne binnen 8 Monaten, wo die stärkste Arbeit der Ernte und des Siedens ist, an Zucker und Zuckerspiritus gegen 45,000 Livres an Werth gewinnen.

Den Unterhalt der 120 dazu nöthigen Neger und Gehalt der Aufseher rechnet er nur auf 6610 Livres, so daß ein Ueberschuß von mehr als 38,000 Livres.

Nach der Angabe der speciellen Zuckersiederei eines Herrn Hovel de Garenes, welche nebst einer Wassermühle mit 7 Kesseln siedete, und nur etwa 400 tausend Liv. werth war, wurden hiedurch jährlich über 30 tausend Thaler gewonnen. Es war also hienach das Kapital fast auf 25 prCt. genutzt.

Bei der ersten Rechnung ist der ganze Werth des Kapitals gar nicht bestimmt. Bei beiden Rechnungen ist aber auch raffinirter Zucker mit in Rechnung gebracht. Die Preise haben sich aber seit einem Jahrhunderte sehr geändert, die Concurrenz ist viel größer geworden, aber freilich auch auf der andern Seite ist der Preis des Zuckers und der Verbrauch desselben außerordentlich gewachsen.

Indeß bringen dennoch B. Edwards bestimmtere und genauere Angaben einen weit geringeren Gewinn für die jetzigen Zeiten heraus, wie man sich durch das Folgende überzeugen wird.

Auf Jamaica kostet eine Anlage von 600 Morgen Landes (acre) auszubrechen, zu reinigen, mit Zuckerrohr zu bepflanzen und mit Befriedigung einzufassen 10071 Pf. Sterling.

Die Kosten zu der Zuckerfabrik (Plantage und Siederei) belaufen sich auf 5000 Pf. Sterling. 250 Neger, 80 Ochsen

und 60 Maulthiere kosten 14557 Pf. Sterl. Diese drei Hauptartikel, oder das auszulegende Kapital gäbe schon mehr als 30,000 Pfund Sterling, wofür er indeß nur letztere Summe angibt.

Der Gewinn einer solchen Plantage beträgt 200 Oxhoft Zucker, 130 Puncheons Rum (jede von 110 Gallons); der Werth hievon war 1791 in London:

200 Oxhoft Zucker zu 15 Pf. Sterl. . .	3000 Pf. Sterl.
130 Puncheons Rum zu 10 Pf. St. . .	1300 Pf. Sterl.
	4300 Pf. Sterl.

Auf die Art betrüge dieß über 14 pCt. Gewinn. Nun rechnen Viele, daß die jährlichen Erhaltungskosten der Neger, Thiere, Gebäude, Abgaben u. s. w. zusammen dem Werth des verkauften Rums gleich kämen. Hiernach blieben dennoch stets jene 3000 Pf. St., mithin 10 pCt. Gewinn zurück. Allein B. Edwards zeigt, daß nur allein jährlich die Ernährungs- und Kleidungskosten der Neger, und die Gebäude und Maschinen auf 850 Pf. Sterl. betragen; ferner die Abgaben, die Krankheiten der Neger, die Gehalte des Wundarztes, der Aufseher, der Schmiede und sonstigen Handwerker; die zuzukaufenden Thiere u. dgl. sich überdieß noch auf 1300 Pfund belaufen. Hiedurch zusammen genommen steigen die Ausgaben auf 2150 Pf. Sterling; die Interessen des Kapitals betrügen nur 50 Pf. St. über 7 pCt. Ohne hier den jährlichen Ersatz der Neger selbst und ohne den Verlust zu rechnen, den der Pflanzer leidet, wenn er nicht selbst an Ort und Stelle ist und daher 6 pCt. an den Agenten für den Zucker und Rum zahlt, so muß man bedenken, wie vielen Unglücksfällen die Zuckerernten ausgesetzt sind. Die Orkane, der Wurm und das Feuer vernichten häufig die schönsten Hoffnungen. Das Rohr geräth sehr leicht in Brand und brennt schnell; ein vom Blitze getroffener, nahe stehender Baum, oder sonst ein zufällig hineinfliegender Funke, verheert sehr oft die ganze Ernte. Auf die Art findet Edwards, daß ein Stück Land in Europa, welches sicher $3\frac{1}{2}$ pCt. einträgt, einer Zuckerpflanzung vorzuziehen sey. Freilich hat diese Berechnung einen Pflanzer von Jamaica selbst zum Verfasser; auch ist hiebei nicht auf den Mißwachs, Hagelschlag u. dgl. bei europäischem Ackerlande gerechnet.

Wie groß der Betrag des Zuckers der Inseln, oder wenigstens einiger der vornehmsten derselben sey, wird sich beim Schlusse der Uebersicht ihrer Hauptstapelwaaren finden.

II. Die Baumwolle.

Bekanntlich gibt es in ein und derselben Klasse (Monadelphia Polyandria Linn.) zwei gänzlich verschiedene Geschlechter von Pflanzen, welche uns die Baumwolle liefern. Das

erste ist der Bombax Linn., wovon fast alle Arten sehr beträchtliche Bäume ausmachen, und beiden Indien gemein sind. Das zweite Gewächs, und davon ist hier die Rede, ist vielmehr eine ansehnliche Staude als ein Baum zu nennen. Von dieser Baumwolle (Gossypium Linn.) zählen die Botaniker über 5 Arten. Sie gedeihen mit einander nur in dem warmen Erdstrich; doch hat das südliche Europa schon ein Paar Sorten Baumwolle. Diejenige Art, welche hauptsächlich auf den Inseln Westindiens gezogen wird, ist die zottige Baumwolle (Gossypium hirsutum Linn.). Sie trägt fünflappige Blätter unten mit einer Drüse versehen, haarige Zweige und Blattstiele. Die schöne aber geruchlose Blume ist aus fünf schwefelgelblichen Blättern zusammen gesetzt und an der Basis mit einem purpurfarbenen Flecke geziert. Die ovale Frucht hat die Größe eines kleinen Hühnereies. Wenn sie sich öffnet, zeigt sich die Baumwolle, in deren Mitte die Körner in drei oder vier Abtheilungen eingehüllt liegen. Der Saame ist schwarz; doch gibt es eine andere Art derselben mit grünlichen Körnern. Diese letztere liefert eine zärtere Wolle, nur ist sie nicht bequem von den Körnern abzusondern und wird daher weniger gebauet.

Das Gesträuch erreicht eine Höhe von 6 bis 8 Fuß.

Auch diese Baumwollenart zeigt mehrere Varietäten. B. Edwards zählt davon fünf; hierunter eine mit röthlich gelblicher Wolle, wegen der Farbe Nankingwolle genannt; sie wird aber nicht so häufig genutzt als die weiße.

Die Baumwollenzucht gewährt den Vortheil, daß der Strauch selbst sich mit dem dürresten und steinigen Erdreich begnüget; nur darf dieß nicht schon zuvor durch anderweitigen Anbau erschöpft seyn.

Das Land zum Anbau verlangt nichts weiter als Reinigung von andern Pflanzen. Man macht in regelmäßigen Reihen, 5 bis 6 Fuß von einander, Löcher, welche 4 Fuß unter einander abstehen. In jedes derselben legt man mehrere Baumwollenkörner. Nach 14 Tagen laufen diese auf, und sodann zieht man einige der überflüssigen Pflänzchen bis auf zwei oder drei heraus. Schon eine einzige würde hinreichend seyn, wenn man nicht den Wurmfraß so sehr befürchten müßte. Nach drei Monaten werden die Pflanzungen abermals gejätet und die nun in die Höhe geschossenen Bäumchen ausgehauen und gekappt. Hiedurch verliert man nichts an der Menge der Baumwolle, gewinnt aber durch die geringere Höhe an Bequemlichkeit sie zu sammeln.

Nach fünf Monaten fängt die Blüthe an ihre schöne gelbe Blume zu zeigen, und acht Wochen darauf ist die Schote geöffnet. Man sammlet die Wolle mit ihrem Saamen und führt sie zu der Absonderungsmaschine.

Diese Maschine ist sehr einfach, kostet auch daher nur gegen

3 Guineen. Zwei runde Stäbe oder vielmehr sehr dünne Cylinder von sehr hartem Holze, aber 18 Fuß Länge, sind zwei Linien tief ausgekehlt (cannelirt). Sie sind sehr enge mit einander verbunden. Ein Getriebe, welches wie eine Drechselbank mit dem Fuße in Bewegung gesetzt wird, bringt sie in Umlauf. Man bietet die Baumwolle diesen Cylindern dar; sie fassen in den langen Hohlkehlen die Wolle; die Saamenkörner gehen wegen ihrer Größe nicht hindurch, sondern sich davon ab und fallen zu Boden. Nachmals wird diese Wolle durch Menschenhände von trocknen Blättern oder zerbrochenem Saamen gereinigt, und alsdann, auf den brittischen Inseln in Beuteln zu 200 Pfund, zum Verkauf verpackt.

Die beste, feinste Wolle ist die der holländisch amerikanischen Besitzungen; sie gilt 2 Sch. 1 d. das Pfund (etwa 17 ggr.), dann folgt die von Cayenne und St. Domingo und zuletzt die von Jamaica, zu 1 Sch. 7 d.

Der Rechnung des B. Edwards zufolge erfordert die Anlage einer Baumwollen-Plantage:

1) Für 50 Morgen Land (acre) anzubauen	520 Pfund dort. Währ.
Hievon werden nur 25 jedesmal bebauet, damit man im Stande sey, mit dem Lande zu wechseln.	
2) 25 Morgen zu reinigen, zu bepflanzen, zu befriedigen . .	175 —
3) 12 dazu nothwendige Neger .	840 —
	1265 —
4) Sechs pCt. hievon	75 — 18
5) Unterhalt ꝛc. der Neger . .	120 —
	1460 — 18

In englischem Gelde 1040 Pf. Sterling.

In guten Jahren war der Ertrag auf den Inseln 112 Pf. Baumwolle auf den Morgen Land. Rechnet man 100 Pf. im Durchschnitt, jedesmal nur 1 Sch. 3 d., so gäben hienach die 25 Morgen 175 Pf. Sterl. Für Taxen und andere Ausgaben etwa 25 hievon abgezogen, blieben daher etwa 150 Pfund Sterl., also über 14 pCt. vom Kapital.

Daher haben denn die Franzosen und Holländer wegen ihrer feineren Wolle so beträchtliche Vortheile von ihren Plantagen. Die Feinheit, oder vielmehr die Zähigkeit der holländischen Baumwolle von Demerary im südl. Amerika ist aber so erstaunlich groß, daß ein einziges Pfund davon sich durch die englischen Maschinen zu einem Faden von 169 englischen, also etwa 34 deutschen Meilen, Länge spinnen ließ. Die Nachfrage muß auch fast unangeblich groß seyn, wenn man weiß, daß allein in England 350,000 Menschen von der Baumwolle leben.

Der Werth der hiezu in England verbrauchten Baumwolle ist in den letzten Zeiten zu einer außerordentlichen Höhe gestiegen. Im Jahre 1784 wurden 11,280338 Pfund Baumwolle verarbeitet; man rechnete sie fast auf 4 Millionen (3,950,000) Pf. Sterl. an Werth. 1787 hatte sich dieß bis zu 22 600000 Pf. Baumwolle, 7,500000 Pf. Sterl. in Gelde erhöhet, 1796 aber schon zu 31,228000 Pf. und 1799 gar bis auf 35,689000 Pf. Wolle, im Gelde zu 9,500000 Pf. Sterl. oder etwa sieben und funfzig Millionen Thaler!

Die westindischen Etablissements lieferten von der 1787 verarbeiteten Baumwolle allein 12,600000 Pfund Wolle, wovon den brittischen Colonien 6,600000 gehörten. Das Pfund zu 1 Sch. 3 d. gerechnet, betrüge dieß eine Summe von 412500 Pf. Sterling.

III. Der Indigo.

Die Pflanzen, welche diese schöne blaue Farbe liefern, denn man erhält sie aus mehreren Arten, aus der Klasse der zweibrüdrigen zehnmännigen (Diadelphia decandria), machen nach dem Linné ein eigenes Geschlecht, Indigofera genannt. Die Blume hat einen offenen fünfzähnigen Kelch, eine schmetterlingsförmige Krone. Das Schiffchen derselben ist mit einem weiten pfriemenförmigen Sporn versehen.

Die uns bekannten Arten des Indigo gehören alle der heißen Zone. Unter ihnen ist besonders der gemeine Indig mit gefiederten Blättern, kurzen Blumentrauben und umgekehrten eirunden Blättlein (Indigofera tinctoria L., bei den Franzosen Indigo franc), für die Colonien der wichtigste, obgleich der Anil (Indigofera Anil L.) und der zweisaamige Indigo (Indigofera disperma L., der Guatimala Indigo) und der wilde oder silberfarbige Indigo (Indigof. argentea L.) gleichfalls sehr gute Farbe liefern. Der gemeine wird wegen seines reichen Ertrags vorgezogen; an Schönheit steht indeß seine Farbe dem Guatimala Indig nach.

Auch dieses Produkt hält man mit Unrecht für ein der alten Welt ursprünglich eigenes Produkt. Columbus fand den auf St. Domingo wildwachsenden Indigo schon vor; auch war er in Mexico einheimisch. Jetzt hat man ihn durch ganz Westindien verbreitet, und Edwards glaubt aus seinen langen Wurzeln und seinem Fortkommen in dem dürresten Erdreiche, daß er selbst in dem für jede andere Pflanzung zu schlechten Boden gedeihen werde, obgleich ein gutes Erdreich den besten Indigo gibt.

Die Anpflanzung ist übrigens nicht schwer. Ist der Boden gehörig gereinigt und aufgelockert, so zieht man etwa einen Fuß weit aus einander Furchen von etwa 3 Zoll Tiefe. Hierin wird der Saame aus der Hand gesäet und die Erde wiederum

darüber geworfen. Vom März angerechnet steht die Pflanze in drei Monaten in Vollkommenheit, und wird im August geschnitten. In einem guten Erdreich erreicht die Pflanze drei Fuß Höhe, in schlechtem etwa die Hälfte. In Westindien erhält man von ein und derselben Wurzel zu Zeiten drei Ernten, in den nordamerikanischen Freistaaten hingegen höchstens zwei.

So trefflich der Indigo nun auch unter den Wendekreisen gedeihet, so hat er hier dafür auch seinen Hauptfeind. Eine Fliegenlarve oder Wurm vereitelt oftmals die schönsten Hoffnungen der Pflanzer. Man kann diesem Unfalle nur dadurch zuvorkommen, daß man jährlich mit dem Lande wechselt.

Der Prozeß, die Farbe zu erhalten, ist höchst einfach; und die ganze Vorrichtung besteht aus zwei großen hölzernen Gefäßen (Küpen), welche eins über dem andern so gestellt sind, daß das unterste das aus dem obersten Fließende bequem auffängt. Nachdem die Indigopflanze einige Zoll hoch über der Erde mit der Sichel abgeschnitten ist, legt man sie schicht- oder auch bundweise in die oberste, gegen den Boden mit einem Hahn versehene, große Küpe, die Gährungsküpe (the steeper) genannt, etwa bis zu ¾ ihrer Höhe. Man bedeckt sodann den Indigo mit Brettern, welche mit sehr schwerem Gewichte belastet, niedergedrückt werden, und gießt 4 bis 5 Zoll hoch Wasser darüber. Andere Indigobereiter versehen die Gährungsküpe mit einem zu verschließenden Deckel. In dieser Lage läßt man alles zur Gährung, welche bald mit so vieler Heftigkeit anfängt, daß sie die Deckel hebt, ja zuweilen sprengt.

Alles kommt sodann darauf an, genau den Zeitpunkt zu bestimmen, wann die Gährung gerade ihre nutzbarste Höhe erreicht hat. Man nimmt auf den Inseln an, daß dieß geschehen sey, wenn die Flüssigkeit, welche aus einer eigenen hiezu gemachten Oeffnung an dem sie nicht völlig verschließenden Pflock herabträufelt, gänzlich bis zu dem Pflocke hinauf, von der grünen Farbe in eine kupferrothe übergeht. Gewöhnlich bedarf dieß eine Zeit von zehn oder mehreren Stunden. Zeigt sich beim Herausträufeln aus jener Oeffnung ein saurer Geruch, dann muß die Masse sofort durch Oeffnung des Hahns in das darunter stehende große hölzerne Gefäß, die Rührküpe genannt (Battery), gelassen, und ihr zugleich eine hinreichende Quantität Kalkwasser zugesetzt werden, welche jene Säure benimmt. Ist die nun grün gefärbte Flüssigkeit in den untern Kübel, die Rührküpe, gelassen, so wird sie hier bei Einigen durch Menschenhände, auf Jamaica aber vermittelst einer Maschine scharf in Bewegung gesetzt und gerührt. Breite Hölzer werden durch ein Getriebe stets umher bewegt, und dieß alles durch ein Maulthier, wie bei einem Pferdegöpel getrieben. Hiedurch wird die Fäulniß verhütet, und die färbenden Theile setzen sich erst in losen, dann in dichten purpurfarbenen

Flocken oder Klumpen an einander; nur die letzte Farbe zeigt den richtigen Grad dieser Operation. Hierauf läßt man die Masse völlig in Ruhe, wodurch sich sodann der fertige Indigo zu Boden setzt, und das Wasser davon, bei einigen in eine dritte Bütte, abgelassen wird. Der Indigo wird hierauf in lange Beutel gethan, um abzuträufeln, und sobald er trocken ist, in kleine hölzerne Kästchen zu drittehalb Zoll gelegt.

Auf Jamaica und St. Domingo ist der Gewinn aller jährlichen Ernten von einem Morgen Landes (acre) an Indigo der mittlern Güte oder zweiten Sorte, gegen 300 Pfund. Vier Neger sind im Stande 5 Morgen zu besorgen, und noch überdieß durch Nebenarbeit ihren Unterhalt und ihre Kleidung wieder zu verdienen. Der Vortheil wäre mithin sehr groß. Denn die 300 Pfund, jedes nur zu 4 Schilling (etwa 2 Gulden) genommen, gäben dennoch für 20 Morgen Landes 1200 Pf. St. Hiezu wären nur 16 Neger und ein äußerst geringes Capital für Land und Gebäude nothwendig.

Die glänzenden Nachrichten von dem leicht zu erwerbenden großen Gewinn der Indigopflanzer scheinen also nichts weniger als übertrieben zu seyn. Indeß zeigt sich dieß bei genauer Untersuchung ganz anders. Edwards sahe während seines achtzehnjährigen Aufenthalts in Westindien fast keinen einzigen Indigopflanzer in die Höhe kommen. Die meisten derselben mußten ihre Pflanzungen aufgeben. Eine der Hauptursachen hievon war freilich die außerordentlich hohe Taxe, welche die englische Regierung auf den Indigo gegen ihr eigenes Interesse gelegt hat; denn deßhalb muß England von den anderthalb Millionen Pfund Indigo, welche seine Fabriken verbrauchen, $\frac{2}{3}$ mit baarem Gelde dem Auslande bezahlen.

Die übrigen Ursachen, warum diese Pflanzungen so häufig mißlingen, sind folgende: Einmal ist der bei der Gährung des Indigo sich entwickelnde Dunst eine höchst bösartige Gasart. Diese tödtet binnen kurzem die Neger, wenn sie nicht mit der äußersten Sorgsamkeit sich ihr zu entziehen suchen, und selbst dann ist es nur selten ganz zu verhüten. Ferner richtet der Wurmfraß viele Pflanzungen zu Grunde. Drittens ist die Witterung sehr oft zuwider. Zu diesen Hindernissen gesellt sich endlich die Unkunde oder das Schwankende in der richtigen Beurtheilung der genau passenden Zeit für die Gährung; denn das mindeste Versehen bringt wenigstens einen Indig von schlechterer Farbe hervor.

Der Werth des von den Inseln überhaupt erzielten Indigo wird weiter unten angezeigt werden.

IV. Der Kaffee.

Es ist sehr traurig für Europa, daß dieses völlig nahrungslose Naturprodukt sich noch mehr als sein schädlicheres Ge-

schwister, der Thee, selbst der geringern Volksklasse zu bemeistern gewußt hat. Der Schmidt, der Zimmermeister, der Soldat, der Tagelöhner, der Hausknecht, die Viehmagd, ja sogar ein sehr großer Theil der Landleute, kurz alle Klassen, welche nach starkem Aufwande körperlicher Kräfte starken Ersatz derselben verlangen, welche diesen ehemals in den durch Gährung flüssig gemachten Theilen des Korns, in dem Biere fanden, diese gewöhnen sich an ein erschlaffendes, momentan nur durch die Ingredienzien den Gaumen kitzelndes Gewürz, den Kaffee. Ganze Menschenracen solche verschlechternde Diät annehmen zu sehen, gewährt eine traurige Perspective, und es gehört unerlaßlich zu einem der Hauptgegenstände der Polizei, hierüber mit Eifer und Sachkunde zu wachen; nicht zuzugeben, daß die gegenwärtige und die kommende Generation durch Achtlosigkeit neuen Heeren von Krankheiten, und eben daher neuen Heeren von Arzneimitteln und von Quacksalbern auf das traurigste zur Beute werde. Man werfe nur, um diese Aeußerungen unserm Zustande angemessen zu finden, einen Blick auf den jetzigen Zustand der Krankheiten. Da, wo sich vormals heftige hitzige Fieber zeigten, die ein geschickter Arzt oftmals durch ein Paar zweckmäßig angebrachte Aderlässe hob, da schleichen jetzt Nervenfieber, Gicht, Epilepsie, Krampfsucht und alle der Erschlaffung größtentheils ihr Daseyn verdankende Uebel umher. Diese Krankheiten dauern nicht nur viel länger, sie erschöpfen den Körper viel anhaltender und bringen nothwendig eine schlaffere, weichlichere, kränklichere Nachkommenschaft hervor.

Wäre es auch ungerecht, dieß Alles dem Kaffee allein zuschreiben zu wollen, so hat man unläugbar ihm und seinen schlechten Surrogaten, den Cichorien, den Erdmandeln, dem Buch- und Kornkaffee, und wer weiß wie vielen andern Arten, die unselige Einführung der unermeßlichen Masse warmer, erschlaffender Getränke zuzuschreiben, die unser täglich höher aufgeklärtes und täglich an Körper und Geist erbärmlicher und principloser werdendes Geschlecht zu seinem heutigen durchsichtigen, der Auflösung sich nähernden Zustande mit beschleunigter Bewegung hinführt.

Einen der Haupturheber dieser Zerstörung, den Kaffee, etwas genauer kennen zu lernen, kann daher dem größeren Publikum nicht gleichgültig seyn, besonders da er zu den großen Stapelwaaren Westindiens gehört.

Der Baum, welcher den Kaffee trägt, macht in der Klasse der fünfmännigen einweibigen (Pentandria Monogynia L.) ein Geschlecht aus, welches nur zwei Arten enthält. Nur diejenige aus Arabien stammende Art mit fünfspaltiger Blume und zweispaltiger Beere (Coffea floribus quinquefidis dispermis L.) gibt unsern Kaffee.

Der Baum steigt gerade auf, und erreicht die Höhe von

etwa 18 Fuß, bei 15 und mehreren Zollen im Umkreise. Er gleicht etwa unserm 8 bis 10jährigen Apfelbaume. In den Pflanzungen läßt man ihn, um das Einsammeln der Bohnen zu erleichtern, diese Höhe nicht erreichen. Seine Rinde ist weißlich; die Zweige stehen einander gegenüber und laufen pyramidenweise in die Höhe; die untern sind einfach, die obern theilen sich in mehrere. Das Blatt von etwa vier Zoll Größe gleicht dem Citronenblatte, nur ist es minder dick. Zwischen ihren Wurzeln und den Zweigen treten die weißen Blumen hervor, und füllen die Luft mit balsamischem Dufte. Ihnen folgt eine grüne Beere, die bald darauf roth und endlich bei ihrer Reife braunroth wird. Sie enthält innerhalb ihres kirschenähnlichen Schlauches oder ihrer Beere zwei an einander liegende halb erhabene Kerne, die Kaffeebohne, welche noch ein eigenes zartes, papier- oder pergamentartiges Häutchen einschließt.

Den Kaffee verdankt man Arabien; jedoch soll man ihn nachmals auch auf der Insel Bourbon wildwachsend angetroffen haben; und die Araber selbst behaupteten gegen Niebuhr, daß sie ihn ursprünglich aus Abyssinien hätten. Von Arabien aus brachten ihn die Holländer 1690 nach Java, und bald darauf nach Ceylon. Nach ihren Besitzungen auf dem festen Lande von Südamerika, Suriname, brachte sie 1718 ein Deutscher, Namens Hansbach. Der Lieutenant des Königs (Lieutenant du Roi) auf Cayenne, de la Mothe Aigron, wußte sich, aller Vorsicht der Holländer ungeachtet, ein Pfund Kaffeebohnen in ihren Beeren zu verschaffen, und pflanzte diese 1722 mit dem glücklichsten Fortgange in dieser Colonie an. Zwei Jahre früher soll indeß ein anderer Franzose, Namens Clieux, sich ein kleines Bäumchen zu verschaffen gewußt haben. Er segelte damit nach Westindien; als aber auf dem Schiffe Wassermangel entstand, theilte er seine geringe Portion dennoch stets mit seinem Zöglinge, dem kleinen Kaffeebaume. Er brachte ihn glücklich nach Martinique, und sein Patriotismus ward so sehr belohnt, daß Martinique schon 1756 achtzehn Millionen Pfund Kaffee ausführte.

Jetzt ist er auf den westindischen Inseln einheimisch, und für diese Inseln von eben so erstaunlichem Werth, als für Europa kostspielig.

Die Methode, ihn dort zu erzielen, ist im Ganzen folgende. Man wählt irgend einen Boden, der nur nicht gerade aus zu fettem harten Thone oder aus zu heißem Mergel besteht, und theilt ihn nach 8 Quadratfußen ein, so daß ein Morgen Landes 680 Bäume enthalten könne, und jeder Baum in gerader Richtung 8 Fuß einer von dem andern absteht. In den holländischen Pflanzungen gibt man ihnen 10 Fuß. Eine Pflanzung enthält dort gewöhnlich 2000 Bäume. Kann man junge Pflanzen bekommen, so zieht man diese dem Saamen vor.

Man nimmt die erstern, welche man von 2 Fuß Höhe wählt, sorgfältig mit der Wurzel aus, läßt ihnen aber nur etwa 10 Zoll Länge. Die Löcher, worin man sie einsetzt, müssen groß genug seyn, um sie völlig mit den Wurzeln aufzunehmen. Sollten in der Folge die Pflanzen zu reichlich Zweige treiben, so werden sie ausgeschnitten, damit der Durchzug der Luft nicht gehindert werde; oder man nimmt wohl gar ganze Stämme wiederum hinweg. Im dritten Jahre, wo die Bäume gegen 6 Fuß Höhe zu erreichen und schon zu tragen pflegen, werden sie gekappt; im sechsten erreichen sie ihre Vollkommenheit und dauern 30 Jahr.

Man hat gewöhnlich zwei Ernten; der Baum hat nämlich zu jeder Jahrszeit Blüthen und Früchte. Andere ernten, d. h. sammeln die Früchte, dreimal im Jahre, im Frühlinge, im Sommer und im Herbste; die reichlichste Ernte fällt indeß im Frühlinge.

In einem reichen Erdreiche gibt es einzelne Bäume, welche 6, ja 8 Pfund getrocknete Bohnen bringen; allein im Durchschnitt ist 1¼ Pf. schon eine gute Ausbeute; von einem Morgen Landes kann man aber überhaupt 750 Pf. rechnen.

Die Ernte, d. h. das Einsammlen der Früchte ist nun ein sehr wichtiger Gegenstand. In Arabien schüttelt man die reifen Früchte von den Bäumen herab, wie bei uns das Obst; unter den Bäumen sind Tücher ausgebreitet, welche sie auffangen. Die Beeren werden sodann auf Matten der Sonne ausgesetzt, bis sie völlig getrocknet sind. Dieß erfordert bei der fleischigen Beere eine beträchtliche Zeit. Um die Bohnen von den Schalen, dem getrockneten Fleische, zu sondern, sagt Miron, der sich lange in Arabien aufgehalten hat, bedienen sich die Araber Handmühlen mit gefurchten Mühlsteinen, wovon der untere convex, der obere concav und mit einer hölzernen Handhabe versehen ist. Durch das Loch in der Mitte des obern Steines werden zuerst mehrere kleine Steine, etwa halb so groß als eine Kaffeebohne, zwischen die Steine geworfen; daher rühren die Steinchen der unausgelesenen Levantebohnen. Sie verhüten das gänzliche Zerpressen des Kaffees. Nachmals läßt man die Früchte selbst in diese Oeffnung laufen, da sich denn durch das Umdrehen die Schalen absondern. Ein Araber kann täglich hiedurch 90 Pfund Bohnen aushülsen. Diese Methode ist sehr einfach, und ist daher Ursache, daß der Kaffee der Levante seinen völligen Geschmack behält. Die abgehülseten trocknen Schalen werden dort gleichfalls gekocht, und dieß soll den Kaffee à la Sultane geben. Man treibt einen beträchtlichen Handel damit, und es gibt auch in Arabien Kaffeebohnen und Schalen von vielerlei Güte und Preise. Wie denn, dem Niebuhr zufolge, der Kaffee der gebirgigen Yemen-

schen Provinzen Kusma und Dsiebi der vorzüglichste in Arabien ist.

In Westindien ist hingegen die Behandlung der reifen Kaffeefrucht umständlicher, zusammengesetzter. Die Neger pflücken die rothbraunen reifen Früchte in Körbe; jeder muß bei Strafe derber Züchtigung dem Aufseher der Pflanzung den vollen Korb darbringen. Diese Beeren oder Kirschen breitet man an der Sonne auf drei Wochen zum Trocknen hin, da denn nachmals die Bohnen auf der Mühle oder auch durch Stampfen in hölzernen Mörsern von ihrem Fleische oder von der Schale gesondert werden. Gewöhnlich aber bringt man die Beeren sofort auf eine eigene Mühle (the pulping-mill), die hauptsächlich aus einer horizontal ausgekehlten Walze besteht, um die Schale abzuquetschen. Sie wird durch ein Getriebe von einem Neger bewegt, und hat oben eine Art Trog oder schiefliegenden Trichter, aus welchem die Kaffeekirschen stets auf die Walze hinabgleiten. Bei dieser letzten, freilich bequemeren Methode, soll aber die Bohne nicht völlig den feinen Geschmack behalten. Die bläuliche Farbe unsrer Kaffeebohnen, obgleich sie von Einigen gesucht wird, soll ein Beweis dieser geringen Sorgfalt seyn.

Die zweite Operation, das Aushülsen der Bohne, nämlich die Absonderung der feinen pergamentartigen Hülle, ist gleichfalls die Arbeit einer Mühle. Diese größere Maschine, die Mahlmühle (Grinding-mill), besteht aus vier schweren Walzen, welche sich an einer horizontalstehenden Axe drehen. Zwischen den Walzen läßt man die Bohnen hinablaufen, das Ganze wird aber nicht von Menschen, sondern gleich unsern Roßmühlen, von Maulthieren getrieben. Sind die Hülsen auf die Art von den Bohnen gelöset, dann bedarf es nur nochmals der Schwinge, um die dünne Haut gänzlich davon zu sondern.

Diese vielartige Sorgfalt muß dennoch durch eine letztere vermehrt werden. Da nämlich der Kaffee sehr leicht irgend einen Geschmack an sich nimmt, so kommt es beim Verpacken und Verschiffen sehr auf die ihm zunächst liegenden Waaren oder Sachen an. Rum, oder noch mehr Pfeffer, welche den Kaffeeballen im Schiffe sehr nahe lagen, verdarben eine ganze Ladung Kaffee. Hieraus läßt es sich abnehmen, woher oftmals ein so großer Unterschied bei einer und derselben Art Bohnen rühren mag, und wie precär Vieles bei diesem Handel bleiben kann.

Eine Kaffee-Plantage erfordert viele Gebäude und hundert Neger; Stedman hat davon eine Zeichnung gegeben, B. Edwards aber durch Rechnung gezeigt, daß der Gewinn dennoch sicherer und größer als der von dem Anbaue irgend einer der vorher benannten Stapelwaaren ist; denn nach

Edwards ergeben sich 24⅜ pCt. von dem zu einer Kaffee-Plantage angelegten Kapital.

Freilich kann dieß Alles nur unter der Bedingung Statt haben, daß die ungeheure Consumtion des Kaffees in Europa fortdaure. Wie groß diese sey, wird die Uebersicht des Ertrags einiger der hauptsächlichsten Inseln Westindiens sogleich zeigen. Für jetzt mögen die Produkte von geringerm Werthe hier kurz bemerkt werden.

Unter ihnen steht der von dem festen Lande von Südamerika herübergeführte 1) Cacao zuerst. Da wir Gelegenheit haben, ihn in seinem echten Vaterlande kennen zu lernen, so sey die Auseinandersetzung dieses nahrhaften köstlichen Naturprodukts bis dahin verschoben. Für das brittische Westindien ist der Cacao kein sehr bedeutender Artikel; denn der ganze Ertrag der Hauptplantagen des Cacao auf den Inseln Grenada und Dominika beläuft sich etwa auf 4000 Beutel, jeden zu 100 Pf., zusammen 10 bis 11,000 Pf. Sterl. werth. Von St. Domingo gaben die Cacaoplantagen gleichfalls nur 120,000 Livres.

2) Der Pimento oder Jamaikaische Pfeffer muß genau von unsern gewöhnlichen Pfefferarten Ost- und Westindiens unterschieden werden. Diese Pfefferart wächst auf einem mehr als 20 Fuß hohen schönen Baume. Der Pimento gehört nicht einmal mit den wahren Pfefferarten zu einer und derselben Klasse, noch vielweniger zu derselben Gattung. Linné zählt ihn unter die Myrthen (Myrtus foliis alternis, Pimenta L.). Sein Anbau ist kaum regelmäßig zu nennen. Man wählt nur die Oerter, wo er sich von Natur hinpflanzt, an den hügelichten Theilen unweit des Meeres, wenn es seyn kann, in der Nähe einer andern Plantage. Hier sucht man nur das Land von überflüssigem Holze zu reinigen, und läßt die Bäume durch ihre abfallenden oder von den Vögeln hingeführte Körner sich selbst fortpflanzen. Auf die schönen weißen Blumen folgt sofort in Büscheln die nach vielartigem Gewürz riechende Frucht; daher der englische Name All-spices (allerlei Gewürz, Wunderpfeffer). Auch die Blätter duften schön. Die Bäume sind sehr fruchtbar; oft erhält man 150 Pf. von einem einzelnen Baume. Hauptsächlich sammlet man ihn auf Jamaica ein; die Negerkinder sondern ihn von den Büscheln, breiten ihn zum Trocknen sieben Tage aus, um ihn nachmals in Säcke zu sammeln. Man führt von dort jährlich 6000 Beutel zu 112 Pfund nach Europa; hieraus löset man etwa 30,000 Pf. St. Im Jahre 1787 betrug die Ausfuhr vom Pimento 616444 Pf., an Verkaufswerth 41033 Pf. Sterling.

3) Der Ingwer (Amomum Zingiber L.), der aus Ostindien dorthin verpflanzt, vormals einen beträchtlichen Handelsartikel des spanischen Amerika's ausmachte, wird jetzt nur wenig auf den Inseln gebauet. Sein Anbau erfordert übrigens

nicht mehr Mühe als der der Kartoffeln. Ein Morgen Landes gibt gegen 140 Pf. Ingwer. Allen dortigen Ingwer, welcher besonders auf Barbadoes und Jamaica gezogen wird, schätzt Edwards in unsern Zeiten nur auf 10,000 Säcke zu 100 Pfund. Der Centner gilt zu London 2 Pf. Sterl. Im Jahre 1787 lösete man aus den 10547 Säcken in London 22148 Pf. Sterling.

4) Der Roucou, oder die Arnatto, ist bei uns mehr unter dem Namen Orlean bekannt. Man nannte ihn so von der Verfälschung des Namens des Amazonenflusses, Orellana, an dessen Gebiete er häufig wächst. Er ist für Europa wichtig, sowohl für unsere Maler, als besonders für die Fabrikanten, welche dadurch der Wolle und der Seide die Orangefarbe geben; auch mischt man der holländischen und holsteinischen Butter etwas zum bessern Ansehen bei. In Westindien geht der Roucou den Menschen, den dort Eingebornen, noch näher an. Ganze Völkerschaften färben sich täglich damit, und er gehört nach den Nahrungsmitteln zu ihren Hauptbedürfnissen. Denn mit Carpatöl (Palma Christi Oel) vermischt, schützt diese Farbe gegen die Insekten und macht die Haut geschmeidig. Die Pflanze selbst heißt bei den Botanikern Bixa Orellana (Polyand. Monogyn.), hat zehnlappige Corolle und einen fünfzähnigen Kelch. Stedman hat noch kürzlich eine artige Zeichnung von dem Roucouyer geliefert. Es ist ein ansehnliches Gewächs oder vielmehr ein Baum, oft von der Größe eines Pflaumenbaums. Die fleischfarbigen Blumen, so groß wie wilde Rosen, sitzen büschelweise, und ihnen folgen länglich runde, an den Seiten zusammengedrückte Saamenkapseln, so groß wie Pflaumen, auswendig mit Borsten besetzt, zuletzt von brauner Farbe. Diese Kapseln theilen sich beim Reifen, und zeigen 40 und mehr an einander gereihete Saamen, so groß wie der Coriander, in einem schönrothen starkriechenden, klebrigen Teige und Häutchen. Zweimal im Jahre erntet man den Roucou, um Johannis und um Weihnachten. Man kocht den Saamen in reinem Wasser, wobei sich denn alle rothe Theile ablösen und zu Boden senken. Labat sagt hingegen, man lasse die Körner in hölzernen Trögen etwa eine Woche lang in Wasser gähren, rühre alles mit Spateln um und zerstoße endlich die Körner mit Keulen. Dadurch löse sich die färbende Materie von dem weißen Saamen; nachdem alles durchgesiebet, werde diese rothe Brühe gekocht und nachmals zum Abkühlen ruhig gelassen. Das Sediment, die Farbe, welche wir Orlean nennen, und der man zugleich eine stärkende Kraft zuschreibt, wird sodann in Tafeln oder Kugeln geknetet und so zu uns geführt.

Die Karaiben verfahren weit einfacher. Sie reiben die Körner, nachdem sie aus der Hülse oder Schote genommen sind,

mit den Händen, bis das rothe Häutchen davon abgeht. Das Häutchen, welches sich an die Hände anhängt, wird sodann davon abgeschabt, im Schatten getrocknet und in einen Teig verwandelt. Die auf solche Art bereitete Farbe ist schöner als unser Roucou, würde aber fast gar keinen Gewinn geben.

Die Ausbeute des Roucou ist indeß nicht so beträchtlich, daß er in den großen Waarenlisten mit aufgeführt werden könnte. Die englischen Inseln bauen ihn wenig. Der beste kommt von der holländischen Colonie Berbice auf Guiana.

5) Die Aloe führt Edwards noch als eins der mindern Produkte der Inseln an. Diese von der afrikanischen Insel Socotora, ihrem wahren Vaterlande, herüber gepflanzte Aloe (Aloe hepatica, Varietät der Aloe perfoliata Linn.) wird besonders auf der Insel Barbados gezogen; und es scheint nicht sehr zu bedauern, wie Edwards es doch glaubt, daß man keine allgemeinere Anpflanzungen davon unternimmt, da dieses Medicament jetzt nicht mehr so häufig gebraucht wird als in den ältern Zeiten. Der daraus zu erzielende bittere Saft wird dadurch erhalten, daß man die ganze Pflanze zerschnitten in einem Netze oder Korbe auskocht, alsdann das hiermit geschwängerte Wasser ruhig läßt, da denn das zähe Sediment herausgenommen, bis zur Consistenz des Honigs eingekocht und in kleine Gefäße zum Erhärten gesetzt wird.

Es würde leicht seyn, mehrere, vielleicht eben so wichtige Handelsartikel als diese letztern anzuzeigen, z. B. die Mahagoni und andere Holzarten; viele Arzneien, z. B. Sassafras, Sassaparille, Gujac u. dgl.

Indeß ergibt sich aus diesen wenigen Produkten des Gewächsreiches von Westindien, was ein solches Klima zu liefern vermag. Man müßte die ganze Flora des Wendekreises hier vorfinden können. Dieß beweisen die vielen Beschreibungen Westindiens, auch neuerlich Oldendorp und Isert; vorzüglich aber das Verzeichniß der Pflanzen des trefflichen Gartens des verstorb. Hinton East auf Jamaica (Hortus Eastensis von A. Broughton). Welche glänzende Aussichten zeigen sich daher nicht hier für den Handel! Fast ein Paar tausend Meilen näher gelegen als Ostindien, erzielen die Antillen schon jetzt die wichtigsten Produkte des heißen Erdstrichs. Auf mehreren englischen Inseln sind Pflanzungen von Turmerik, vom echten Zimmet, von den Nelken und von dem Mango angelegt, und ihre Ausbeute beweiset, daß sie den Produkten von Ceilon und den Molucken in nichts nachstehen.

Schon vor 15 Jahren sahe Isert sowohl jene beiden feinsten Gewürzarten und selbst den Muskatbaum auf Martinique in voller Blüthe, nebst einer Menge anderer kostbaren Gewächse, welche man aus Ostindien dorthin verpflanzt hatte.

Der edlen Vorsorge des brittischen Monarchen, und der

Unermüdlichkeit des Cap. Bleigh, verdankt Jamaika jetzt ansehnliche Pflanzungen von dem wichtigsten Nahrungsmittel der Südsee-Inseln, von dem Brodbaume (Artocarpus incisa). Aus dessen Vaterlande und aus Malabar haben die Franzosen noch unter Ludwig XVI. jene ergiebigeren Sorten des Zuckerrohrs, deren schon oben gedacht ist, auf Martinique eingeführt.

Auch der chinesische Talgbaum, die echte China, und der Baum des arabischen Gummi (Mimosa Senegal L.), so wie endlich der berühmte Teakbaum (Tectonia grandis), welcher in dem wenig bekannten Pegu, Ava und innern Siam ein so treffliches Schiffbauholz liefert, werden jetzt hier erzielt, denn, sagt Anderson, der Pflanzer dieser wichtigsten Handelsprodukte beider Erdtheile, alle die härtesten Hölzer gedeihen in diesem natürlichen Treibhause mit eben solcher Leichtigkeit als die porösesten, schwammigsten Gewächse. Aber ohne einmal diese Hoffnung hier in Anschlag zu bringen, so setzt schon die heutige wirkliche Ausbeute der Hauptprodukte der westindischen Inseln in Verwunderung. Es folgt hier zu dem Ende eine tabellarische Uebersicht des Betrags der wichtigsten unter ihnen.

Authentische Liste der nach allen Welttheilen ausgeschifften Hauptstapel-Waaren der gesammten englischen westindischen Inseln, vom Jahre 1787, nach den Totalsummen der einzelnen Produkte.

NB. Bei der Angabe des Werths sind die Sch. und Pf. weggelassen.

Zucker.	Syrop.	Rum.	Kaffee.	Baumwolle.	Indigo.	Pimento.	Ingwer.	Cacao.
Centner.	Gallons.	Gallons.	Centner.	Pfund.	Pfund.	Pfund.	Centner.	Centner.
2,002738	68052	5,270496	34447	9,544121	41064	616444	10547	4234
		Werth	in	Pfund	Ster-	ling.		
3,267545	3687	493553	146405	795301	13802	41033	22148	10585

Außer diesen Produkten beträgt der Tabak, die verschiedenen Holzarten, rohe Häute, Medicinalwaaren u. dgl. noch ein Ansehnliches, so daß die Totalsumme aller ausgeführten Produkte der brittischen westindischen Inseln für dieses Jahr gibt: 5,389054; oder über 32 Millionen Thaler. Hiezu wurden 1815 Schiffe und auf denselben 21114 Matrosen gebraucht.

Wie sehr aber die Kultur der brittischen Inseln zunimmt, zeigt ein Vergleich der Jahre in Rücksicht der von dort ausgeführten Produkte. In den letztern Jahren des 17ten Jahrhunderts, z. B. 1698 und 1699 betrugen die allein in Großbritannien eingeführten Produkte etwa 600,000 Pfund Sterl. an Werth. Sie hoben sich nachmals bald auf 1 Million; 1748 schon zu 1,600000 Pf. Sterl.; in dem 7ten Jahrzehend des letzten Jahrhunderts hatten sie bereits viertehalb Millionen erreicht; 1788 stiegen sie sogar auf 6,488391 Pf. St. Rechnet man hiezu 443666 Pf. Sterling als den Werth der nach Irland, den Freistaaten von Amerika, den fremden westindischen Ländern und Afrika geführten Waaren, so ergibt sich die große Summe von mehr als 7 Mill., oder fast 42 Mill. Thaler.

Alles dieß aber schafft der Fleiß von 65,000 Weißen und 455,000 Schwarzen.

An bloßen Abgaben von jenen Produkten empfing die Regierung der jetzt vereinigten drei Königreiche beinahe 2 Mill. Pf. Sterling.

Dem Arnould zufolge erhielt Frankreich von seinen westindischen Colonien zur Zeit des Ausbruchs der Revolution, für 185 Millionen Livres, also über 46 Mill. Thaler, Waaren. Hierunter befanden sich für 134 Mill. Zucker und Kaffee; 26 Mill. für Baumwolle; 11½ Mill. für Indigo und Roucou, und für 10 Mill. Cacao, Ingwer und minder bedeutende Produkte.

Bei der Wichtigkeit von St. Domingo werden folgende Anzeigen hier nicht unwillkommen seyn.

Bekanntlich betrug der französische Antheil an St Domingo nur etwas über ein Viertel der ganzen Insel, die durch den letzten Frieden mit Spanien der französischen Monarchie ganz abgetreten ist.

Jener kleine Theil der Insel lieferte 1791 über 163 Mill. Pfund Zucker, 29,000 Pf. Syrop und 303 Bariquen Zuckerbranntewein, 68 Mill. Pf. Kaffee, 6 Mill. Pf. Baumwolle, 930,000 Pf. Indigo, 130,000 Pf. Specereien u. dgl. Diese gesammten Waaren gaben beim Verkauf in Frankreich 128,918156 Liv., also über 32 Mill. Thaler. Der Totalwerth aller Plantagen von Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Cacao, der 455,000 Neger, der 16,000 Pferde und Maulthiere, der 12,000 St. Hornvieh, wie auch der Gerbereien, Taffia- (Rum-) Fabriken, Kalk- und anderer Oefen, kurz aller Landesreichthum

zusammen genommen, ward dem großen Capitale von 1487 Millionen Livres gleich geschätzt.

Neueren Angaben von 1802 zufolge betrugen die Exporten überhaupt 4,765129 Liv. Sterling.

Bei einem Vergleiche von St. Domingo und Jamaica schlägt hiernach die Wage sehr zu Gunsten von St. Domingo aus, und zwar, wie auch Edwards bemerkt hat, wegen der Vorzüglichkeit des Bodens.

Freilich herrscht selbst unter den Angaben der Franzosen über den Gehalt dieser Insel oftmals eine bedeutende Verschiedenheit.

Damals (1802) rechnete man 2½ Millionen anbauungsfähigen Landes; wirklich angebauet waren hievon nur 1½ Mill. Weiße lebten dort damals 42,000; Mulatten (Hommes de couleur) 44,000; Neger 600,000 *); Zuckerpflanzungen überhaupt, 793; Kaffeepflanzungen 3117; Cacaopflanzungen 54; Baumwollepflanzungen 789; Indigopflanzungen 3160.

Dänemark erhält von St. Croix allein 150,000 Ct. Zucker; diese selbst nur als roher Zucker zu 6 Sous das Pf. dort berechnet, geben schon 4½ Mill. Liv. oder über 1 Mill. Thaler. Nach Copenhagen kommen jährlich 19,000 Faß Zucker aus Westindien, ohne die übrigen Waaren in Anschlag zu bringen.

Die beiden holländischen Inseln St. Eustach und Curassao lieferten dem Ricard zufolge völlig für 5 Millionen Gulden an Zucker, Kaffee, Baumwolle und Cacao. Hiebei waren der Tabak, Indigo, die Farbehölzer und Häute nicht gerechnet. Surinam und die andern Colonien des holländischen Guiana dürfen hier nur im Vorbeigehen erwähnt werden. Stedman schätzt den Zucker und den Rum, welcher jährlich nach Amsterdam geladen ward, auf 200,000 Pf. St.; den Kaffee aber gar auf das Doppelte. Hier fehlen nun noch Rotterdam und Seeland, welche gleichfalls beträchtliche Summen erhalten.

Die größte Insel Westindiens, Cuba, könnte unstreitig auch für den Handel eine der wichtigsten seyn, sobald Spanien nur die dazu nothwendigen Freiheiten ertheilte. Wie viel Cuba vermöchte, hat sich durch den einzigen Artikel, den Zucker, während des letzten Krieges gezeigt. In den Jahren 1764 und 1770 gab die Zuckerernte, den gültigsten, bis jetzt nicht öffentlich bekannten Angaben zufolge, nur 240,000 Centner. Die Pflanzungen hoben sich während des Kriegs und durch den Fall von St. Domingo bald bis auf 7, darauf zu 800,000 Ctn., und 1800 gar zu einer Mill. Centner. Diese nur als völlig roher Zucker zu 3 Piaster gerechnet, gaben daher schon auf 4 Millionen Thaler. Hier sind nun der Kaffee, Cacao, Indigo, Tabak, die Häute nicht in Rechnung gebracht.

---

*) Ich muß hiebei erinnern, daß die S. 17. angegebene Population, lediglich von dem ehemaligen Spanischen Antheil zu verstehen sey.

Porto Rico, welches an Größe Jamaica ziemlich gleich seyn mag, und Trinidad geben gleichfalls viele treffliche Produkte, wie wir dieß oben *) angezeigt haben.

Rechnet man jetzt die obigen Angaben zusammen, so ergibt sich, so viel Schwankendes auch hiebei noch Statt finden möchte, jährlich wohl stets eine Summe gegen 110 Mill. Thaler für die wichtigsten Produkte Westindiens; ohne es hiebei in Anschlag zu bringen, daß die ganze Volksmenge derselben ernährt wird.

Welch eine erstaunliche Quelle des Reichthums, der Thätigkeit und der Macht wird hiernach Westindien für Europa! Denn außer der oben angezeigten Summe der Schiffe Englands, setzt Frankreich hiezu auf 600 Fahrzeuge und 15,000 Matrosen in Bewegung. Holland bedarf mehr als 300 Fahrzeuge, und Dänemark über 30 Schiffe für den westindischen Handel.

Jetzt rechne man die Wirksamkeit der Manufakturen und Fabriken des Mutterlandes, da die Colonien fast alle Bedürfnisse der Bequemlichkeit und zum Theil der Nothwendigkeit erhalten.

Die Exporten Englands nach seinen Inseln, fast gänzlich englische Fabrikwaaren, betrugen im Jahre 1787 über 1 Mill. 600,000 Pf. Sterl. Von Irland 277,000. Hiezu die Fracht gegen 400,000 Pf. St.; ferner die Masse der Waaren, welche zum Einkauf der Neger nach Afrika gesandt wird, 668,000 Pf. Sterl. Der Wein von Madera und den Azoren 30,000, endlich von dem brittischen Amerika über 100,000, gibt zusammen über 3 Millionen Pf. Sterl., oder 18 Mill. Thaler. Das ganze Capital des brittischen Colonial-Eigenthums berechnet aber Edwards nach einem ähnlichen Anschlage als zuvor bei St. Domingo, auf 70 Millionen Pf. Sterl. oder 420 Millionen Thaler. Frankreich lieferte seinen Inseln dem Gelde nach eben so viel als England, nämlich für mehr als 42½ Million Waaren eigener Fabrik, beinahe 20 Millionen an Nahrungsmitteln, über 7 Mill. an Weinen, 2½ Mill. an Holzwerk und Metallen; mithin zusammen über 72 Mill. Livres (18 Mill. Thaler) fast größtentheils in sich selbst erzielter Waaren.

Diese 36 Millionen Thaler sind nur allein von England und Frankreich jährlich angelegt. Wie viel tausend Familien wurden dadurch nicht in beiden Reichen erhalten? Für Holland und Dänemark ist dieß freilich in weit mindern Verhältnissen der Fall, und wenn sich gleich Spanien, wegen Mangel seiner Industrie, nur einer sehr geringen Masse zu Hause gearbeiteter Waaren zum Unterhalt seiner Colonien rühmen kann, so würde dennoch hiedurch in andern Theilen von Europa eine sehr große Zahl Menschen ernährt. Selbst Deutschland hat an dem Handel der Colonien vermittelst seiner Fabrikate, z. B.

*) S. 32.

Leinwand u. a. einen höchst wichtigen Antheil; und es würde uns zu weit führen, wenn hier gezeigt werden sollte, wie viel der Norden in Rücksicht der zum Schiffbau nöthigen Artikel durch Westindien gewinnt.

Millionen Europäer genießen daher jene kostbaren Erzeugnisse Westindiens, und noch mehrere Millionen der untern Volksklasse in Europa verdanken ihnen ihren Erwerb, ihre Existenz.

Ohne den Schweiß der 1,200,000 Neger würde aber schwerlich jede andere Menschenrace, welche dem dortigen Klima nicht so anpaßte, diese Schätze Westindiens zu Tage fördern, und ohne diese könnte daher diese erstaunliche Erwerbsquelle für Europa vielleicht versiegen.

Es ließe sich nämlich hier einwerfen, daß da die sogenannten Boucaniers und Flibustiers, deren bereits zuvor Seite 91. Erwähnung geschehen ist, im 16ten Jahrhundert einige dieser Inseln mit gutem Erfolg angebauet hatten, so zeigte dieß Beispiel die Fähigkeit des Europäers überhaupt, in diesem heißen Klima nicht nur auszudauern, sondern ebenfalls nützliche Pflanzer zu werden.

Indeß kann man doch schwerlich läugnen, daß der unter einem so heißen Klima geborne Neger weit besser hieher paßt, daß daher die Sterblichkeit unter den Negern in Westindien weit minder, und ihre Arbeit weit einträglicher werden würde, sobald sie sich in keiner unbequemern Lage befänden, als dieß bei europäischen Colonisten der Fall seyn könnte. Denn man bedenke, daß jene Boucaniers Menschen waren, welche durch viele Seereisen, Herumstreifen und unstetes Leben für jedes Klima bereits abgehärtet und zu jeder Kost gewöhnt waren, mithin nicht mit Colonisten zu vergleichen stehen, welche nie zuvor ihr weit kälteres und minder feuchtes Europa verlassen hatten, also ruhig an ein durchaus minder schädliches Klima und andere Nahrung gewöhnt waren.

Sey es, wird der Menschenfreund sagen, daß der Neger Westindiens Produkte anbaue, aber ist es deshalb nothwendig, daß dieser fleißige Neger ein der Willkühr des Pflanzers unterworfener, verkäuflicher Sklav bleibe? Wäre es nicht Pflicht, gerade diesen so nützlichen Menschen die Freiheit zuzugestehen, sie in eine bequemere Lage zu setzen, ihre Ehen zu ermuntern und dadurch zur Ehre der Menschheit dem verhaßten Menschenhandel auf einmal das Garaus zu machen?

Die Gründe für und wider den Sklavenhandel und die Beibehaltung der Sklaverei hier umständlich gegen einander abzuwägen, überschritte das hier vorgesteckte Ziel sehr weit.

Nur einige Bemerkungen über diese wichtige Materie beizubringen, erlauben die beschränkten Gränzen. Ohne hier die Rechtmäßigkeit und daher die Zulässigkeit der Sklaverei bestimmen zu wollen, ja selbst ohne einmal das bloße Gefühl

genauer in Anspruch zu nehmen, so erregen die Ausdrücke Menschenverkauf, Leibeigenschaft und erbliche Sklaverei schon bei jedem nur unbefangenen Manne den lauten Wunsch, diese entsetzlichen Worte aus unserer Sprache ausstreichen zu können. Wenn es aber darauf ankommt, eine wichtige, der Menschheit wohlthätige Hauptveränderung vorzunehmen, dann erfordert dieß wenigstens die Wahrscheinlichkeit, sie wirklich bewerkstelligen zu können, und zugleich die Gewißheit, dadurch kein neues, für die Societät gleichfalls bedeutendes Unglück herbei zu führen.

Nahm die Sklaverei, nahm der Menschenverkauf in Afrika mit dem Negerkauf der Europäer seinen Anfang? Nein, seit Jahrtausenden handelte man dort um Menschen, seit Jahrtausenden schätzte man ihr Leben kaum so hoch als das der Hausthiere. Da der Afrikaner sicher eben so sehr, ja noch mehr als der Europäer, seinen Leidenschaften fröhnt, so wäre es gegen die Natur des Menschen anzunehmen, daß die dortigen Könige und Fürsten, oder überhaupt die dortigen Staaten von irgend einer Categorie jemals lange mit einander in Frieden leben werden; der Krieg führt aber nothwendig bei diesen rohen Völkerschaften entweder Tod oder Sklaverei mit sich.

Das Aufkaufen der Neger durch die Europäer für Westindien verursachte dort nur mannigfaltigern Vorwand sich einander zu bekriegen, Menschen zu rauben, oder freie Menschen zur Sklaverei zu verdammen. Alles, was man daher von der Abschaffung des Negerhandels für die Neger selbst erwarten, ja mit Recht fordern könnte, wäre eine Verminderung jener Uebel in Afrika selbst. Freilich schon etwas sehr Bedeutendes für das Wohl oder vielmehr für das mindere Wehe der Menschheit; indeß erwäge man hiebei folgendes.

Unläugbar zeigten die wenigen schon oben beigebrachten Beispiele, daß die Aussicht, die Kriegsgefangenen an die Europäer verkaufen zu können, manchen derselben das Leben erhielt. Ob dieser Fall einmal nicht zu hoch von den Vertheidigern des Sklavenhandels in Anschlag gebracht werde, und ob ein auf die Weise gefristetes Leben überhaupt einem schnellen Tode sehr vorzuziehen sey, dieß zu untersuchen, würde hier zu weit führen.

Mag dem auch seyn wie ihm wolle, genug die Quelle der Sklaverei wird durch das Abschaffen des Sklavenhandels für Westindien auch selbst dann nicht gänzlich verstopft, wenn gleich alle Handelsmächte einstimmig diesem Handel ein Ende machten.

Aber diese Harmonie der Handelsmächte Europens, kann irgend Jemand diese nur wahrscheinlich finden, der den Handelsgeist, den Heißhunger der Europäer nach Gold und Macht nur oberflächlich kennt? Nein, es hieße auch dieß die Natur des Menschen selbst verkennen; es hieße lächerliche Grillen von

möglicher Geisteserhabenheit und Edelsinn für Wahrheit annehmen.

Schaffte heute England die Sklaverei plötzlich ab, dann würden die übrigen Mächte nur desto wohlfeiler die Sklaven aufkaufen, desto wohlfeiler ihre westindischen Produkte feil bieten, und England oder überhaupt diejenige Commerzialmacht zu Grunde richten, welche den Negerkauf abgeschafft hätte, wenn diese nicht von freien Stücken ihre Colonien aufgeben wollte.

Man sage nicht, der freie Neger arbeite mehr, arbeite besser, und eben daher werde England sodann gleichfalls seine Produkte leichter und besser versilbern. Ist wirklich einmal eine solche Lücke von mehr als 40,000 Negern jährlich im Handel offen, und kann der Holländer, oder der Franzose*) diese nun beträchtlich wohlfeiler einhandeln, dann können beide ihre Plantagen vergrößern und ihre Neger noch mehr als jetzt anstrengen und zu Tode arbeiten lassen. Dieß muß sodann aber nicht etwa wie anjetzt, bei dem hohen Einkaufspreise, Schaden, sondern höchst wahrscheinlich Gewinn bringen, da der frische Ersatz so wohlfeil ist.

Es werde indeß einmal das Unwahrscheinlichste wahr, alle Europäer heben den Menschenhandel auf; wird sodann der ganze Orient, werden die Marockkaner und übrigen barbarischen Mächte und die großen Staaten des Innern von Afrika nicht sodann eine weit größere Menge Sklaven ankaufen, als jetzt, da diese Waare wegen der Concurrenz der Europäer so theuer ist, und dann so wohlfeil würde?

Aber nun zu der andern Hälfte der Frage: ist man nämlich gewiß, durch diese Aufhebung der Sklaverei der Menschheit kein neues schweres Unglück zuzuziehen? Was wird bei der Aufhebung der Sklaverei aus den Colonien? Was aus dem Mutterlande? Höchst wahrscheinlich das, was aus St. Domingo und aus Frankreich durch die so gepriesene Declaration des droits de l'homme ward. Die Plantagen gingen im Rauch auf; die Weißen wurden niedergemacht, und ein wichtiger Theil des Mutterlandes machte banquerot.

Freilich würde dieß wohl hauptsächlich, wie schon vorhin bemerkt ist, nur bei einer plötzlichen Freigebung der Neger geschehen. Indeß ist es doch nicht zu läugnen, daß der größte Theil der Afrikaner sogar nach den Geständnissen ihrer wichtigsten Vertheidiger, und auch der mährischen Brüder, äußerst träg ist; daß Tausende derselben schwerlich eine so anhaltende Anstrengung äußern würden, welche doch für die Plantagen von unerläßlicher Nothwendigkeit ist. Man wende hiergegen nicht etwa ein, daß das Freigeben der Schwar-

*) Ich darf hiebei annehmen, daß, nach zurückgekehrtem allgemeinen Frieden, die Colonien Westindiens nicht länger einzig und allein in Englands Händen seyn werden.

zen für verschiedene Staaten von Nordamerika sehr vortheilhaft ausgefallen sey. Diese Staaten sind unter einem von den westindischen Colonien ansehnlich verschiedenen Himmel gelegen; denn diejenigen, welche ihre Neger frei gaben, waren vorzüglich die nördlichern Freistaaten. Hier ist die Unlust des Negers zur Arbeit, die von der Hitze des Klimas natürlich eingeflößte Indolenz bei weitem nicht mit der in Westindien zu vergleichen. Hier hat also wohl der freie Neger mehr Arbeitsamkeit und Stetigkeit, als dort, oder auch in seinem eigenen Vaterlande; er fühlt schon die Veränderung des Himmels.

In Afrika selbst ist aber die Arbeit der Sklaven weit geringer, als in den Colonien. Sie bauen in Afrika bei dem reichen Boden leicht zu erzielende Landesfrüchte, und das Ununterbrochene in der Arbeit, alle die schweren Operationen, welche bei den Haupterzeugnissen Westindiens, die da nicht eigentliche Nahrungsmittel sind, nothwendig werden, fallen dort von selbst hinweg.

Es bleibe für eine eigene größere Arbeit aufbewahrt, alle Gründe für und wider die Sklaverei der Schwarzen nach vorhergegangener parteiloser Darstellung der Natur und Verschiedenheit der einzelnen Negervölker aus einander zu setzen.

So viel ergibt sich indeß aus unsern wenigen Bemerkungen: daß die Schwierigkeiten bei der Abschaffung des Negerhandels nicht minder groß sind, als es die Gefahr ist, die Colonien, welche jetzt durch ihre Sklaven reich und blühend sind, zu Grunde gehen zu sehen, und mit ihnen den Handel, ferner eine unbestimmbare Anzahl der Fabriken, kurz einen sehr großen wichtigen Theil von Europa.

In dieser kritischen Lage scheint sowohl für das Mutterland als für die Colonien der einzige sichere Ausweg, nicht sowohl auf eine schnelle Aufhebung der Sklaverei, als vielmehr auf die Verbesserung der Lage der Neger ernsthaft bedacht zu seyn, und hiedurch endlich das Verlöschen dieses verhaßten Handels selbst, allmählich herbeizuführen.

Der Zustand der Neger hängt aber genau mit dem Zustande der Colonien selbst, das heißt mit dem der dortigen Proprietäre, zusammen. Sind die bürgerlichen Einrichtungen derselben gut, wird für gute Gesetze, Gesetze, welche die Sicherheit des Vermögens und des Handels betreffen, so wie die des Aufwands und der Sitten, ernsthaft Sorge getragen, wird auf möglichste Weise Humanität und Moralität befördert, dann schwindet schon hiedurch eine Hauptquelle der Mißhandlungen der Sklaven.

Werden endlich strenge Gesetze gegen die willkührliche Behandlung der Schwarzen gegeben, und werden diese, wie auf Jamaica, von einem eignen Schutzrath für die Sklaven (Coun-

cil of Protection) oder auf Grenada durch die zuvor angezeigten Vormünder der Neger (Guardians of the Slaves) bewacht; werden den Negern nicht länger die Rechte jedes andern Menschen versagt, nämlich als Kläger gegen die Weißen auftreten und zeugen zu dürfen; sorgt man genauer für ihre Gesundheit und für ihre Erhaltung; ermuntert man bei ihnen den eigenen Anbau, führt man mehr weibliche Neger ein und erleichtert die Ehen; leitet man sie endlich durch bessern Unterricht, nach der Methode der mährischen Brüder, zu höherer Sittlichkeit und Kultur; dann ist sicher ihr Zustand nicht bloß mit den geringern Ständen in Europa größtentheils im Gleichgewicht, sondern der Sklavenhandel schwindet von selbst allmählich hinweg. Die häufigen fruchtbaren Ehen geben mehr und mehr Ersatz, und der Sklavenhändler findet wenige oder gar keine Abnehmer.

Den Handel selbst hat abermals England bereits menschlicher zu machen gesucht. Vorzüglich im Jahre 1788 wurden mehrere harte Schiffscapitaine zur Verantwortung gezogen; es wurden über die Behandlung der dabei gebrauchten Matrosen Gesetze gegeben; und es ward zugleich die Zahl der Sklaven bestimmt, welche ein Schiff von einer gegebenen Größe auf einmal zur Ueberfahrt nur einnehmen darf. So z. B. ein Schiff von 200 Tonnen, soll für 3 Tonnen nur 5 Sklaven, also nur 330 Neger einnehmen; kleinere Fahrzeuge aber auf eine gleiche Tonnenzahl noch weniger.

England, obgleich der größte Interessent beim Sklavenhandel, hat sich also auch hierin am edelsten betragen, und die Society for the Abolition of the Slave-Trade that weit ausführbarere Vorschläge, und zeigte weit lautrere Absichten als Mehrere jener Amis des Noirs der Revolutionszeit in Frankreich. Möge die Vorsicht die Absicht dieser Edlen segnen und den traurigen Handel ohne Englands Nächtheil gänzlich aufhören lassen!

Ueber den neuern Zustand von Hayti (St. Domingo) und über die Neger überhaupt; hauptsächlich nach Rainsford und Gregoire; ein Zusatz zu der Darstellung der Neger.

Das Phänomen eines eigenen Negerstaats auf einer der größten und fruchtbarsten Inseln Westindiens ist so wichtig und so genau mit dem verbunden, was die beiden Theile dieses Lesebuchs über die Neger enthalten, daß man hier sicher eine kurze Auseinandersetzung davon erwarten darf.

Nach allen Schrecklichkeiten, welche die, durch jene plötzliche Freilassung der Neger hauptsächlich entstandenen Kriege

der Weißen gegen die Schwarzen erzeugt hatten, sahen sich jene, ungeachtet der wichtigen Hülfe Frankreichs unter le Clerc und Rochambeau, endlich von den Negern überwältigt.

Da der Neger Toussaint l'Ouverture hieran den größten Antheil hatte, so verdient dieser seltne Mann, daß man ihn auch hier näher kennen lernt. Die kurze Biographie, welche uns Rainsford von ihm mittheilt, zeigt ihn als einen hellsehenden Kopf, von schneller Fassungskraft, aber auch als einen Mann, der mehrmals hohen Edelsinn und große Menschenliebe äußerte.

Er war als Sklave auf St. Domingo geboren, und anfangs verrichtete er gerade die niedrigsten Dienste der Schwarzen. Er hütete nämlich die Heerden, und überhaupt das Zuchtvieh seines Herrn, Bayon de Libertas.

Bereits in dieser schlechten Lage gab er Beweise seines Kopfes und seines Herzens. Er verstand es, die ihm anvertrauten Thiere durch Langmuth und Gescheidtheit so weit zu bringen, daß sie bloß auf sein Zureden alles verrichteten was er wünschte und was ihnen nur ihr Fassungsvermögen zu thun erlaubte.

Seine unbeschränkte Wißbegierde ließ ihn aber hiebei seine Nebenzeit so glücklich benutzen, daß er zur Bewunderung seiner Mitsklaven und seines eigenen Herrn, im Lesen, Schreiben und Rechnen beträchtliche Fortschritte machte.

Dieß bewog den Hrn. v. Libertas, ihn als Hausneger zu sich zu nehmen, und ihm sogar den dort vorzüglichsten Posten der Haussklaven, den eines sogenannten Postillons, zu ertheilen. Diesen vertrat er dann mit einer Treue und Verständigkeit, daß er sich die entschiedenste Zuneigung seines Herrn erwarb.

Hiedurch fand er sich in der Lage, bedeutende Fortschritte in vielen Theilen des Wissens zu machen. Besonders studirte er den Epictet in einer französischen Uebersetzung, und ward bald ein Anhänger dieses Weltweisen. Ebenfalls waren ihm Raynals Schriften vorzüglich willkommen. Als er sich aber nachmals, wiewohl sehr gegen seine Neigung, gezwungen sahe, thätigen Antheil an der traurigen Fehde seiner Mitbrüder gegen die Colonisten zu nehmen, so suchte er sich durch die Schriften des Marschalls von Sachsen, des engl. Generals Loyd, ferner Guichards und, von den Alten, durch den Cäsar, die Scriptor. de re militari u. A. in der Kriegskunst zu unterrichten.

Auch zeigte er bald, wie sehr die Lehren dieser Meister bei ihm gefruchtet hatten, denn die wichtigen Vortheile, welche mehrmals die Armee der Neger errang, gehörten größtentheils ihm. Selbst die damalige consularische Regierung Frankreichs gestand im November 1801 in den an Toussaint gerichteten

officiellen Depeschen diesem Obergeneral der Neger die aus-gezeichnetesten Talente zu.

Aber auch während der größten Erbitterung der Neger gegen die Pflanzer zeigte sich Toussaint zugleich als ein dankbarer und oft sehr edler Mann.

Sein vormaliger Herr, Bayon de Libertas, wäre wahrscheinlich, wie tausend Andere, ein Opfer der Wuth der Neger geworden. Toussaint brachte es aber unter sehr großen Schwierigkeiten dahin, ihn und seine Familie glücklich zu retten und sie heimlich nach Baltimore in Nordamerika hinüber zu bringen. Seiner Dankbarkeit genügte dieß indeß nicht. Er versorgte sie mit allem Nothwendigen, ja er setzte seinen vormaligen Wohlthäter sogar in eine glückliche, seinem vorigen Stande angemessene Lage.

Toussaints Edelsinn sprach sich aber noch deutlicher durch folgenden, von Rainsford aufbewahrten Vorfall aus.

Als Obergeneral sollte er über vier gefangene Weiße das Endurtheil fällen, welche sich eines schweren Verraths schuldig gemacht hatten, und auf der Flucht ergriffen waren. Jedermann, und begreiflich auch die Gefangenen zitterten vor dem härtesten Todesurtheile. Toussaint ließ sie am nächsten Sonntage in die Kirche führen, und als man in dem Kirchengebete an die Stelle kam, worin den Christen auferlegt wird, ihren Feinden zu vergeben, trat er mit den Gefangenen vor den Altar, führte ihnen ihr schändliches Betragen auf eine erschütternde Weise zu Gemüthe, und befahl — — — — sie auf der Stelle in Freiheit zu setzen!

Wir übergehen hier das weitere Schicksal dieses seltenen Mannes. Es ist bekannt, daß er in Frankreich starb; daß bald darauf die Neger von neuem zu den Waffen griffen, und endlich einen unabhängigen Negerstaat bildeten, der mit einer Republik anhub und sich nachmals in das Kaiserthum des Generals Dessalines verwandelte.

Merkwürdig und charakteristisch war hiebei der feierliche Aufzug, welcher der Krönung des Negergenerals Dessalines vorherging.

„Es wurde, sagt Rainsford, eine feierliche Procession veranstaltet, welche die verschiedenen Functionen im Staate darstellte, und zwar in der Verbindung, in welcher sie in das Interesse desselben eingreifen. Ein großes, herrliches Gemälde, das, da sich die Sitten und die Grundsätze des Volks aufs deutlichste und unverkennbarste in demselben aussprachen, nicht ohne Eindruck auf das Herz bleiben konnte! An der Spitze dieser Procession befand sich die Erziehung, als das erste und hervorstechendste Glück einer Nation; an sie schlossen sich die Künste und Gewerbe an, die von nicht geringerm Werthe sind; auf diese folgte der Ackerbau, der an dem Geschäft der erstern

den wichtigsten Antheil hat; den nächsten Platz nahmen der auswärtige und der Nationalhandel ein; hierauf kamen die Gerechtigkeit und Gesetzgebung, auf welche die Gesundheitsbeamten folgten; zu allerletzt das Militär."

Ein prächtiges Amphitheater war auf einer großen Ebene errichtet. Unter dem Donner der Kanonen, den die Schiffe, die im Hafen lagen, zum Zeichen ihrer Huldigung erwiederten, wurde Johann Jacob Dessalines zum Kaiser von Hayti ausgerufen. Die Kirche heiligte diesen Act durch ein feierliches Te Deum, und der Tag endigte sich mit öffentlichen Freudenbezeugungen, die wahrscheinlich die aufrichtigsten waren, mit welchen je ein Ereigniß dieser Art begrüßt wurde."

Indeß ist dieses aus der Republik so plötzlich emporgestiegene Kaiserthum jetzt von neuem in seinen Grundfesten erschüttert. Nebenbuhler von Dessalines stiegen bald auf; er selbst ist nicht mehr. Einer der bedeutendsten Generale der Neger, Christoph, und Pethion, ein anderes Negeroberhaupt, kämpfen gegenwärtig mit einander.

Die Sitten der freigewordenen Neger schildert Rainsford sehr zu ihrem Vortheil. Es zeigten sich jetzt bei diesen vormals unterdrückten Menschen seltne Geschicklichkeiten, die man zuvor nicht geahnet hatte, Vorliebe zu Kenntnissen und Fleiß zur Arbeit. Die Familien leben im anständigen, nicht übertriebenen Wohlstande. Auch schien Bruderliebe und allgemeiner Frohsinn unter ihnen zu herrschen.

Da zugleich jeder Bürger dieses neuen Negerstaats die mit so schweren Kämpfen erkaufte Freiheit enthusiastisch liebt und sicher bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen wird, so sieht ihn Rainsford so lange für unüberwindlich an, bis innerer Zwist und äußere Feinde ihn zugleich angreifen.

In Rücksicht mehrerer Beweise für die Talente der Neger dürfen wir die Leser auf die schätzbare, wenn gleich hin und wieder mit einiger Vorliebe geschriebene Abhandlung des Abbé Gregoire *) verweisen. Er zeigt sich darin als ein eben so sachkundiger als menschenfreundlicher Mann.

*) Die Neger. Ein Beitrag zur Staats- und Menschenkunde. Berlin 1809.

Einige naturhistorische Merkwürdigkeiten Westindiens.

I. Die wandernden Krabben; der Turlurux.

Der Mensch reiset und wandert aus sehr vielartigen Ursachen. Bald treibt ihn Noth, bald Gesundheitspflege, bald Gewinnsucht, bald Langeweile, Reiz nach neuen Arten des

Genusses, bald Neugierde oder auch Drang nach höherer Ausbildung. Wanderungen ganzer Völkerschaften hatten indeß nur Zwang, oder Erhaltung ihrer selbst zum Grunde; denn die Heerzüge der Weltbezwinger kommen hauptsächlich auf Rechnung der wahnsinnigen Ehrsucht des Anführers.

Das einzelne Thier verläßt aus freiem Willen höchst selten sein väterliches Gebiet. Eine Jagd kann zuweilen einen Bären oder einen Hirsch weit darüber hinaus treiben; auch hat man einzelne Vögel durch Sturm in sehr entfernte Gegenden verschlagen gefunden.

Dagegen gibt es mehrere Ursachen, welche große Heere von Thieren zum Auswandern vermögen. Die Veränderung der Jahrszeiten treibt den Zugvogel von Norden nach Süden, und umgekehrt, fort. Ohne Boussole, ohne Sternkunde führt ihn der Instinkt, von der Allmacht statt der Vernunft eingepflanzt, viele hundert Meilen gerade in die Länder, deren Temperatur ihm zuträglich ist; und eben dieser unbegreifliche Trieb führt ihn ohne Kalender und Rechnung zur paßlichsten Jahrszeit von dort nach seinem Vaterlande zurück.

Die Quadrupeden verlassen aus mehreren Ursachen ihre Heimath. Mangel an Nahrung setzt plötzlich Millionen großer Rattenarten in Marsch. In Sibirien trieb die in den Steppen eingefallene Dürre die wegen ihrer Reisen sogenannte Wanderratte (le Surmulot) in die Stadt Jaizkoi. Hier zogen sie in großen Zügen ein, und, sagt Pallas, besetzten nur die eine Seite der Stadt, ohne die Hauptstraße, welche diese in zwei Theile theilt, zu überschreiten.

Die Wanderungen des berühmten Wanderers dieses Geschlechts, des Leming, in Norwegen, haben wohl ähnliche Ursachen. Diese Thiere brechen aus den Kölaischen und Lappländischen Gebirgen in ungeheuern Heeren hervor, und wandern gegen den bothnischen Meerbusen, welchen sie aber fast niemals erreichen. Ihr Marsch geht jedesmal bestimmt in breiten Zügen, und in gerader Linie vorwärts. Stellt sich ihnen ein Mensch entgegen, so suchen sie sich zwischen seinen Beinen durchzudrängen. Steht ein Heuschober in ihrer Marschroute, so fressen sie sich eine gerade Straße hindurch, ohne ihre Linie zu verlieren. Findet sich aber ein für sie nicht zu bezwingendes Hinderniß, z. B. ein Berg, oder eine große Steinmasse, dann wird nach einem vergeblichen Versuche, sie zu durchdringen, der Fels bis auf einen gewissen Punkt umgangen, aber ihre neue Marschlinie paßt sodann genau, wenn man sie durch das Gestein fortsetzte, an die erstere an. Eben so wenig unterbricht ein Fluß oder ein See diese Wanderungslinie. Sie stürzen sich hinein und durchschwimmen ihn in eben derselben geraden Richtung; ja ein ihnen darauf in den Weg kommendes Fahrzeug erklettern sie, und ihre Marschroute fängt

an der entgegengesetzten Seite im Wasser genau in eben der Richtungslinie wiederum an. Ereignet es sich, daß sie auf ihrem Zuge Junge werfen, so trägt das Weibchen eins davon im Maule, andere auf dem Rücken fort. Sie ernähren sich während des Zuges vom Grase, und man kann daher die Marschroute durch die abgefressenen und niedergetretenen Kräuter deutlich erkennen. Die Wanderungen des Leming sind indeß nicht jährlich, sie ereignen sich erst nach mehreren, oft nach 20 Jahren, und scheinen daher durch zu großen Anwachs der Individuen zu entstehen. Sie werden den Füchsen und Habichten, und selbst den Hunden der Lappländer zur Beute.

Die Wanderungen des Zugvogels und der hier erwähnten Quadrupeden, so merkwürdig sie auch an sich sind, lassen sich indeß weniger mit denen der Krabben auf Westindien vergleichen, als die Heerzüge der Fische. Denn die Fische wandern so wie die Krabben nur allein zur Vorsorge und zum Besten der Nachkommenschaft.

Wer kennt nicht die dem Menschen so segensreichen Heerzüge der Heringe? Sie mögen für eine andere Gelegenheit aufgespart bleiben; jetzt nur das uns besser bekannte hier paßlichere Beispiel der Züge des Lachses. Dieser Meerbewohner kennt genau die großen, schnell fließenden Ströme. Er zieht sie allen übrigen vor, und keine Gefahr ist ihm zu groß, sie zu erreichen. Sobald das Eis es nur erlaubt, verläßt er seine Heimath, das Meer, und eilet mit der angestrengtesten Kraft stroman unsere Flüsse hinauf. Tausende von Rogenern und Milchern (Weibchen und Männchen), ordnen sich in einer dreieckigen Form. Den größten Rogener an der Spitze treten sie die große Wallfahrt an. Vom Nordmeere bis nach Basel durchdringen sie weit über 100 deutsche Meilen den schnellströmenden Rhein, vom Februar bis gegen Ende des Märzes. Viele im Wege liegende Hindernisse überwältiget der Lachs durch einen unbegreiflichen Sprung; er schnellt sich über Felsen und kleine Wasserfälle auf mehr als 14 Fuß lothrechte Höhe hinweg. Die Erklärung einiger Naturforscher von Ansehen, welche behaupten, er schnelle den Schwanz, von dem Maule festgehalten, gegen die harte Wasserfläche, scheint hiebei stets am meisten Genüge zu leisten. Tausende fallen in die Hände des Menschen, aber die Liebe für die künftige Brut, den Trieb der Fortpflanzung hatte die Natur viel zu tief eingedrückt; er überwältigt jedes Hinderniß. Das Weibchen gräbt sich in dem Sande der Flüsse anderthalb Fuß tiefe Höhlen, läßt den Laich darein fallen, den dann sogleich das ihm folgende Männchen durch seine Milch befruchtet, und diese Höhlen sorgfältig bedeckt. Ueberfällt die Aeltern der Winter, wie dieß in den früh beeiseten Flüssen Europa's zuweilen der Fall ist, so verweilen sie

bis zum Aufthauen, sonst eilen sie nach ihrem Fortpflanzungs-geschäfte sogleich von neuem zu dem Meere zurück.

Es muß daher das Ei des Lachses sich wohl nur im süßen Wasser entwickeln können; oder die junge Brut hat hier keine Hauptfeinde zu befürchten; oder endlich findet sie nur darin und nicht im Meere die ihr paßliche Nahrung.

Ein ähnliches Wandern muß bei mehreren Arten der See-fische von Westindien Statt finden. Atwood bezeugt, daß die Mündungen der Flüsse auf der Insel Dominica zwei- bis dreimal im Jahre mit einer kaum glaublichen Masse junger Seefischbrut angefüllet sind. Diese Brut, welche bei den Franzosen Tréz-tréz genannt, und für die größte Leckerei gehalten wird, besteht aus mehreren Arten so eben aus dem Ei (dem Laich) geschloffener Fischchen. In so ungeheuern Schwärmen dringen diese kleine Wesen in die Flüsse, daß sie in kurzer Zeit gleich lebendigen Strömen zwei bis drei (engl.) Meilen der Flüsse einnehmen. Welch ein erstaunlicher Aufwand! wie viele Billionen Thiere! Sie schwimmen mit einer bewunderns-würdigen Kraft stroman. Kommen ihnen kleine Wasserfälle vor, so suchen sie, gleich dem Lachse, darüber hinzuspringen, und zwar wegen ihrer geringen Kräfte, von einzelnen Felsen oder vielmehr Steinen zu einzelnen Steinen. Ist dieß ihnen aber gänzlich unmöglich, dann suchen sie sich längs den Seiten des Stroms, woselbst die Heftigkeit am geringsten ist, mühsam fortzuschleichen und so höher vorzudringen.

Bei dem Wandern der Landkrabben auf den westindischen Inseln zeiget sich gleichsam der entgegengesetzte Fall. Die Alten eilen nämlich der Gewohnheit des Lachses zuwider vom Lande zum Meere; dagegen kommen die Jungen, in Hinsicht auf ihre Züge, mit der zuletzt erwähnten Fischbrut überein. Die Wanderung der Krabben ist aber um desto merkwürdiger, da sie bei einer Thier- oder Insektenart bemerkt wird, der man gewöhnlich einen hohen Grad von Unbehülflichkeit und Stupidität, dem Aeußern zufolge, zuschreiben sollte; und da sie sich zugleich mit den sonderbarsten Nebenumständen begleitet findet.

Unter den vielen Krebsen und Krabben Westindiens zeigen Rochefort und Catesby drei verschiedene Arten der Land- oder Erdkrabben an. Labat belegt aber, so wie du Tertre, die eigentliche Wanderkrabbe, oder Bergkrabbe der Engländer (Mountain-Crab) mit dem Namen Tourlouroux.

Linné nennt die Wanderkrabbe des Catesby, die Land- oder Feldkrabbe (Cancer ruricola (brachyurus) pedum articulo primo spinoso, secundo tertioque fasciculato-spinosis). Ihre Größe ist, so wie ihre Farbe, verschieden. Die größten halten 6 Zoll, und es gibt gefleckte, rothe und schwärzliche.

Die ganze Lebensart dieser Thiere ist höchst sonderbar. Die Erwachsenen bewohnen das Land, besonders die Gebirge. Hier

graben sie sich Höhlen in die Erde, oder sie wählen auch hohle Baumwurzeln oder Felsenritzen zu ihren Wohnungen. Ihre Nahrung besteht aus Kräuterwerk und Erdfrüchten, sie bedürfen also in dieser Rücksicht des Meeres nicht. Nur allein um ihre Brut dort abzulegen, stellen sie ihre Wanderungen dorthin an. Niemand hat diese genauer beschrieben als du Tertre und Brown, obgleich uns Rochefort schon vor ihnen die Hauptsachen bekannt gemacht hatte. Millionen der Landkrabben, sagen die ersteren, kommen in den Monaten April und Mai aus ihren verborgenen Wohnungen hervor. Das Erdreich ist dann dermaßen von ihnen bedeckt, daß man kaum gehen kann, ohne einige zu zertreten. Bei ihren Zügen beobachten sie die größte Regelmäßigkeit. Diese bestehen nämlich in Colonnen von 50 Schritt breit und drei englische Meilen lang. Die kühnsten Männchen bilden die erste Linie und marschiren als Pioniere voraus, hierauf folgen die Weibchen und zwar so gedrängt neben einander, daß sie den Boden völlig bedecken. Das Rasseln dieser gepanzerten Armee ist besonders zu Nachts, da sie am liebsten marschiren, sehr laut und hindert den Schlaf. Am Tage, vorzüglich bei Sonnenschein machen sie Halt, bis die Kühlung des Abends eintritt. Bewundernswürdig ist aber hiebei ihr geometrisches Talent, genau den geraden, kürzesten Weg zum Meere zu wählen. Nichts lenkt sie von ihrer Richtung ab, und jedes Hinderniß wird auf das sonderbarste von ihnen überwältiget. Treffen sie auf ein Gebäude, auf eine Kirche oder ein Haus, so suchen sie diese zu erklimmen, und setzen sodann genau in der vorigen Richtung ihren Weg zum Meere fort. Man hat gesehen, wie sie zu Nachts in die Fenster gestiegen, die Schlafenden in den Betten überrascht und erschreckt haben, und auf der andern Seite wieder hinausgestiegen, um ihre Marschroute zu verfolgen. Stellet sich ihnen ein Mensch entgegen, dann heben sie ihre Scheeren drohend in die Höhe, schlagen sie mit vielem Geräusch an einander und kneipen sehr schmerzhaft. Nur wenn sie zu heftig geschreckt werden, oder beim Streite den Kürzern ziehen, weichen sie, wie in die Flucht geschlagen, zurück, und retten sich auf die eiligste und unordentlichste Weise ins Land. Auf ihrem Marsche richten sie in den Gärten vielen Schaden an, sowohl durch das Abfressen und Abkneipen der Gewächse, als durch das dabei zerdrückte Kraut.

Endlich gelangen sie nach ihrem gefahrvollen Zuge und nach dem Verluste vieler Mannschaft zum Meere, und nun bereiten sie sich zum Fortpflanzungsgeschäfte. Die Weibchen gehen nämlich dicht an das Ufer, oder vielmehr sie treten an dessen äußerste Seekante, denn sie scheuen übrigens das Meerwasser. Hier lassen sie die Wellen zu mehreren Malen über sich hingehen. Wahrscheinlich wird hiedurch das Reifen der

Eier nur befördert; denn einigen mir indessen nicht sehr wahrscheinlichen Nachrichten zufolge werden die Eier nicht wie bei den Krebsen unter dem Schwanze ausgebrütet, und die Weibchen gehen daher nachher nochmals zur Seeküste und werfen die Eierbüschel, oft von der Größe eines Hühnereies, in das Meer. Hier werden sie im Sande des Meeres und durch die Sonne ausgebrütet. Es muß mithin gerade der umgekehrte Fall von dem, was bei dem Lachse erzählt worden ist, Statt haben. Hier muß nämlich das, wodurch sich das Meerwasser von dem süßen unterscheidet, zur Entwickelung der Eier nothwendig seyn; widrigenfalls könnten die Krabben nur in den Flüssen laichen, ohne die mühsame Reise zu unternehmen.

Ob nun gleich gerade um diese Zeit, ebenfalls durch den Instinkt getrieben, eine Menge Fische sich daselbst einfinden, um an den Krebseiern ein reiches Mahl zu halten, so kommen dennoch bald darauf Millionen kleiner Krabben, von der Größe eines kleinen Pfennigs (liard) zum Vorschein. Diese verlassen indeß sogleich das Element, welches sie ausbrütete, und nehmen langsam ihren Zug vor ins Binnenland.

Die erwachsenen Landkrabben wechseln jährlich die Schale. Bevor sie die neue Schale erhalten, sind sie nur mit einer leicht zu verletzenden pergamentartigen Haut bekleidet. Gegen diese Zeit verschließen sie ihre Wohnungen auf das sorgfältigste, nachdem sie diese aber zuvor reichlich mit trocknem Grase und andern vegetabilischen Eßwaaren versehen haben. Sie werfen deßhalb vor ihren Höhlungen den Sand oder die Erde so künstlich auf, daß man die Oeffnung gar nicht gewahr wird. Die Franzosen nennen sie in diesem Zustande Beutelkrabben (Crabbes boursiers), und suchen sich ihrer durch Nachgraben zu bemächtigen. Alsdann ist nämlich ihr Fleisch äusserst schmackhaft, obgleich diese Krabbenart auch zu jeder andern Zeit stark verspeiset wird. Indeß behauptet Labat, daß hiezu stets, selbst bei der gewürzreichsten Zubereitung, eine sehr starke Verdauungskraft erfordert werde. Der Kopf werde leicht dadurch eingenommen, und wenn die Krabben, welches sich mehrmals ereignet hat, die Früchte des höchst giftigen Mancanillabaums zuvor genossen haben, so ist man durch ihren Genuß tödtlichen Zufällen ausgesetzt.

Die Neger ziehen die Landkrabben den Seekrabben sehr vor und sie gehören zu einer der Hauptleckereien ihres Tisches. Du Tertre nennt sie daher das Manna der Wüsten. Uebrigens wird bei dem zunehmenden Anbau der Inseln dieses bedeutende Hülfsmittel nicht mehr von langer Dauer seyn.

II. Der Soldat oder Diogenes.

Diogenes Tonne war sicher nicht so schön, als das ihr einigermaßen ähnliche gleichfalls erborgte wandelbare Haus des Landkrebses, welcher daher diesen Namen erhalten hat.

Linné nennt diese röthlich gefärbte Krebsart Cancer (brachyurus) chelis laevibus, pubescentibus, sinistra majore; denn die linke Klaue ist gleichsam monströs gegen die rechte. Indeß ist auch oftmals dieß der umgekehrte Fall.

Es scheint als wenn die Natur alle uns denkbare Formen habe erschöpfen wollen, ohne dennoch den damit begabten Thieren irgend etwas Nothwendiges in ihrem Haushalte abgehen zu lassen.

Den eben zuvor erwähnten wandernden Landkrabben ertheilte sie die Gescheidtheit, sich beim Abwerfen ihrer harten Schalen sorgfältig einzuschließen, und dadurch den weichen Körper den Gefahren zu entziehen.

Die Diogeneskrabbe bildete sie mit einem völlig unbeschützten, unbeschalten, weichen, fast schneckenförmig gebogenen Hinterleibe; nur der Vorderleib und die daran gewachsenen acht Beine sind krebsartig mit Schalen bedeckt. Dafür schuf sie an dem letzten Absatze des weichen Körpers mehrere fleischige Häkchen, vielleicht Sauger, und theilte der Krabbe das Talent mit, sich Schneckenhäuser zu wählen, die genau für ihre Größe und Form passen, sich darin gänzlich zu verbergen und vermittelst jener kleinen Füße oder Häkchen so festen Besitz davon zu nehmen, sich darin so fest zu klammern, daß die größte Kraft nicht zureicht, sie wider ihren Willen herauszuziehen, sie davon zu trennen, sondern vielmehr das Thier selbst in Stücken reißt. Sie leben auf dem Lande, jedoch nicht sehr weit vom Meere. Zur Laichzeit wandern sie dorthin, um ihre Brut den Wellen anzuvertrauen. Kaum ist das junge Thier dem Ei entschlüpft, so sucht es dort eine für seine Größe und Gestalt passende Seeschnecke auf. Gewöhnlich trifft dieß Loos die Pyramiden- oder Schraubenschnecken. Sie greifen, Ulloas eigenen Erfahrungen zufolge, die Bewohner der Schneckenhäuser mörderisch an, tödten sie und bemeistern sich dieser Wohnung. Daher der kriegerische Name; die Spanier nennen sie Soldado, die Franzosen Soldat, und die Engländer Soldier-Crab. Wahrscheinlich dient ihnen der Proprietär des Hauses zur Nahrung, da die meisten Krebsarten fleischfressend sind.

Sie senken den Hinterleib zuerst in die Schneckenhäuser, klammern sich mit den kleinen Füßen darin fest, und legen den beschalten Theil des Körpers beim ruhenden Zustande in eine solche Stellung, daß die große Klaue gleichsam die Wohnung verschließt. Sie ist eine mächtige Schutzwehr; denn sie kneipen damit alles, was sich ihnen nähert, mit solcher Gewalt, daß Einige behaupten, man fühle es mehrere Tage auf das schmerzhafteste; nach Andern soll es sogar wie der Stich des Scorpions wirken, und auch gleicher Gegenmittel bedürfen; wahrscheinlich ist letzteres übertrieben.

Der Soldat verläßt oftmals sein Haus willkührlich, um

desto bequemer seiner Nahrung nachzugehen. Er weiß sodann seine Schneckenschale genau von allen übrigen gleichfalls leeren, selbst von eben dieser Art wieder zu erkennen. Setzt man mehrere so herausgekrochener Krabben von eben dem Alter neben einander, so muß man ihre Unterscheidungskraft bewundern. Trifft es sich aber, daß zwei eine und dieselbe Schale wählen, wenn man ihnen nämlich die ihrige genommen hat, dann erhebt sich zwischen ihnen ein heftiger Streit; der heftigste Kneiper, der Sieger, bezieht sodann das mühsam errungene Haus.

So wie diese Krabbe an Größe zunimmt, sieht sie sich gezwungen, auf eine geräumigere Wohnung zu denken. Sie verläßt die alte, greift eine größere Seeschnecke an, und bemächtigt sich ihrer Schale. Mit dieser verläßt sie sofort den Strand und zieht landeinwärts. Wandert sie dann in Zügen zum Absetzen der Brut zum Meere, so ereignet es sich zu Zeiten, daß ihre Richtung, gleich der des Turlurux, sie über die Häuser der Strandbewohner hinwegführt. Die auf dem Marsche mit fortgeschleppten Schneckenhäuser setzen alsdann durch ihr sonderbares Gepolter auf den Dächern die Bewohner in Schrecken.

Oftmals rächen sich diese, sammeln die Krabben in großer Menge ein, und finden daran eine eben so schmackhafte als nahrhafte Speise.

III. Der weißköpfige Adler und der Fischaar.

Nicht zu voreilig darf man von der Bildung auf die Talente und Fähigkeiten schließen. Wer würde es einem Land-Adler zutrauen, daß er, gänzlich von allen Hilfsmitteln, Fische zu fangen, entblößt, dennoch sich davon sehr häufig nährt?

Der weiß- oder kahlköpfige Adler (Falco leucocephalus L.) ist ein sehr starker, schöner, graubrauner Raubvogel, mit weißem Kopfe, Nacken und Schwanze, und mit gelben Füßen. Er bewohnt die südlichsten Provinzen der amerikanischen Staaten und ist daher wohl auch Westindien nicht fremd.

Er lebt von mehreren Thierarten, von Lämmern und Wildpret, greift auch, vermöge seiner Stärke, sogar Hirschkälber an, und ist das Schrecken kleinerer Raubvögel. Sein Nest erbauet er nahe am Meere, und zwar mit großer Vorsicht, gewöhnlich unweit des Nestes der von Fischen lebenden Vögel, z. B. der Reiger und besonders des Fischaars (Falco Haliaëtus L.), den er, so wie dessen Junge, stets mit einer seltnen Schonung behandelt.

Eine seiner Lieblingsspeisen sind nämlich Fische. Versagte ihm nun die Natur die zu ihrem Fange selbst nöthigen Eigenschaften, und erlaubte ihm auf keine Weise sich in das Wasser zu wagen, so ersetzte sie dieß bei ihm hinreichend durch folgende Talente. Als früher Nachbar des fischenden Adlers, des

Fischaars, folgt und beobachtet er dessen Thun und Lassen. Fliegt dieser zum Meere, um Fische zu fangen, so bleibt er sein Gefährte. Der Fischaar, völlig zum Untertauchen geschickt, schwebt über dem Wasser, um seine Beute aufzuspüren, über ihm schwebt aber in einem höheren Abstande der weißköpfige Adler. Plötzlich dringt der Fischaar in die Fluth, fängt den Fisch und eilet mit lautem Jubel wieder hervor. In dem Augenblicke stürzt der große Adler aber drohend auf ihn herab; aus Furcht entfällt der Fisch seinen Klauen; ehe dieser das Wasser erreicht, hat ihn der große Adler blitzschnell, selbst bei der größten Höhe aufgehascht. Er entfliegt, die Beute zu verzehren, während daß der Fischaar sich mit neuem Futter aus dem Wasser versorgt.

Es ist höchst merkwürdig, wie der Fischaar nie ohne einen lauten Ton aus dem Wasser mit dem Fische in den Klauen hervorkommt. Dadurch wird oftmals der noch zu weit entfernte große Adler zu dieser Jagd herbei gerufen. Hier diente der Freudengesang des Schwächern dem Stärkern zur Aufforderung, sich von der mühselig erworbenen Beute zu nähren; indeß gab die Natur dagegen dem erstern die Fähigkeit, auf das schnelleste seinen Verlust ersetzen zu können.

IV. Die Jagd a) des Diablotins, b) der Leguans, und c) der Schildkrötenfang durch die Remora.

a) Die Jagd des Diablotins.

Auf einem der hohen Gebirge von Guadeloupe findet sich ein rauchender Vulkan, die Schwefelgrube (la soufrière) genannt. Man genießt von ihr einer sehr schönen Aussicht über sehr viele der Antillen hin. Neben ihr liegt ein anderes Gebirge, das gleichfalls, so wie der Piton oder der höchste Theil des erstern, mit vielfachen Höhlen und Löchern in allen Richtungen, wahrscheinlich vom Feuer, durchbohrt ist. Dieses Gebirge heißt der Berg der Teufel (Montagne des diables); denn in seinen Aushöhlungen und vielartigen Oeffnungen und Gängen nisten eine unzählige Menge Meerschwalben, welche man Teufelchen (Diablotins) nennt. Es sind die wegen ihrer Dummheit oder vielmehr Arglosigkeit, mit welcher sie sich greifen lassen, sogenannten dummen Meerschwalben (Sterna stolida L., englisch Noddy).

Unter den Seevögeln sind sie die genießbarsten, nämlich deren Fleisch am mindesten durch den thranichten Fischgeschmack widersteht. Daher dienen sie besonders zu einem bedeutenden Nahrungsmittel auf Guadeloupe und andern französischen Inseln, indem die Geistlichkeit sie für eine Fastenspeise erklärt hat. Uebrigens findet man sie gleichfalls auf den dürren Felsen der Bahama- und anderer dortigen Inseln. Sie haben die Größe eines jungen Huhns; der Schnabel ist ungezähnt; die

Nasenlöcher liegen an der Wurzel des Schnabels. Die Farbe ist schwarzbraun; die Stirn weißlich. Die großen Augen liegen weit hervor und dienen ihr das wenige Licht in der Dunkelheit aufzufassen; dagegen blendet sie der sehr helle Tag.

Die Jagd dieser Meerschwalben ist beinahe eben dieselbe, als die der nordischen Vögel, welche man auf den Faroe und Schettländischen Inseln wegen ihrer Eier, oder auch wegen ihrer Daunen aufsucht.

Die Jäger bewaffnen sich mit 8 Fuß langen, ziemlich biegsamen Stangen, wovon das eine Ende mit einem Haken versehen ist. Sie führen daneben zu dieser Jagd besonders abgerichtete Hunde. Diese spüren in den Höhlungen und Löchern der Gebirge die Teufelchen auf, und der Jäger treibt sodann seine behakte Stange hinein, faßt das Thier und zieht es hervor.

Gewöhnlich wird diese Jagd zu der Zeit vorgenommen, in welcher die jungen Vögel die ersten Federn oder Daunen bekommen. Man nennt das junge Thier alsdann Cotton, wahrscheinlich wegen der Aehnlichkeit der Daunen mit der Baumwolle. Sie sind sodann wie mit Fett übergossen, und, einen etwas öhlichten Geschmack abgerechnet, dem Labat zufolge eine sehr delikate Speise. Während diesem Hervorholen der Jungen fliegen die Alten mit vielem Geschrei in ihre Höhlen aus und ein. Aber auch diese Alten werden zugleich mit gefangen; ihre Arglosigkeit ist freilich so groß, daß sie den Menschen sehr nahe kommen lassen; allein ihr durch jedes starke Licht sogleich geblendetes Auge hat an der Leichtigkeit der Jagd ebenfalls großen Antheil. Daher unternimmt man die Jagd sehr häufig beim Fackelschein, wo alsdann die alten Meerschwalben wie betäubt sich dem Jäger selbst in die Hände liefern.

Das Gefahrvolle bei dieser Jagd bleibt eigentlich der Weg zu den Nestern. Die Jäger sehen sich gezwungen, oftmals Einer auf des Andern Schultern zu treten; ja wenn Einige von ihnen die Felsen erklommen haben, ziehen sie Andere durch Stricke, welche von starken zähen Pflanzen geflochten sind, zu sich, oder auch bis zu den Oeffnungen, woraus die Vögel zu holen sind, hinauf.

Diese Jagd ist sehr einträglich. Innerhalb weniger Stunden werden auf die Art viele hundert Teufelchen gefangen. Man verspeiset sie gewöhnlich gebraten, und mit Salz und Pfeffer oder ähnlichem Gewürz stark überstreuet. Den Jägern dienen hiebei große Baum- und Pflanzenblätter statt der Teller.

b) Die Jagd des Leguans.

So äußerst verschieden auch ein Vogel von einer Eidechse seyn mag, so hat dennoch die Jagd der Meerschwalbe einige Aehnlichkeit mit der des Leguans. Beide werden dem Menschen so leicht, durch die diesen beiden Thierarten angeborne Stu-

pidität, oder vielmehr dumme Zutraulichkeit gegen den gescheidtesten, boshaftesten Würger aller irdischen Wesen.

Der Leguan (Lacerta iguana, cauda tereti longa, pinna dorsali radiata, occipite cristato Linn.) ist eine Eidechse, welche durch ihre Größe gleichsam die übrigen Arten ihres Geschlechts mit dem ungeheuern Krokodil verbindet.

Der Leguan hat nämlich, bei einer sehr häßlichen Gestalt, oftmals mehr als 6 Fuß Länge. Sein dicker, mit Schuppen bedeckter Körper spielt grünlich blau, und verändert diese Farbe nur in einem mindern Grade auf ähnliche Weise, je nach den verschiedenen Leidenschaften, wie das Chamäleon. Seine fünfzehigen Füße haben scharfe Nägel. Sein Mund ist mit vielen Zähnen versehen. Im Kampfe, oder in der Furcht, sträubt sich sein Kamm; die unter dem Halse hängenden Lappen schwellen auf, und das große funkelnde Auge wird durch die rothe Einfassung noch furchtbarer. Das ganze Thier hat alsdann etwas gräßliches; indeß ist selbst sein Biß, obgleich schmerzhaft, niemals schädlich.

Die Leguanen-Jäger der Antillen wissen sich des Thiers aber mit geringer Mühe zu bemächtigen. Labat gibt als Augenzeuge folgende Nachricht von einer solchen Jagd. Ein sachkundiger Neger trug eine lange Stange, an deren einem Ende sich ein kleiner Strick mit einer zuzuziehenden Schleife oder Schlinge (noeud coulant) befand. Man durchsuchte nun das Gehölz und fand endlich einen Leguan auf einem trocknen Zweige ausgestreckt liegend, um der Sonne zu genießen; denn diese Thiere freuen sich der Wärme und besteigen auch die Bäume. Der Neger hub sofort an laut zu pfeifen, und der Leguan wandte, ohne im mindesten zu fliehen, mit sichtlichem Wohlgefallen den Kopf dahin, woher ihm der Ton kam. Jetzt trat der Neger unter stetem Pfeifen näher hinzu, kitzelte dem Thiere anfänglich mit dem Ende der Stange sanft die Seiten und nachmals die Kehle. Hiedurch ward der Leguan stets mehr entzückt, wälzte sich von einer Seite zur andern, und schlief endlich unter dem Pfeifen und Kitzeln wie bezaubert ein. Dieß benutzte der Jäger, brachte den Kopf des Thiers gänzlich aus dem Zweige hervor, zog ihm die Schleife über den Hals und versetzte ihm einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß der Leguan von dem Zweige sinnlos herab auf die Erde fiel. In diesem Zustande warf ihn der Neger auf den Rücken, setzte ihm seinen Fuß auf den Leib und schnürte die Füße mit Stricken zusammen. Obgleich nun der Leguan, da er indeß wiederum zu sich kam, sich auf das heftigste sträubte und mit funkelnden Augen den Kamm und den ganzen Körper zornig aufblies, so überwältigte er ihn dennoch und band ihm das Maul und die Tatzen so feste, daß er ohne Widerstand fortgeschleppt ward.

Eine solche Eidechsenjagd ist aber nicht uneinträglich. Das Fleisch der Leguane ist sehr schmackhaft; es kommt, besonders das Fleisch der weiblichen Thiere, dem Hühnerfleische sehr nahe. Dem dazu nicht gewöhnten Europäer hat es anfänglich etwas Widerstehendes, so wie Manchem die Froschkeulen; allein nicht blos die Franzosen genießen es bald mit Vergnügen, sondern auch Engländer, z. B. der Ritter Banks fand es angenehm und sehr gesund. Nur denjenigen soll es schädlich seyn, deren Säfte von der amerikanischen Krankheit nicht völlig frei sind. Man hat Neger gesehen, und diese lieben vorzüglich das Fleisch der Leguane, welche in solchem Zustande durch dessen häufigen Genuß dem Tode nahe gebracht wurden; nur die wirksamsten Arzneien, verbunden mit kräftigen Brühen von Schildkröten, retteten sie. Hier hat also die Natur die Wirkungen zweier nicht ganz unverwandter Thierarten, zweier Amphibien einander gerade entgegen gestellet.

c) Der Schildkrötenfang, besonders der durch die Remora.

Den großen Reichthum nutzbarer Produkte, mit welchen Westindien ausgesteuert ist, vermehren gleichfalls die Schildkröten so verschiedener Art, welche in den dortigen Meeren leben. Hierunter bleibt die grüne oder mit Recht sogenannte Riesenschildkröte (Testudo mydas Linn. oder nach unserm hierin weit genauern Landsmann, Testudo viridis, pedibus pinniformibus, unguibus palmarum binis, plantarum solitariis, testa ovata; Schneiders Nat. Gesch. der Schildkröten) stets die vorzüglichste. Sie ist für alle Seefahrer von unersetzlichem Werthe, denn ihr Fleisch rettet oftmals das Leben ganzer Flotten. So verdankte der berühmte Anson nur allein den Schildkröten auf Juan Fernandez die ganze Reihe seiner nachmaligen Thaten.

Da sie nicht, wie viele der übrigen Arten, von animalischer Nahrung, sondern hauptsächlich vom Seegrase lebt, so hat sie durchaus keinen thranichten Geschmack. Ihr höchst antiscorbutisches Fleisch und die Brühen gehören vielmehr zu den Hauptleckerbissen der reichen Schlemmer von England; ja sie behaupten, in der Schildkröte jede Art von Fleisch, sey es zahmes oder wildes, zu schmecken. Wem ist es auch unbekannt, daß der Lord-Mayors-Schmaus sich nicht ohne Turtle gedenken läßt? Und wer labte sich wohl nicht in mehreren hiezu besonders eingerichteten Taverns auf dem weiten Wege von St. James nach der Bank, dem Ostindischen Hause oder der Börse, an nahrhafter Turtlesoup?

Die Größe des Thiers und sein zähes Leben erhöhen diesen Werth außerordentlich. Man trifft Schildkröten von 800 Pfund, sie geben oftmals 100 Pfund sehr wohlschmeckendes Fett, und können 100 Personen zur Sättigung dienen. Sie

besitzen eine solche Stärke, daß sie mit einem auf sie gesetzten Gewichte von 600 Pf. fortkriechen. Daß aber diese Schildkröte mit einem außerordentlichen Vermögen begabt ist, ihr Leben lange zu fristen, beweiset die Art, wie man sie aus dem Meere zu uns führt. Man nagelt sie nur auf dem Schiffe an, begießt sie täglich einigemal mit Seewasser, und bringt sie auf diese Weise nach mehreren Wochen frisch und gesund nach Europa. Hier wird also nur allein durch das Einsaugen des wenigen Wassers und durch die Respiration ein sehr großes Thier Monate lang gesund erhalten.

Von Landschildkröten hat man ganz bestimmt bewundernswürdige Beispiele eines hohen Alters. So führt Forster aus dem Antiquarian Repertory an, daß der Erzbischof Laud im Jahre 1633 eine solche Schildkröte in den Palast zu Lambeth habe bringen lassen; diese starb nur erst 1753, und zwar nicht vor Alter, sondern sie erfror aus Nachlässigkeit des Gärtners. Eine andere hatte gleichfalls dort 125 Jahre gelebt.

Was den Fang der Meerschildkröten anbetrifft, so geschieht er gewöhnlich nach den drei folgenden Methoden.

Diese Amphibien vertrauen ihre Eier, nicht wie die Fische, dem Wasser an; sie lassen sie auf dem Lande ausbrüten. Man nimmt also die Zeit besonders wahr, wo sie sich ans Land begeben. Im April und Mai entfernen sich die Weibchen zu einer solchen Weite vom Seestrande, wo die Fluth nicht mehr hinaufreicht. Hier graben sie 2 Fuß tiefe Höhlen in den Sand, legen oftmals gegen 200 Eier, von der Größe der Hühnereier, hinein, und bedecken sie sorgfältig mit Sand.

Zwei Menschen ergreifen das Thier und kehren es auf den Rücken, um es sodann nach Bequemlichkeit in das Boot tragen zu können. Es gehört hiezu nur einige Vorsicht, um den kurzen Hals zu vermeiden, denn die Schildkröte beißt sehr scharf um sich. Man tödtet daher zuweilen das Thier durch einen Schlag auf den Kopf.

Die Eier sind aber selbst eben so schmackhaft als nährend, und werden daher nicht zurück gelassen.

Die Ascensions-Insel dient vorzüglich den lange in See gewesenen Reisenden, sich durch diesen Fang von den Seekrankheiten zu heilen. Denn hier, auf einer unbewohnten, ruhigen Insel, feiern diese Thiere vorzugsweise ihre langen Hochzeiten. Sie dauern 14 Tage, und heißen bei den Franzosen Cavallage; und hiedurch geben sie den Seeleuten die beste Gelegenheit zu ihrem Fang.

Die zweite Art dieses Fanges kommt dem Harpuniren der größern Seethiere nahe. Eine acht und mehr Fuß lange Stange hat an dem einen Ende einen scharfen, starken eisernen Nagel, von etwa sieben Zoll, welcher zugleich an einer langen Leine festgebunden ist. Zwei Personen fahren in einem Boote

an solche Orte, woselbst sie viel zerschnittenes Seegras bemerken, denn dieß dient ihnen zur Anzeige des Aufenthalts der Schildkröte; diese im Meere von ihnen zur Nahrung abgebissenen Pflanzen schwimmen nämlich oben auf. Der Harpunier durchstößt das aufgefundene Thier, und dieses eilet, sobald es sich verwundet fühlet, mit dem Nagel im Rücken, welcher von der Stange losläßt, davon. Das Boot wird von der Leine des kleinen Harpuns mit fortgezogen. Dieses dauert indeß nicht sehr lange; das Thier ermattet und verblutet sich bald, und wird sodann in das Boot genommen. Man nennt diese Jagd Varrer, von Varre, dem spanischen Namen dieser Stange. Von Portroyal auf Jamaica laufen zu diesem Fange oftmals 40 Böte zugleich aus, und kehren reichlich beladen zurück.

Ansons Matrosen zeigten bei der Jagd der Schildkröten noch größere Geschicklichkeit. Sie fingen nicht bloß eine große Anzahl nach der ersten leichten Methode auf dem Strande von Juan Fernandez. Ein einziger Mann, ein geschickter Taucher, zwang die im Meere schlafenden zum Fliehen; hierauf folgte das Boot ihm so lange, bis das schwerfällige Thier ermattete, und so ward es durch den Taucher und den andern Schiffer ins Boot geworfen.

Bei der dritten Methode bedient man sich großer starker Stellnetze. Die Thiere verwickeln sich in die Maschen, und da sie nicht sehr lange ohne Athem zu schöpfen unter dem Wasser bleiben können, so findet man sie darin erstickt. Auf die Weise fangen sich gleichfalls die Caretten (Testudo Caretta L.), ein anderer nicht unwichtiger Handelsartikel für die Antillen, wegen der Schildpatte.

Endlich gab es vormals bei den Eingebornen der Antillen eine sinnreichere Jagd der Schildkröte; und es zeigen sich Spuren, daß diese Methode auch mehreren längs dem Meere wohnenden Völkern eigen ist.

Die Remora oder der Sauger (Echeneis Remora L.), ein kleiner Fisch der Brustflosser (Thoracici L.), welcher sich durch ein in die Quere gezähntes Schild am Kopfe auszeichnet, war schon den Alten als ein wunderbares Thier bekannt. Seine Eigenschaft, sich auf das festeste großen Fischen, oder auch den Schiffen, vermittelst jenes Schildes, anzuhangen, verursachte die Fabel, er halte die Schiffe im Laufe auf; daher entstand der Name Schiffshalter. Gewiß ist indeß, daß dieß Thier nicht bloß eine höchst merkwürdige Methode besitzt, sich an andere todte und lebende Körper fest zu saugen, sondern daß es andere, selbst die wildesten Raubfische begleitet, ohne von ihnen gefressen zu werden. Catesby sahe in Westindien viele Sauger bald an den räuberischen Haien fest hangen, bald um diese größten Würger aller Fische umher schwärmen, ohne daß die Haien sich nur bemüheten, sie zu haschen.

Es bleibt mithin die Natur, die Lebensart und das Verhältniß des Saugers gegen die übrigen Meeresbewohner stets noch sehr räthselhaft.

Oviedo, Martyr und Herrera bezeugen, daß sich (vormals) die Einwohner der Antillen der Remora eben so zur Jagd der Schildkröten bedient haben, als der Falkenjäger des Falkens bei den Landjagden. Dieser Fisch, sagt Oviedo, welcher nicht über eine Spanne lang ist, wird eigends zu dieser Fischerei gehalten und ernährt. Sein Herr macht ihn vermittelst einer Leine von mehreren Klaftern an einem Boote fest, und fährt sodann damit in die See. Kaum wird die Remora eines Fisches, selbst in einer beträchtlichen Weite ansichtig, so eilt sie blitzschnell darauf zu, und hängt sich fest an ihn. Der Indianer läßt sodann die Leine ablaufen, und folgt mit dem Kahne nach; ein eigenes Boje (Stückchen Holz zum Zeichen) ist mit der Leine vereint; durch sein Obenschwimmen wird die Richtung sichtbar gemacht, nach dieser das Seewildpret verfolgt, bis es ermattet, und sodann die Leine langsam nach sich gezogen. Die Remora hält ihre Beute mit unglaublicher Stärke fest, und läßt sich mit ihr an das Ufer heranziehen. Auf die Weise sahe Oviedo eine Schildkröte fangen, von solchem Gewichte, daß kein einzelner Mensch sie hätte forttragen können.

Daß aber auch einige Nationen der afrikanischen Küsten sich dieses sonderbaren Mittels bei ihrem Fischfange bedient haben, scheint aus einer Stelle des Lobo zu erhellen, auf welche mich die Schneiderschen Zusätze zu seiner schätzbaren Arbeit über die Schildkröten aufmerksam gemacht haben.

In Abyssinien, sagt Lobo, haben die Meerschildkröten einen gefährlichen Feind, Sapi genannt, welcher ihnen, wie das Frettel den Kaninchen, nachstellt. Der Sapi findet sich zwischen den Klippen des Meerufers, ist zwei Palmen lang, hat an dem Halse eine drei Finger breite Schuppe, und hält sich an den Felsen fest, fast wie ein Blutigel. Die Fischer setzen den Sapi in einen eigenen Behälter mit Seewasser; sie binden ihn mit einer langen Leine am Schwanze fest; da, wo sie Schildkröten vermuthen, lassen sie den Sapi los. Dieser greift gleich die Schildkröte an, saugt ihr das Blut aus und läßt sie nicht wieder los. Hierauf zieht der Fischer die Leine mit dem Sapi und der Schildkröte nach sich.

Nimmt man das Unbestimmte in der Beschreibung hinweg, so zeigt das Ansaugen, die große Schuppe am Halse, und endlich die mit der Beschreibung der Schildkrötenjagd der Amerikaner zutreffende Methode der Abyssinier, daß der Sapi höchst wahrscheinlich die Remora ist, und daß zwei sehr verschiedene, und sehr weit auseinander gelegene Menschenracen auf gleiche Erfindungen, und zwar höchst sonderbare Erfindungen zu gerathen im Stande sind.

Biographie.

Condamine.

Die Neubegierde, dieser schätzbare Vorläufer des tiefern Forschens, ist unstreitig eine der ersten Quellen der wichtigsten Entdeckungen und der größten Unternehmungen. Freilich steht der gröbere Trieb nach Neuheit und Abwechselung der Neugierde sehr nahe, und gebiert in so fern oft nur momentane Thätigkeit. Auch findet sich bei den Thieren bereits etwas Aehnliches. Unläugbar ist nämlich ihr mannigfaltiges Hin- und Hersuchen, welches sie sogar bei schon völliger Sättigung oder Befriedigung anderer Lebensbedürfnisse äußern, ihr Beobachten dessen, was der Mensch ihnen zufällig zeigt, oder was ihnen in dessen Handlungen auffällt, ein angeborner Trieb, der der menschlichen Neugierde nahe kommt. Allein bei uns hebt sich dieser Reiz nach Abwechselung zu jener edlen Wißbegierde, der Mutter der wichtigsten Fortschritte der menschlichen Kenntnisse.

Selten findet sich aber diese Wißbegierde vereint mit dem tiefern Forschungsgeiste, mit demjenigen consequenten Denken, welches aus dem Neuen alle Folgen richtig an einander gereihet, entwickelt, wodurch nur allein wirklich nutzbare, wichtige Entdeckungen geliefert werden, und wodurch nur allein die wahre Größe des Menschen bekräftiget wird.

Noch seltener paart sich dieses consequente Denken mit dem Enthusiasmus für die Erweiterung unsers Wissens und mit unerschütterlicher Beharrlichkeit.

Am seltensten bildet endlich die Natur solche Menschen, die mit allen diesen Gaben des Geistes begabt, zugleich von hohem Muthe beseelt, mit einem Körper ausgerüstet sind, der es wagen darf, allen Gefahren Trotz zu bieten, und dessen Nerven die nothwendige Stärke oder mindere Empfindlichkeit besitzen, um nicht unwillkührlich jenen hohen Muth zu brechen, die aus jenem tiefen Forschen hervorgegangenen Resultate im Stillschweigen ruhen zu lassen, und auf diese Weise alles das Große zu hemmen oder zu vernichten, welches sich im entgegengesetzten Falle aus der ersten Entdeckung mit Recht erwarten ließ.

Bei dem unaufhörlichen Hervortreten von Milliarden menschlicher Individuen, bei den dadurch hervorkommenden unzählbaren Combinationen verschiedenartiger Fähigkeiten des

Geistes und des Körpers, konnte indeß ein solcher für das weitere Vervollkommnen der menschlichen Gesellschaft glücklicher Fall, nicht zu den höchsten Seltenheiten gehören.

Stehe also ein so merkwürdiger Mensch einmal immerhin da; dieß ist dennoch nicht allein hinreichend, um durch ihn etwas Großes sicher bewirkt zu sehen. Hiezu gehört ein fast eben so seltnes Zusammentreffen äußerer Umstände.

Tritt nämlich dieser Mann in einer solchen Lage in die Welt, welche für ihn viele äußere Schwierigkeiten niederschlägt, ist er z. B. in glücklichen Umständen geboren, hat er nicht die den niedrigsten Stand so unbillig drückenden Hindernisse zu übersteigen, dann wird es ihm minder schwer, seine Talente zum Wohle seiner Mitmenschen geltend zu machen.

Soll er aber nur allein durch eigene Kraft sich, gleich dem ersten Anpflanzer einer rohen, wild bewachsenen Gegend, mit der Axt in der Hand seinen eigenen Pfad aushauen, dann erstirbt ihm diese Kraft oftmals vor der Beendigung des edeln Vorhabens.

Auch kommt hiebei die Natur der Resultate, und die Natur der zu bewirkenden Endzwecke sehr in Betracht. Greifen diese nicht sofort in das praktische Leben, in den Gang der Geschäfte des Staatshaushalts ein, oder wird dadurch keine bedeutende Veränderung in der öffentlichen Meinung hervorgebracht, sind diese Endzwecke gleichsam für das Studirzimmer isolirt, oder auf die kleinere Klasse der denkenden Köpfe beschränkt, so stellen sich weit geringere Hindernisse in den Weg; die Ausführung geht ruhiger vor sich. Bei dem umgekehrten Fall sträubt sich aber alles dagegen. Sitten, Gewohnheit, Trägheit, innere Verbindungen und ein großes Heer vielartiger Leidenschaften kündigen dem Verbesserer der menschlichen Gesellschaft, dem edlen Reformator, dem genievollen Erfinder den Krieg an, und treten bald mit lautem Feldgeschrei, bald durch heimliche Ueberfälle gegen ihn auf.

Alle hier angeführten Schwierigkeiten werden aber entweder vermehrt oder vermindert durch die Natur des Zeitalters selbst, durch die Epoche, in welcher eine bedeutende Entdeckung auf die Gesellschaft Einfluß haben, oder eine wichtige Veränderung des Denkens und des Thuns der Menschen bewirken soll. Ein unaufgeklärteres Jahrhundert erstickt selbst gigantische Anstrengungen zum Fortschreiten der Menschheit, ein helleres hilft dagegen dem geringsten Impulse nach. Bei jenem fällt die schönste, reichste Aussaat auf dürre Felsen, bei letzterem bringt selbst schlechter Saamen hundertfältige Frucht.

Diese Bemerkungen liefern reichen Stoff zum Erklären wichtiger Erscheinungen vieler Kategorien.

In ihnen liegen die Hauptgründe, warum von jeher so wenig große Menschen vorhanden waren; warum diese Wenigen

oftmals völlig unbenutzt vom Schauplatze wiederum abtraten, und warum überhaupt so wenig Nützliches und Großes zu Stande komme.

In ihnen kann man die Ursachen finden, weßhalb ein Cartesius oder ein Leibnitz sich eher bildeten und in ihren Wirkungskreisen weit leichter wichtige Veränderungen zuwege brachten, als ein Peter der Große; und warum Friedrich der Einzige weder mit diesem Czar, noch mit Carl dem Großen genau zu vergleichen ist; warum ein Condé leichter zu seinem Ruhme hinaufstieg, als ein Catinat; warum ein Huß nicht reformirte wie Luther; Galiläi nicht wie Neuton; warum endlich Bernoulli, Cassini oder Hopital weit bequemer und ungestörter wirkten als Condamine.

Carl Marie de la Condamine gehört zu den außerordentlichsten Menschen aller Jahrhunderte, und er bewährt durch seine thatenreiche Laufbahn die Wahrheit obiger Sätze mehr als viele der größten Helden oder Reformatoren.

Er ward am 28. Januar 1701 in Paris von angesehenen Aeltern geboren. Sein Vater Carl de la Condamine hatte die Stelle eines General-Einnehmers der Finanzen in Bourbonnois, seine Mutter war Marguerite Louise de Churces. Die frühern Jahre der Erziehung durchlebte er in einer Pensionsanstalt, welche völlig den Zeiten anpassete, in welcher nämlich pedantisches, oft sinnloses Erklären der Religion, der Grammatik und Hersagen von Lafontaines Fabeln den jungen Kopf leicht abstumpfen konnte. Auch ward ihm dieses durch seinen Eintritt in das College de Louis le Grand nicht sehr vergütet. Die Jesuiten folgten noch 1717 völlig der Cartesianischen Philosophie, und obgleich die königliche Akademie der Wissenschaften zu Paris schon den Werth von Neutons großen Entdeckungen anerkannt hatte, so sahe sich Condamine dennoch gezwungen, jene ältere Philosophie öffentlich zu vertheidigen, und diese Vertheidigung eben dieser Akademie zuzueignen.

Schon zu Anfange seines Aufenthalts in diesem Collegio sahe man, wie bei Condamine, dem Knaben, selbst die vorurtheilsvolle eingeschränkte Erziehung die Grundlage jener kalten Unerschrockenheit, mit welcher die Natur so selten die zarte fähige Fiber des Menschen stählt, nicht zu ersticken vermochte.

In seinem 12ten Jahre brachte er einst die Ferien des Collegiums in dem Hause eines seiner Verwandten zu. Man war dort bereits auf den Muth des Knaben aufmerksam geworden. Einer alten Sage zufolge zeigte sich oftmals in einem Theile des Parks ein Geist. Condamine hatte dieß kaum vernommen, so bat er zwei Bediente, ihn zu der gehörigen Zeit dorthin zu führen. Begierig den Muth des jungen Menschen bei dieser

Gelegenheit auf die Probe zu stellen, führten sie ihn dem Schrekkenbilde entgegen. Sie waren dort nur angekommen, als auf ein lautes Pfeifen die beiden Bedienten voll Entsetzen davon eilten, und ein in einen langen weißen Talar gehülltes Wesen ging auf den jungen verlassenen Condamine zu. Er hatte unter seinem Rocke einen Degen verborgen, mit diesem hieb er sofort auf den vermeinten Geist ein, und da der Degen darauf zerbrach, rief er lachend: „Das Gespenst ist also ein Körper, denn es hat meinen Degen zerbrochen. Ein Kutscher hatte diese Verkleidung vorgenommen, um den Muth des jungen Menschen zu erproben. Will man dieß gehörig schätzen, so denke man sich einen zwölfjährigen Knaben, im alten Glauben erzogen!

Nach beendigten Studien trat Condamine in das Militair. Er folgte seinem Oncle, dem Chevalier de Churces zur Belagerung von Roses als Volontair. Hier gab er denn neue Beweise seines hohen Muths. Aus Neugierde trat er auf eine Höhe, von welcher er die Festung nebst einer feindlichen Batterie übersehen konnte, welche nach seiner Gegend spielte. Mit dem Fernglase in der Hand sahe er ruhig dem Abfeuern der gegen ihn gerichteten und neben ihm fallenden Kugeln zu; denn die Spanier, durch seinen scharlachenen Mantel aufmerksam gemacht, wandten alles an, sich dieses lästigen Beobachters zu entledigen. Dieß bemerkten endlich seine Obern, und befahlen ihm, die gefährliche Anhöhe zu verlassen.

Bald nach seiner glücklichen Rückkehr von dieser Belagerung ward er von den Kinderblattern befallen. Dieß war für ihn von sehr wichtigen Folgen. Die Krankheit traf ihn in der vollen Blüthe seiner Kraft; sie hatte sein ganzes Ansehen verstellt; er entsagte gleichsam dadurch der Liebe, und erhielt durch diese Enthaltsamkeit jene feste Gesundheit, wodurch er nur allein vermögend war, den erstaunlichen Anstrengungen und Strapazen seines künftigen Lebens zu widerstehen. Nicht minder vortheilhaft für die Folgen und für die Wissenschaften, erlitt er ein zweites Unglück von gänzlich verschiedener Art. Das unglückliche Actienspiel des berühmten Law brachte auch ihn um einen beträchtlichen Theil seines Vermögens. In Frankreich herrschte gleichfalls die traurige, das Talent niederschlagende, und das Wohl des Staats tödtende Thorheit, fast ausschließlich den jungen Mann von alten Ahnen, oder da man diese mit Metall aufkauft, den Mann von großem Reichthum zu den ersten Ehrenstellen steigen zu lassen. Die Zerrüttung von Condaminens Vermögen schwächte dem feurigen, nach hohen Dingen strebenden Manne, da sein Geschlecht gerade nicht den angesehensten adlichen Häusern angehörte, die Aussichten, in Kriegsdiensten zu den höchsten Würden zu gelangen.

Auf die Art waren die Wissenschaften so glücklich, den selt-

nen Kopf ganz zu erhalten. Er widmete sich ihnen mit dem festen Entschluß, etwas Großes für sie zu thun, und er hielt Wort.

Fast alle Kenntnisse, für welche die Akademie der Wissenschaften bestimmt ist, bearbeitete er mit Eifer; allein Astronomie, Mathematik und Chemie waren dennoch seine Lieblingsgegenstände, und für letztere ward er als Adjunkt bei der Akademie angesetzt.

Seine unersättliche Wißbegierde und seine rastlose Thätigkeit ließen ihn aber nicht lange in seinem Studirzimmer ruhig.

Er schiffte sich unter dem berühmten Seehelden du Guay-Trouin nach der Levante ein. Hier besuchte er die Küsten von Afrika, durchlief die Inseln des Archipels, Palästina, Klein-Asien und überhaupt einen bedeutenden Theil des türkischen Reichs, und brachte für die Akademie vielartige Schätze von dort zurück.

Aber auch hier bot das Schicksal ihm Gelegenheit dar, seine, mit dem wissenschaftlichen Kopfe so selten vereinte Thatkraft, und seinen hohen Eifer für die Rechte des Menschen zu äußern.

Er ging von Jerusalem nach Constantinopel und landete auf der Insel Bassa, vormals durch ihre allverehrte Göttin unter dem Namen Paphos berühmt. Ein Grieche, der sich mit Condamine auf ein und demselben Schiffe befand, erkrankete, ließ sich ans Land setzen, und übergab unserm Reisenden seine ganze Baarschaft, 50 Piaster, mit dem Ansuchen, sie an seine Verwandte, Bewohner einer andern Insel des Archipels, abzuliefern.

Bei der ungesetzmäßigen Herrschaft der türkischen Befehlshaber auf den griechischen Inseln, erdreistete sich der Cadi der Insel Bassa sogleich auf die Nachlassenschaft des Griechen Anspruch zu machen. Er ließ Condaminen daher gebieten, die 50 Piaster auszuliefern. Letzterer erwiederte aber, er werde sie nur allein den Anverwandten des Griechen einhändigen. Auf diese, dem kleinen Despoten unbegreifliche Antwort, sandte er den Titafa, den Polizeibedienten, nebst einer ansehnlichen bewaffneten Mannschaft. Condamine empfing sie nebst seinen Bedienten mit Pistolen in der Hand, hielt sie von sich ab, und verweigerte standhaft das Geld. Indeß sahe er leicht seine Uebermannung voraus, und suchte auf einem Boote sich am Abend an das Schiff zu retten. Dieß gelang ihm aber nicht, er mußte vielmehr das Feuer der Festung und der türkischen Schiffe aushalten, ward zuletzt eingeholt und gebunden vor den Cadi gebracht.

Man denke das Erstaunen des Türken, als dieser bei der Forderung des Geldes von seinem Gefangenen folgende Antwort hört: „Niemand als die rechtmäßigen Erben erhalten

von mir das Geld. Ich aber gehe nach Constantinopel und werde mir für diese Beleidigung aller Rechte, und insbesondere für die Beleidigung der französischen Nation als Alliirten der hohen Pforte, dort sogleich völlige Genugthuung zu verschaffen wissen."

Wie jene Seeräuber, welche die Drohungen des von ihnen gefangenen Cäsars mit Zittern anhörten, verstummte der Cadi und entließ den kühnen Franzosen. Dieser blieb aber genau seinen Worten getreu, ging nach Constantinopel, klagte beim Divan und brachte es durch Vermittelung seiner Gesandtschaft so weit, daß der ungerechte Cadi wirklich seines Amts entsetzt ward.

Während seines Aufenthalts in der Hauptstadt unterrichtete er sich genau von dem Zustande des Reichs. Er sah seinen Verfall deutlich in dem Zurückstehen dieser ehemals mächtigen Monarchie in den Wissenschaften. Die Buchdruckerei war von neuem unterdrückt, alle Künste schliefen, und der einzige Geometer, den Condamine vorfand, ein Wahrsager, ein Sterndeuter, kannte kaum die ersten Sätze der Geometrie.

Nach einer wissenschaftlichen Excursion in die Gefilde von Troja, eilte er nach seinem Vaterlande zurück.

Hier erwarteten ihn nun höhere Unternehmungen. Huygens und Newton hatten, obgleich in ihrem Systeme über die Schwere unter einander verschieden, dennoch beide dargethan, daß unsre Erde keine Kugelform, sondern eine sphäroidische, eine eiförmige Gestalt habe. Nach beiden war sie an den Polen eingedruckt und bei dem Aequator erhoben, also die Meridiansgrade am Pole größer als die am Aequator. Diese Abflachung war aber nach letzterm fast das Doppelte von der des Huygens. Die Messungen mehrerer Grade des Meridians in Frankreich, welche Cassini und Picard schon 1669 vorgenommen hatten, schienen aber dieser Annahme entgegen zu seyn. Da nun die Bestimmung der Gestalt der Erde für die Schifffahrt, für die ganze Astronomie, und für die Naturkunde von so großem Einfluß ist, so war die Akademie Frankreichs auf eine genaue Bestimmung der Gestalt der Erde bedacht.

In dieser Beschäftigung fand Condamine die Akademie bei seiner Zurückkunft. Ueberzeugt, daß eine wirkliche Messung der Erde in denjenigen Theilen, in welchen sich, jenen Rechnungen zufolge, der Unterschied der Grade am größten zeigen müsse, die wichtige Sache entscheiden würde, schlug er (1733) vor, Messungen nahe am Pol und unter dem Aequator vorzunehmen und, seinem heldenmäßigen Eifer für alles Große gemäß, erbot er sich sogleich selbst zur weitesten, mühesamsten Reise, zu der zum Aequator.

Es gehört zu einer der trefflichen Auszeichnungen von Frankreichs vormaligen Monarchen, ihre Nation durch Ausbildung

fast jeder Art und durch die kostspieligsten wissenschaftlichen Unternehmungen zu jenem hohen Stundpunkte erhoben zu haben, von wo sie sich seit Jahrhunderten andern Nationen als ein seltnes Muster darstellte.

Frankreich unterjochte das übrige Europa noch mehr durch seine Sprache, durch seine Schauspiele, durch seine Moden, durch die Geschliffenheit seiner Staatskunst, als durch die Talente seiner Heerführer und den Muth seiner Krieger. Alle Hauptmittel, durch deren Mißbrauch Frankreich dem Auslande, während der großen Revolution, so furchtbar geworden ist, waren allein erzeugt durch den Schutz und die Pflege, welche seine vormaligen Monarchen den Musen zu Theil werden liessen. Die Taktik seiner Kriegsheere, die dreifache Reihe seiner kaum bezwingbaren Festungen, seine imponirende Artillerie, seine angesehene Marine, die in ihrer Art einzige Landesvermessung und Eintheilung, seine bewundernswürdigen Kanäle, seine ganz Europa besteuernden Waaren des Luxus, alles dieses sind die Früchte der dort so hoch getriebenen ernsten Wissenschaften; es sind die Früchte der auf den Werth der Kultur gegründeten väterlichen Vorsorge jener Bourbonen, die jetzt eben dieses, durch sie allein so mächtig gesicherte und so hoch gestiegene Frankreich erwürgte oder vertrieb!!

Kein Reich ist wahrhaft groß, wahrhaft dem Auslande ehrwürdig, habe es auch einen noch so reichen Boden, einen noch so ungeheuern Umfang, als nur ein Reich, worin die ernsten Wissenschaften den Staatshaushalt leiten und es von außen und innen sichern.

Frankreichs wissenschaftlichen Anstalten war eben aus diesen Gründen seit Ludwigs XIV., ja schon seit Franz des Ersten Zeiten nichts zu kostbar, was nur auf einige Weise hiezu abzweckte.

Dem Minister Maurepas war kaum der Wunsch, den Condamine der Akademie eingeflößt hatte, kund geworden, so konnte er ihr bereits Ludwigs XV. Begünstigung eines solchen Vorhabens zusichern.

Selbst die schweren jetzt begonnenen Kriege (1733 wegen der polnischen Krone seines Schwiegervaters Stanislaus und nachmals der Krieg in Vereinigung mit Preußen gegen Oesterreich wegen Kaiser Carl VII.) thaten dem großen Unternehmen keinen Einhalt. Während daß Frankreichs Heere unter dem großen Deutschen (Marsch. von Saxen) in Europa siegten, überwältigten seine Geometer das Klima des Poles und des Aequators, und bestimmten die Figur des ganzen Erdballs.

Für die Messung unfern des Polarkreises, welche uns hier minder angeht, sandte die Akademie Maupertuis, Monnier und Outhier; für die unter dem Aequator aber Condamine, Godin, Bouguer, den Arzt und Naturalisten

Jussieu, außer zwei andern Geometern, den Wundarzt Seniergues, einen Zeichner und Instrumentenmacher.

Da von allen Theilen der Erde, welche unter dem Aequator gelegen sind, das mittägige Amerika aus mehrern Gründen das bequemste war, so fügte die spanische Regierung, von welcher man die Erlaubniß zu dieser Messung erhalten hatte, zwei ihrer Geometer den französischen Akademikern hinzu, nämlich die Officiere der Seeakademie, Don Juan und Don Ulloa.

Die französischen Gelehrten liefen im Mai 1735 von Rochelle ab, nach Martinique. Hier ward Condamine zwar heftig vom Fieber befallen, schnelle Hülfe setzte ihn indeß schon nach 24 Stunden in Stand nach St. Domingo, und von dort nach Porto Bello zu segeln. Von hier aus ging die Gesellschaft zu Lande bis Panama, und begab sich dann zu Wasser nach Guajaquil.

Um in einer solchen unbekannten Welt die Beobachtungen zu vervielfältigen, trennten sich die Reisenden auf ihrem Wege nach Quito. Condamine wählte den schwierigsten. Nur allein von der Boussole geleitet, mußte er sich seinen Weg durch unbesuchte Wälder mit der Axt aushauen. Seine Wegweiser verließen ihn. Er irrte 8 Tage gänzlich ohne Hülfe in der Wildniß, und nährte sich nur von den Früchten der Wälder. Bald mußte er dabei dicht bewachsene Berge ersteigen, bald wilde Gewässer durchwaten; und diese dauernden Strapazen, nebst der magern Diät, dienten dennoch zu seinem Glücke; sie heilten ihn nämlich von dem Fieber.

Endlich erreichte er zwischen großen Klüften einen hohlen Pfad. Er führte ihn aus der bewachsenen Wildniß hervor an den Fuß der mächtigsten Gebirgskette der Welt, der Cordilleren. Mühsam fing er nun an diese zu besteigen. Bald hielten ihn die schroffsten Felsen, bald die von ihnen herabstürzenden Gewässer auf. Ihre reißenden, breiten Ströme erlaubten nicht durch Schwimmen über sie zu setzen; nur eine diesem Lande eigene, schaudererregende Brücke diente hiezu. In der Weite von oftmals 1800 Fuß hängt über dem brausenden Waldstrom eine Hürde oder Flechte, gleich einem Netzwerk; sie ist vermittelst zweier Stricke an beiden Ufern befestigt. Den Fuß des Reisenden zu sichern, deckt nur dünnes Schilf die großen Maschen des Geflechtes; jeder Wind bewegt die ganze Hangebrücke wie eine Wiege. Hierüber läuft dennoch der dazu gewohnte Indianer mit dem Gepäcke und den Sätteln der Maulthiere auf dem Rücken (denn diese läßt man über den Strom schwimmen) und belacht, obgleich über den gefährlichen Abgrund hin- und hergeschleudert, die Furchtsamkeit des schüchternen Reisenden.

Nach viertägigem Ueberwältigen so vielfacher Hindernisse,

hatte Condamine endlich das Gebirge erstiegen. Von dem beeiseten Felsen herab ward er durch einen Anblick erquickt, den die ganze Erde sonst nirgendwo darbietet.

Einem zweiten Eden gleich lag unter ihm die Provinz Quito, ein großes Thal, von mehr als 6 Meilen Länge, bedeckt mit den herrlichsten Grasungen und mit den Früchten der alten und der neuen Welt. Das Zuckerrohr, der Indigo gedeihen nebst unserm, hier mehr als hundertfältig tragenden Weizen; die Bananen und Pompelmusen prangen bei den schönsten Obstsorten Europens. Hier paart sich ununterbrochen der Frühling mit dem Herbste; zu jeder Zeit trägt der Baum junge Blätter, Blüthen und Früchte, und an ein und demselben Tage sieht man hier ernten, pflügen und säen. Nur der ewige Schnee der majestätischen Einfassung meilenhoher Gebirge *) erinnert an den Winter; und ihre theils dampfende, theils Feuerströme hinabstürzende Gipfel, erheben diese Aussicht zu einem seelenerschütternden Gemälde.

Dieses Thal hat indeß selbst die dreifache Höhe unsers Brockens, und eben daher kühlt sich der lothrechte Strahl des Aequators bis auf 66 Gr. (Fahrenh.) des Thermometers. Die reine Luft läßt fast niemals Epidemien zu; sogar die härtesten Ahndungen der Wollust machen den Kranken nicht bettlägerig. Auch findet sich hier und in den umliegenden Ländern kein reißendes oder giftiges Thier.

Dieses glückliche Thal hat 25 gut bevölkerte Kirchdörfer, und die Hauptstadt Quito enthält über 30,000 Menschen von allen Racen Westindiens.

Condamine fand dort fast alle seine Landsleute, und mit ihnen die zuvorkommendste Aufnahme.

Ihre Arbeiten nahmen bald den Anfang. Jene Eisgebirge dienten den Weltmessern, Signale darauf zu pflanzen; und bei dieser Gelegenheit blieb einstens das Zelt von Condamine zwei Tage im Schnee begraben. Ohne Nahrung, ja ohne Getränk mußte er sich hiezu den Schnee mit dem Brennglase schmelzen. Bei dieser Gelegenheit verlor der unermüdete Mann größtentheils sein Gehör, und ward an einer Seite paralytisch.

Die Größe der Reise und der Arbeiten selbst, hatte bald die Gelder der Gesellschaft erschöpft. Da Quito kein Handelsort ist, so eilte Condamine 200 Meilen weit zu den Banquiers in Lima, verschaffte der Gesellschaft durch seinen Privatcredit 80,000 Livres, und hob hiedurch alle Störungen des Unternehmens.

Unterdessen hatte sich ein Proceß gegen die Franzosen ent-

---

*) Der Chimborasso ist wirklich über 5/6tel einer deutschen Meile hoch, nämlich nach v. Humbold 20148 Pariser Fuß. Es ist das höchste Gebirge der bekannten Erde.

sponnen. Die Bedrängtheit, in welcher sie sich vor Condaminens Rückkunft von Lima befanden, hatte sie gezwungen, Sachen von Werth zu veräußern, und dieß benutzten bösartig gesinnte Menschen, um sie als Contrebandisten anzugeben. Kaum kam aber der muthvolle Mann zurück, so griff er die Kläger selbst an, und besiegte bald die Chicane.

Und wie hatte seine Thätigkeit diese Reise benutzt! Auf dem langen Wege war von ihm mit dem Quadranten die Breite der wichtigsten Ortschaften genommen; die Karte der ganzen Reise entworfen; in Loxa, berühmt wegen seiner Chinarinde, hatte er diesen wohlthätigen Baum genau untersucht, beschrieben und gezeichnet; in Lima, wo er drei Monate verweilen mußte, hatte er im Palast des Vicekönigs ein Observatorium errichtet und darauf wichtige Beobachtungen gemacht; im Vorbeigehen hatte er die wichtige Länge von Guajaquil und seine Lage gegen den Chimborasso bestimmt; er hatte den Hafen von Payta geographisch festgesetzt, und bei einer Reise ins Binnenland eine Karte dieses unbekannten Erdstrichs aufgenommen.

Nach höchst mühseligen Arbeiten von zwei Jahren, war endlich (im August 1639) der Bogen des Meridians von mehr als drei Graden geometrisch gemessen; nämlich von Cotchesqui, fast genau unter dem Aequator, bis Tarqui, etwas über drei Grad südl. Breite. Jetzt kam es nur darauf an, eben diesen Bogen astronomisch zu bestimmen. Ein trauriges und schändliches Ereigniß veranlaßte aber hiebei Aufenthalt.

Der Wundarzt Seniergues bekam, aus Jalousie wegen einer schönen Spanierin, Händel mit dem Schwiegersohn des Alkaden von Cuenza. Alles schien indeß schon beigelegt zu seyn, als Seniergues, da er ruhig dort einem Stiergefechte zusah, plötzlich vom Pöbel angefallen und seiner tapfersten Gegenwehr ungeachtet, ermordet ward. Auch die übrigen Mitglieder der französischen Gesellschaft, welche das Schauspiel mit ansahen, entgingen kaum dem Tode. Der Alkade und besonders der Großvikar hatte den Pöbel gegen die Franzosen unter dem Vorgeben, sie seyen Ketzer, so sehr aufgebracht, daß es dem rechtlichen Theile der Zuschauer schwer fiel, die Franzosen den Händen des Pöbels zu entreißen.

Condamine war selbst einer der Zuschauer gewesen, und man kann denken, wie der Eifer des edlen Mannes über diese Schandthat entbrannte. Drei ganzer Jahre hindurch verfolgte er unabläßig mit schweren Kosten den Proceß gegen die Bösewichter. Er siegte endlich; allein das Urtheil des Tribunals von Quito verdammte den Urheber des Mordes nur zu einer Geldstrafe, und zu einer temporairen Landesverweisung. Jedermann fühlte die unbillige Gelindigkeit des Urtheils. Der Alkade, der von Spanien aus die Cassation desselben und eine

viel härtere Strafe fürchtete, suchte sich ihr dadurch zu entziehen, daß er die Tonsur nahm. So schändlich ward die Religion gemißbraucht; denn hiedurch entzog sich der Bösewicht der Justiz.

Condamine drang auf eine treue Copie aller Akten, um sie dem hohen Rath von Spanien nebst einer völligen Auseinandersetzung der Bestechungen und Ungerechtigkeiten seiner amerikanischen Gerichtshöfe vorzulegen.

Indeß wurde nun die astronomische Bestimmung jener Grade beendigt. Bei dieser Gelegenheit zeigten sich zuerst Spuren einer Zwistigkeit zwischen Bouguer und Condamine über die erste Angabe der Verbesserung eines Fehlers bei dieser Messung.

Das wichtige Resultat des ganzen Unternehmens der Akademie verdient wenigstens hier im Allgemeinen angezeigt zu werden.

Diese Messungen hatten im Ganzen Newtons Ideen entsprochen. Ein Grad unter dem Aequator hielt, nach richtig reducirter Rechnung, nur 56753 fr. Klafter (Toises), da ein Grad unter dem Polarkreise (eigentlich unter 66° 20′) hingegen den Messungen der Maupertuischen Gesellschaft zufolge 57422 solcher Klafter betrug.

Der letzte war daher um 669 Klafter größer; und nach mehreren andern nachmals vorgenommenen Messungen bestimmen jetzt die Geometer hieraus für die Erde ein an den Polen abgeflachtes Sphäroid, dessen größerer Durchmesser auf 16 gemeine französische Meilen (lieues) mehr beträgt als der Durchmesser durch die Pole.

Dieß war also das wichtige Resultat von Condaminens großem Unternehmen. Denn wenn auch Godin gleichfalls auf den Vorschlag zu der Messung der Erde mag gedacht haben, so wäre sie doch ohne die erstaunliche Beharrlichkeit, ohne den Muth von Condamine, und ohne das ihm ganz eigene Talent, Hindernisse jeder Art aus dem Wege zu räumen, schwerlich zu Stande gekommen.

Jetzt lag Condaminen daran, dieses ehrenvolle Werk für die Nachwelt aufzubewahren, und zwar es ihr belehrend aufzubewahren.

Eins von den Mitteln, welche er hiezu gewählt hatte, bestand darin, daß er auf der Mauer der Jesuiterkirche einen Marmor setzen ließ, in welchem die Länge des Sekunden Pendels unter dem Aequator; die Länge und Breite dieses Orts; die Höhen der vornehmsten Gebirge und die Barometerhöhen auf denselben; die Schiefe der Ecliptik; das Maß der horizontalen Refraction, und endlich das Maß des gemessenen Erdgrades selbst, eingegraben war. Die Zahlen dieser Angaben hatte er aber aus Achtung gegen Bouguers seltne Talente ihm auszufüllen überlassen.

Ein bedeutenderes Monument zur Aufbewahrung der gemessenen Basis hatte er schon 1735 der Akademie vorgeschlagen. Dieß sollte in zwei Obelisken oder Pyramiden bestehen, welche an jedem Ende der gemessenen Grundlinie aufgerichtet, diese Grundlinie genau aufbehielten. Die Akademie hatte eine schickliche, darauf zu grabende Inschrift entworfen, welche sowohl das Unternehmen selbst anzeigte, als auch dessen Hauptresultate, nebst den Namen der Weltmesser enthielt.

Die beiden spanischen Mathematiker hielten sich aber beleidigt, ihre Namen in dieser Inschrift nur erst nach denen der Franzosen zu finden. Man suchte also dem ganzen Vorhaben Hindernisse in den Weg zu legen, indem man es, als der Ehre der spanischen Nation zuwider, vorstellig machte, vorzüglich da die Pyramiden oben auf mit der französischen Lilie bekrönt waren. Hieraus entstand eine unangenehme Rechtssache; aber auch dießmal triumphirte Condamine. Die Pyramiden wurden wirklich errichtet, und er hatte die Vorsicht gehabt, im Grunde derselben einen hohlen bleiernen Cylinder einzuschließen, welcher die ganze Aufschrift auf eine silberne Platte gegraben, enthielt. Freilich hat Unwissenheit und Privatränke, unter dem Schutzmantel des Nationalstolzes, diese so mühsam errichteten Monumente (es waren hiezu allein 15000 Centner Steine herbeigeführt) nachmals wiederum vernichtet, indeß war es für Condaminen doch glorreich genug, selbst nach seiner Abreise vom Madrider Hofe ihre abermalige Errichtung wenigstens befehliget zu wissen.

Er konnte nach allen diesen Arbeiten auf seinen Lorbeeren ausruhen. Auch suchten die meisten seiner Gefährten entweder den kurzesten Weg ins Vaterland oder eine ruhige Stelle im Auslande.

Nur Condamine wünschte selbst diese Rückreise durch neue Thaten der Welt belehrend zu machen. Er wählte einen Weg, den, wie er selbst sagt, ihm niemand beneiden wird, einen bisher nie bereiseten, ungebahnten, ja unbekannten, gefahrvollen, ungeheuern Weg, den Durchschnitt von Südamerika, von Westen nach Osten, von mehr als 1000 Meilen (lieues) längs dem größten Strom der bekannten Erde, längs dem Maragnon oder Amazonenflusse.

Bedeutend und vielfach waren Condaminens Verdienste um Peru. Dieß Land hatte durch ihn das ehrenvolleste Monument der menschlichen Talente erhalten; der Saame zur nützlichsten Kultur, zu den ernsten Wissenschaften war dort ausgestreuet; der den Wissenschaften nicht ungünstige creolische Adel war zur Astronomie und Erdkunde so sehr aufgemuntert, daß Don Meldonado mehrere Theile der Provinz Quito für die Akademiker aufnahm. Selbst den spanischen Klostergeistlichen hatte Condamine den Hang zu diesen Wissenschaften einzuflößen

gewußt. Sie behielten verschiedene der astronomischen Instrumente zurück, um die Beobachtungen fortsetzen zu können, ja zwei der Akademiker wurden durch sie vermogt, dort zum Lehren der Mathematik und Naturkunde zu verweilen.

Auch machten Condaminens liberale Denkart und sein unternehmender Geist eben so sehr auf die allgemeine Hochachtung Anspruch, als seine Kenntnisse.

Dessen ungeachtet sahe er sich, gerade als er auf dem Punkt stand, Peru zu verlassen, dort auf die empfindlichste Weise gekränkt. Er ward aller seiner Gelder, seiner Kostbarkeiten und dort gesammleter Seltenheiten beraubt, und welches ihm das härteste war, zugleich der einzigen, völlig berichtigten, Abschrift aller Beobachtungen. Er schätzte sich noch glücklich nur allein letztere dadurch wieder zu erhalten, daß er auf das Uebrige in einer öffentlichen Aufforderung Verzicht that. Jetzt eilte er schnell dieß undankbare Land zu verlassen.

Von Tarqui, dem südlichsten Gränzpunkte der gemessenen Basis, ging er hinab nach Jaen, um von dort, wo der Amazonenstrom schiffbar wird, ihn zu befahren.

Der Vorsatz, die Stadt Zaruma auf der Charte durch Beobachtungen richtig nieder zu legen, bog ihn von der gewöhnlichen Landstraße ab; und dieß rettete ihm sein Leben. Wäre er jener gefolgt, dann lauerten auf ihn Meuchelmörder, welche jener boshafte Alkade, der Mörder des Seniergues, gedungen hatte.

Sobald er den Maragnon erreicht hatte, schiffte er sich auf einer deshalb erbaueten Balse, oder Flöße darauf ein. Während daß die dortigen Indianer furchtsam nur längs den Ufern des Stroms hinliefen, schwamm Condamine, von einem einzigen Mestizen begleitet, ruhig dem Pongo entgegen. Schon ehe er zu diesem gefahrvollen Passe gelangte, stand den Wissenschaften ein herber Verlust bevor. In der Nacht verwickelte sich ein unter dem Wasser stehender Baumzweig in die Flöße. Schon hob er sie bis zum Ueberschlagen in die Höhe, als der wachsame Mann noch glücklich genug den Zweig zerhieb. Ohne einmal seines unvermeidlichen Todes zu gedenken, sagt er selbst hierüber: „meine Tagebücher, meine Beobachtungen und Rechnungen, kurz die Früchte neunjähriger Arbeiten waren verloren.

Den Pongo, eine krummgewundene Strecke des Flusses auf schnellen Stürzungen, mit lothrechten, oben gänzlich beschatteten Felsen eingefaßt, durchlief er am folgenden Morgen, mit der kalten Fassung des ruhigsten, sichersten Beobachters. Während des Fortschießens der Flöße maß er die Breite der Fahrt, die Geschwindigkeit des Stromes, und die Höhe der Felsenwände.

Condamine war jetzt zu Borja angelangt, und nun glitt seine Flöße gleichsam in eine neue Schöpfung den Riesenstrom hinab.

So weit das Auge hier nur reicht, ist alles seit Jahrtausenden der rohen, luxuriirenden Plastik überlassen. Die Natur, wie Büffon sagt, war erstaunt, sich hier jetzt zum erstenmal befragt zu sehen; denn bis dahin irrte der Wilde sinnlos über ihre Reichthümer hin. Das Erdreich bleibt durch den schwelgenden Wuchs der Pflanzen unsichtbar, und nirgends erblickt man irgend eine Art von Gestein. Streift der vagabonde Indier über Borja hinauf, dann sammelt er anfangs jeden Kiesel, wie der Naturalist die seltensten Kabinetstücke; aber bei ihrem nachmaligen Gemeinwerden wirft er sie wie Ballast wieder von sich.

Was für eine unermeßliche Ausbeute bot sich nun der Wißbegierde unsers Reisenden dar! Unter den kleinen Völkerschaften dieser Wüsteneien traf er Nationen, welche ihren Kindern den Kopf von oben nach unten flach drücken, damit sie mit dem Vollmonde einige Aehnlichkeit bekämen.

An Ideen waren die meisten dieser Völker eben so arm, als an Bedürfnissen. Ihre höchste Zahl, die Zahl drei, erforderte einen Aufwand von neun Sylben *). Allgemeine Begriffe, z. B. Zeit, Dauer, Tugend, Dankbarkeit, Menschenliebe u. dgl. vermögen sie gar nicht auszudrücken. Aber es ist ein hoher Zug der weisen Weltordnung, daß eben diesen Völkern jene Grundlagen der Societät, wovon ihnen die Bezeichnung fehlt, ins Herz geschrieben sind. Sie berauben sich nicht, sie tödten sich nicht ungereizt. Ja, obgleich mit den schrecklichsten Pflanzengiften genau bekannt, bedienen sie sich derselben nur auf ihren Jagden, aber niemals in ihren Kriegen. Condaminens wichtige Versuche mit diesen Giften, welche er nach seiner Zurückkunft in Gesellschaft des damals ersten Physikers von Europa, des berühmten Muschenbroeks in Leyden anstellte, waren sehr lehrreich. Sie zeigten einen neuen Vorzug des Zuckers, denn dieser bewies sich hiebei als eins der wirksamsten Gegengifte.

Wie sehr die Erd- und Menschenkunde bei dieser Reise fast in jeder Richtung weiter gewann, dieß bleibe bis zu einer schicklichern Gelegenheit aufgespart. Genug, Condamine durchschnitt nach unermeßlichen Anstrengungen und Gefahren, nur allein von einem einzigen Mestizen begleitet, das vaste Dreieck von Südamerika in einer Distanz von mehr als 500 deutschen Meilen. Er entwarf mit seinen bessern Instrumenten eine richtigere und genauere Karte des Riesenstroms, als vor ihm der deutsche Missionair Fritz, bestimmte die Einmündungen der unsere Donau größtentheils an Masse übertreffenden Flüsse, des Tigerflusses, des Ukayale, Napo, Iza, Yupura, Negro, Puruz, Madeira, Xinga, nebst mehr als zwanzig kleineren, und langte endlich nach zweijährigem Aufenthalt in unbekannten Wüsteneien glücklich in Para an.

*) Poettarrarorincuroac.

Von dort eilte er nach Cayenne, um sich nach Europa einzuschiffen. Vergebens wartete er hier 5 Monat auf ein französisches Fahrzeug. Diese ihm widrige Unthätigkeit ließ seinen thätigen Geist erschlaffen; er sank in tiefe Schwermuth, und es war ein Glück, daß eine Gelegenheit über Suriname nach Hause zu gehen, diesem traurigen Zustande ein Ende machte. Ueber Holland langte er nach zehnjähriger Abwesenheit 1745 glücklich in Paris an.

Ruhm und Gewinn für seine leidenschaftliche Wißbegierde und seinen hohen Unternehmungsgeist bezahlte er theuer mit der Taubheit, mit der Lähmung der Hälfte des Körpers und mit dem Neide eines seiner vorzüglichsten Gesellschafter. Bouguer, sicher als Geometer über ihm, aber weder an Umfang von Kenntnissen noch an Muth und hohem Geiste mit ihm vergleichbar, glaubte sich von ihm verdunkelt, so sehr auch Condamine in jeder Lage den Talenten seines unbilligen Nebenbuhlers den Vorzug laut einräumte.

Das große Unternehmen der Erdmessung krönte er jetzt durch den Vorschlag zu einem allgemeinen festen Maße, vermöge des Penduls. Und nur erst jetzt, nachdem sich die französischen Akademiker von der Länge des Sekundenpenduls unter dem Aequator versichert hatten, konnte diese dem Handel und den übrigen Geschäften des gemeinen Lebens eben so wichtige Bestimmung mit Gewißheit angenommen werden.

Diese gesammten Arbeiten, obgleich sie bei jedem Andern schon hinreichten, ihn als einen der seltensten Männer unvergeßlich zu machen, waren dennoch nur ein Theil von Condaminens Werthe.

Auf der Reise durch Südamerika hatte er die Wohlthätigkeit der Einimpfung der Blattern durch ein auffallendes Beispiel erfahren.

Diese Geißel des menschlichen Geschlechts hatte unter den Indianern schreckliche Verheerungen angerichtet. Ein Missionair, der schon die Hälfte seiner Gemeinde verloren hatte, rettete die andere durch die Einimpfung, und ein zweiter Geistlicher rettete, diesem Beispiel folgend, die seinige fast ganz.

Voll Bedauern bemerkte Condamine bei seiner Zurückkunft, daß Frankreich, umgeben von Ländern, worin die Einimpfung so treffliche Wirkung hervorgebracht hatte, wie z. B. Holland, England und Genf, dennoch diese heilsame Methode bei sich noch nicht zuließ.

Mit wahrem Feuereifer eines Apostels trat der edle Mann sogleich dafür auf. Er predigte nicht nur mit vieler Beredtsamkeit und Popularität die Einimpfung, er pries sie sogleich durch sein eigenes Beispiel; seine ganze Familie ward inoculirt.

So brachte freilich seine erste Schrift (1754) bereits große Wirkung hervor; allein nun fiel auch Alles über den edlen

Neuerer her, sowohl die Geistlichkeit als die in ihrer Wissenschaft zurückgebliebenen Aerzte. Indeß schlug ein zweites Memoire (1755) alle Gegner der Inoculation zu Boden. Sie ward allgemein angenommen, und Condamine stiftete sich durch diesen neuen Triumph ein für sein Vaterland höchst wohlthätiges Ehrendenkmal.

Er hatte nun weit entfernte Weltgegenden kennen lernen und kennen gelehrt, aber mehrere der kultivirtesten Länder Europens waren ihm noch fremd. Dieß nachzuholen bereisete er (1757) Italien. Seinem auf Autopsie gegründeten Urtheile verdankt die Mineralogie die von dem Schweden Ferber nachmals so entscheidend bestätigte Lehre über die verloschnen Vulkane. Fast über ganz Italien entdeckte er Spuren derselben, welche denen der lebenden von Peru entsprachen.

Auch benutzte er auf eine sehr sinnreiche Weise diese Reise zum Entziffern des wahren mittlern Fußmaßes der alten Römer. Die Idee, daß die Alten ihren Gebäuden genau eine runde Fußzahl gegeben haben, ließ ihn, nachdem er viele antike Gebäude Roms auf das schärfste gemessen hatte, ein mittleres Fußmaß der Römer herleiten.

Für sein persönliches Interesse benutzte er diese Reise auf eine andere Art. Bei aller Thätigkeit seines Geistes fühlte er dennoch seine zunehmenden Schwächen; er fürchtete daher ein hülfloses Alter. Er suchte deshalb eine treue Gehülfin, und diese hatte er in seiner eigenen Nichte gefunden. Sie schätzte ihn schon längst wegen seiner Talente, sie liebte und verehrte ihn wegen seines edlen Sinnes. Er erhielt bei seinem Aufenthalte in Rom vom Papste die Dispensation, sie zu heirathen. Nur allein die bewundernswürdige Sorgfalt dieser edlen Frau erhielt den seltnen Mann fast noch 20 Jahr.

Zum letzten Male verließ er (1763) Frankreich, um das Vaterland Bacons, Miltons, Lockes und Newtons, und zugleich den ersten Sitz der Inoculation näher kennen zu lernen.

Bald nach seiner Rückkunft verlor er durch die stets zunehmende Paralysis, fast gänzlich den Gebrauch der äußern Glieder. Aber sein Geist und sein Muth blieben ungekränkt.

Er suchte Talente seiner Jugend wieder hervor, welche bei den bisher dauernden ernsthaftern Arbeiten hatten zurückstehen müssen. Mit der Heiterkeit des Jünglings scherzte er in schönen Versen über seine eigenen Schwächen. Er besang die Taubheit, als den sichersten Schutz gegen jedes leere Geschwätz.

Sein Körper sank nun stets tiefer herab, aber nicht sein edles Streben der Menschheit zu nützen. Fast gänzlich gelähmt blieb ihm jetzt nichts weiter übrig, als diesen elenden Körper selbst ihr zum Besten aufzuopfern. Die erste Gelegenheit bot ihm hiezu die Elektricität dar. Er unterwarf sich anhaltenden

elektrischen Versuchen, welche nach der damaligen Methode, starke Schläge der Leydenschen Flasche bei Lähmungen anzuwenden, äußerst schmerzhaft ausfielen. Zugleich setzte er aus eigenen Mitteln einen Preis aus für die beste Abhandlung über die Paralysis.

Eine härtere Probe jenes Eifers für das Wohl seiner Mitbürger, gab ihm eine neue Methode an die Hand, eines von den mehreren Gebrechen zu heilen (Herniam), welche ihm seine dauernden Strapazen zugezogen hatten. Diese Methode ward hauptsächlich deswegen hintangesetzt, weil das dabei nothwendige Cauterisiren die Kranken zurückscheuchte.

Kaum hörte er jetzt von der neuen Kurart, so mußte sie ihm der Wundarzt genau auseinandersetzen, und hierauf trug er sich ihm zu diesem Versuche an. Das Alter, die Schwäche, und der dabei unvermeidliche grausame Schmerz machten den Wundarzt selbst furchtsam. Er widerrieth die Kur; allein Condamine glaubte durch sein Beispiel diese abschreckende, aber nützliche Methode in Gang zu bringen; dieß, und seine unwiderstehliche Wißbegierde trieben ihn, den Wundarzt gleichsam wider dessen Willen zu der Operation zu nöthigen.

Indeß mußte ein so gefahrvolles Unternehmen der zärtlichen Gattin gänzlich verborgen bleiben; nicht einmal ein Laut des Schmerzes durfte dabei hörbar werden.

Mit einer kaum glaublichen Fühllosigkeit ordnet Condamine Alles selbst an; weder die wiederholten Schnitte, noch das weißglühende Eisen sind vermögend, ihm eine einzige Klage zu entreißen. Vielmehr muß der Wundarzt den harten Mann ernsthaft zurückhalten, sich nicht, um selbst Zuschauer der Operation zu seyn, in Lagen zu setzen, wodurch er zwar diese übertriebene Neugierde befriedigte, aber auch zugleich Gefahr lief, die ganze Kur mißlingen zu lassen.

Sie ward indeß glücklich beendigt; allein die Verwundungen und der heftige Schmerz hatten bei einem so abgelebten schwachen Körper ein tödtliches Entzündungsfieber zur Folge. Jetzt sah der Greis dem Tode mit eben der Ruhe ins Gesicht, als ehemals der Volontair den Kugeln der Spanier bei Roses. Er beantwortete noch in einem eigenen Aufsatze die Frage, welche ihm ein fremder Gelehrter über die Sitten der Wilden vorgelegt hatte; ja er scherzte in Versen über die Folgen seiner Operation. Und als einer der ihn besuchenden Freunde sich mit ihm zu unbedeutend unterhielt, fragte ihn der Sterbende: „Haben Sie mir noch etwas Wichtiges zu sagen? Wo nicht, so müssen wir uns trennen; denn heute geht die Post nach Spanien, ich habe noch zwei Briefe dahin abzufertigen, und auf den folgenden Posttag kann ich nicht mehr rechnen."

Er starb bald darauf, behielt aber bis gegen den letzten Augenblick die deutlichste Besinnung, ja selbst ununterbrochenen Frohsinn.

Hier sehen wir also in einem der bewundernswürdigsten Beispiele, wie Seele und Körper gleichsam zusammen wetteifern, wer von beiden mehr beitragen sollte, um etwas Außerordentliches zu Stande zu bringen.

In Condaminen fanden sich, bei den seltensten Geistesgaben und vielartigsten Kenntnissen mit einander vereint: leidenschaftliche Wißbegierde; kalter kühner Unternehmungsgeist zu großen auf Kultur abzweckenden Entwürfen; eiserne Beharrlichkeit, diese durchzusetzen; hoher Edelsinn und Enthusiasmus für Menschenwürde und Menschenwohl; schnelleste Fassungskraft, sich jeder Lage anzupassen und ihre Widrigkeiten aus dem Wege zu räumen; seltne Klarheit und Popularität im Vortrage und im ganzen Benehmen; endlich mit allen diesen ein fester, jeder Fatigue, jedem Schmerze und Leiden bis zum Ungefühl Troß bietender Körper.

Unläugbar hatten nun diese Eigenschaften, deren Zusammentreffen die Unwahrscheinlichkeit einer Quine weit überstieg, viel Treffliches zum Fortschreiten der Kultur hervorgebracht: allein wie weit etwas Größeres für die gesammte Menschheit und für sein Vaterland insbesondere, würde nicht dieser erstaunliche Mann bewirkt haben, sobald Frankreichs Regierung ihm eine Stelle anwies, in welcher er zum Wohl des ganzen Staates im Großen seine Riesenkräfte anwenden konnte!

Aber wie höchst selten verstehen es die Regierungen, oder vielmehr wie selten wagen sie es, den Mann, der sich nur allein durch große Talente, durch richtige Einsichten, durch edlen Sinn und festen Charakter auszeichnet, gerade an die Stelle zu setzen, für die er ihnen von der Natur zum Besten der Staaten dargeboten wird!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Eberhard August Wilhelm <<von>>,

Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel

Bd.: 2

Stuttgart 1824

Geo.u. 498 b-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430359-7